

**Johann Schneider-Ammann, Yannick Buttet, Roy Moore, Henda Ayari**

Nummer 49 – 7. Dezember 2017 – 85. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Ein Schweizer namens Tariq Ramadan**

Der weltberühmte Genfer Intellektuelle und seine Feinde.

*Von Jürg Altwegg*

## **Hymne auf Juncker**

Wir werden diesen unterschätzten Freund der Schweiz noch vermissen.

*Von Gerhard Pfister*

## **Tatort «Rundschau»**

Alles noch viel schlimmer. *Von Alex Baur*

**Lewinsky, Gössi,  
Giacobbo, Muschg**  
Unsere Bücher  
des Jahres

4 194407 006904 4

# CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY  
YOUR  
MOMENT

**DS PODIUM**

GMT – SECOND TIME ZONE (24 H)

[WWW.CERTINA.COM](http://WWW.CERTINA.COM)



**COSC**

OFFICIALLY CERTIFIED  
CHRONOMETER



**Direkte Demokratie:** Weltwoche-Podium mit Köppel, Blocher, Steinegger und Bodenmann (v. l.).

Das Datum ist symbolträchtig: Am 6. Dezember jährt sich zum 25. Mal das Nein von Volk und Ständen zum EWR-Beitritt. Am Vorabend dieses Jubiläums lud die *Weltwoche* in Zusammenarbeit mit dem Efficiency Club ins Zürcher Volkshaus zu einem Streitgespräch mit drei damals führenden Exponenten: den einstigen Präsidenten von SP und FDPm, Peter Bodenmann und Franz Steinegger, sowie dem SVP-Strategen Christoph Blocher. Die Routiniers legten sich ins Zeug wie anlässlich der epochalen Auseinandersetzung 1992. Gleich zu Beginn lud Bodenmann die Spannung im Zürcher Volkshaus-Saal auf, indem er sagte, die Abstimmung sei «europapolitisch absolut unbedeutend» gewesen. Steinegger pflichtete bei: «Wir haben heute dieselbe Situation wie mit dem EWR, nur ein bisschen schlechter und teurer.» Blocher widersprach: «Dass die Verlierer meinen, die Abstimmung sei unbedeutend, ist ja klar.» Vor 25 Jahren sei die Unabhängigkeit des Landes an der Urne verteidigt worden.

Intensiv wurden aktuelle Fragen diskutiert, namentlich jene nach dem ominösen Rahmenvertrag. «Hat irgendjemand diesen Vertrag gesehen?», rief Bodenmann. Der Vertrag sei ein Schreckgespenst der Rechten. Sowieso sei es der Bundesrat gewesen, der die entsprechenden Verhandlungen angestossen habe. Blocher verwies darauf, dass schon zu seinen Bundesratszeiten der Wunsch nach einem Rahmenvertrag von Seiten der EU aufs Tapet gebracht worden sei. Es gehe Brüssel darum, die direkte Demokratie auszuschalten. Auch Steinegger sprach sich gegen die automatische Übernahme von EU-Recht aus: «Aus meiner Sicht sind solche Automatismen nicht verhandelbar.»

Trotz der Differenzen fand der Abend ein versöhnliches Ende: Bodenmann lobte Blochers «politische Leistung», die SVP «zur stärksten Partei der Schweiz gemacht zu haben», worauf sich der Angesprochene revançierte: «Peter

Bodenmann war der beste Präsident der SP, den ich erlebt habe.» Und Franz Steinegger, so Blocher, sei ein Urner «mit dem Herz auf dem rechten Fleck».

Pünktlich zur Adventszeit erhalten die Abonnenten den *Weltwoche*-«Winterzauber» als redaktionelle Beilage. Lassen Sie sich auch dieses Jahr auf über dreissig Seiten weihnachtlich inspirieren. Von Persönlichkeiten und Spezialisten erfahren Sie – neben fünfzig interessanten Geschenkideen –, was den perfekten Schweizer Winter ausmacht, wie man sich am wirkungsvollsten fit hält, wo die winterlichen Modetrends liegen und was es mit der Kunst des Schenkens auf sich hat. Das Titelblatt des «Winterzaubers» gestaltete die junge Amerikanerin Becca Stadlander aus Covington, Kentucky. Viel Vergnügen!

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,

Julia Dunlop (*Assistentin*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Digitale Sicherheit: jetzt aktualisieren.

[ubs.com/securitycheck](https://ubs.com/securitycheck)

# Duschen mit Doris

Der Fall Buttet oder Sexismus ist eben nicht gleich Sexismus.

Lustig haben es die Christlichdemokraten. Unser Bild zeigt die damalige Fraktionspitze in einer Bar beim Bundeshaus. Eng umschlungen sind Yannick Buttet (links), Christophe Darbellay (Mitte) und im liebevollen Schwitzkasten Viola Amherd, die für ihre Partei im Nationalrat nach wie vor die Stellung hält. Am Stehtisch im Hintergrund recherchieren die beiden Journalisten Ruedi Studer (*Blick*) und Othmar von Matt (*Schweiz am Wochenende*).

Es ist ein Bild aus glücklicheren Tagen. Jetzt sieht sich Yannick Buttet, der Nochnationalrat aus dem Kanton Wallis, heftigen Angriffen aus den eigenen Reihen ausgesetzt. Man entrüstet sich über seinen Alkoholkonsum, was angesichts unseres Dokuments etwas hergeholt, ja doppelmoralisch erscheint. Vor allem aber bemängelt man seinen Umgang mit Frauen. Buttet soll, wenn er mit seinen Kollegen an einem der zahlreichen Berner Apéros einen draufmachte, allzu enthemmt aufs andere Geschlecht zugegangen sein.

Jetzt schaltete sich auch CVP-Bundespräsidentin Leuthard in die Debatte ein. Das Verhalten des Walliser Kollegen bezeichnete sie als «indiskutabel». Für den bedauernswerten Leichtfuss kommt erschwerend hinzu, dass er nicht nur Frauen im Bundeshaus «antanzte», wie eine Nationalrätin klagte. Er liess sich darüber hinaus auch noch frühmorgens im Garten seiner Ex-Freundin erwischen, nachdem diese die Polizei gerufen hatte, um den verzweifelt Verliebten, wiewohl anderweitig glücklich-verheirateten abzuwehren.

Selbstverständlich muss man den Sexismusvorwurf, auch wenn keiner so genau weiss, was es ist, sehr ernst nehmen. Ich zum Beispiel fand es hochgradig sexistisch, als Bundespräsidentin Doris Leuthard im Freiamt vor bald zwanzig Jahren für ihre National- und Ständeratskandidatur warb, indem sie Tausende Beutel mit Duschmittel und ihrem Bild darauf verteilen liess. Der Slogan «Duschen mit Doris» wurde zum geflügelten Wort, und die Kandidatin wurde glanzvoll gewählt. Vielleicht auch deshalb, weil im erzkatholischen Aargau niemand auf die Idee kam, die duschende Politikerin beim Wort zu nehmen.

Heute wäre so eine Aktion im sexismusfeindlichen Klima des Bundeshauses, um mit Leuthard zu sprechen, «indiskutabel». Vor allem Männer stehen unter Generalverdacht. Eine Politikerin, die ich noch nie ohne kurzen Rock oder hautenge Bluse gesehen habe, beschwert sich, sie würde mit gewissen Herren niemals in den Lift steigen. Eine Kollegin, die anonym

bleiben will, sieht sich nach Zeitungsberichten von «sexuellen Raubtieren» umzingelt, die Frauen «nur als ein Stück Fleisch betrachten».

Halten wir dagegen: Das Bundeshaus ist ein Tempel der Missverständnisse. Im Durcheinander der Signale verliert man leicht den Überblick. Menschen neigen zu Irrtümern. In der Politik verschärft sich die Anfälligkeit.

So ist mir kürzlich Folgendes passiert: Ich gehe fast grusslos an einer Journalistin vorbei, die mich normalerweise in die Pfanne haut. Als ich meinen Mantel überstreife, erreicht mich eine SMS. Die Journalistin schreibt, dass ihr



Buttet, Darbellay, Amherd: feuchtfröhliche CVP.

mein letztes «Editorial» besonders gut gefallen habe. Merkwürdig. Gelobt hat sie mich noch nie. Das muss eine Finte sein. Ich antworte nichtssagend höflich. Worauf surrend die nächste Botschaft eintrifft: «Schade, dass Sie nicht mehr in die Bar gegangen sind.»

Wir fragen: Wie ist eine solche Aufforderung im aufgeheizten Sexismusklima zu verstehen? War das ein harmloser Aufruf, die politischen Diskussionen bei einer Tasse Tee an einem Bundeshaustresen gesittet fortzusetzen? War es eine Falle? Oder schwang da im Ausdruck des Bedauerns so etwas wie ein Angebot, ja eine Aufforderung mit, die Möglichkeiten der Inter-

aktion auch ausserhalb des Weltanschaulichen auszutesten? Hat mich die Journalistin eben angebaggert, oder stelle ich mir das nur vor? Nicht auszudenken, wie Yannick Buttet diese SMS gedeutet hätte, womöglich noch nach einem ersten Drink.

Was ich damit sagen will: Frauen senden Signale aus, wörtliche, nichtwörtliche, feinstoffliche, die Männer falsch verstehen können. Auch Männer senden, oft weniger subtil, Signale aus, die Frauen falsch verstehen können. Das Leben zwischen Mann und Frau besteht zu einem guten Teil darin, gemeinsam herauszufinden, was wir eigentlich gemeint haben.

Vor dem Zeitalter des Sexismus war einer wie Buttet, der sich Mut antrinken muss, um sich dann erfolglos an Frauen heranzumachen, nur ein beklagenswerter Verlierer. Heute ist Buttet ein Sexist, also ein halber Verbrecher. Der sogar von einer Bundespräsidentin gerügt wird, die selber nichts dabei findet, ihre Wähler zum Duschen einzuladen. Oder was ist mit EU-Chefkommissar Jean-Claude Juncker, der alle Frauen abküsselt, die ihm unter die Finger geraten? Sexismus ist eben nicht gleich Sexismus.

Gemäss Duden ist Sexismus, wenn man jemanden, nur weil er ein Mann oder eine Frau ist, für minderwertig hält. Wobei der Sexist, wenn er denn entlarvt ist, von seinen Kritikerinnen, die er für minderwertig hält, weil sie Frauen sind, ebenfalls für minderwertig gehalten wird, weil er ein Sexist ist, wobei diese retroaktive Herabsetzung des Mannes dann nicht unter den Begriff des Sexismus fällt. Man sieht: Es ist kompliziert.

Kein Missverständnis: Wir reden hier nicht von Sexualdelikten und böartigem Machtmissbrauch. Wir reden von jenem hochempfindlichen Resonanzraum zwischen Mann und Frau, in dem Kollege Buttet offenkundig nicht mit dem absoluten Musikgehör navigiert.

Bevor sich nun aber alle aus Angst vor Sexismus, was immer das ist, auf die eigene Scholle verkriechen, sollten sie etwas nicht vergessen: Jede Beziehung zwischen Mann und Frau beginnt mit einem Übergriff. Die Frauen senden, die Männer empfangen und interpretieren. Bis zum Schluss weiss der Mann nicht, ob sein Vortasten im Glück, in der Ablehnung oder neuerdings vor dem Polizisten endet. Die Frauen wiederum erwarten vom Mann – und bewundern ihn auch dafür –, dass er ihren Todesstreifen der Vieldeutigkeit immer wieder mutig und auch elegant durchschreitet, um sich auf dem Weg zum Erfolg stets aufs Neue zu blamieren.

Es bringt also nichts, wenn wir die natürliche Kampfzone zwischen Mann und Frau mit der Sexismusbombe zum Minenfeld aufrüsten. Und bei Männern, die wirklich nicht verstehen wollen, liebe Frauen, hilft immer noch die gute, alte Ohrfeige. Dabei sollten wir es im Fall Buttet nun aber wirklich bewenden lassen.

Im Schnitt  
einfach  
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und  
individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Ohne Schleier: Henda Ayari. Seite 22



Sonderfall Finnland: Seite 58



«Wir müssen verdammt aufpassen, dass wir nicht selbstgefällig werden.»

Johann Schneider-Ammann: Seite 30

## Titelgeschichte

- 18 **Tariq Ramadan** Wandlungen und Widersprüche im Leben des muslimischen Intellektuellen
- 22 **Henda Ayari** Die Autorin und frühere Salafistin wirft Tariq Ramadan Vergewaltigung vor

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 **Kommentar**  
Friedenspfeife und Pfeifentzen
- 12 **Justiz** Schuldvermutung
- 12 **Medien** Denkfaule SRG
- 13 **Ausland** Steuerparadies Amerika
- 14 **Kopf der Woche** Dominique de Buman (CVP) ist «höchster Schweizer»
- 24 **Essay der Woche** Teenager von heute: Handy statt Sex, Drogen und Rebellion
- 26 **Die andere Meinung** Gerhard Pfisters Ehrenrettung für Juncker
- 28 **Mörgeli**  
Schmuddelpresse und Sippenhaft
- 28 **Bodenmann**  
Sion 2026: Constantin schneller
- 29 **Medien**  
Neuer CEO bei der NZZ
- 29 **Die Deutschen**  
Söhne Mannheims

## Interviews

- 30 **Johann Schneider-Ammann**  
Der weitgereiste Wirtschaftsminister zur Lage der Schweiz
- 36 **Mario Poletti** Der «Rundschau»-Chef zu den Vorwürfen des Staatsanwalts im Fall Sasa Sindelic
- 54 **Bill Armistead**  
Der Wahlkampfchef von Roy Moore zu den Senatswahlen in Alabama
- 88 **Ilan Stephani** Die Ex-Prostituierte über scheinheilige Vorurteile

## Inland

- 34 **Ein einzig Volk von Staatsdienern**  
Die Personalkosten steigen weiter
- 36 **Fall «Rundschau»** Wie das Fernsehen das Opfer zur Täterin machte
- 39 **Ruedi Matter** Karitativer SRF-Chef auf Kosten der Billag-Zahler
- 40 **Kanton Zürich auf Linkskurs**  
Schlagseite im wichtigsten Wirtschaftskanton der Schweiz
- 42 **Falle Eigenmietwert** Kampf eines Rentners um Ergänzungsleistungen
- 43 **«Womanspreading»**  
Breitbeinige PR-Feministinnen
- 44 **Yannick Buttet** Viele Vorwürfe an den Walliser CVP-Nationalrat sind haltlos

## Ausland

- 54 **Roy Moore – Showdown in Alabama**  
Die Senatswahl im Südstaat und die Folgen für die amerikanische Politik
- 56 **Inside Washington**  
Sturm im Wasserglas?
- 58 **Hundert Jahre Finnland**  
Aufstieg vom Armenhaus zum prosperierenden EU-Mitglied
- 61 **Schatten im Paradies**  
Machtkampf in der bayerischen CSU
- 63 **Brief aus Berlin**  
Der «Jamaika»-Ausstieg der FDP

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 46 **Künstliche Intelligenz** Kommt es zum Volksaufstand gegen Roboter?
- 48 **Berlusconiisierung von links**  
Spendierfreudige linke Millionäre
- 49 **Tabak** Verpaffte Steuermillionen
- 50 **Bitcoin – 7 Fragen und Antworten**  
Alles über die Onlinewährung
- 52 **Aufstieg der Superstar-Firmen**  
Segen für die Konsumenten



# PARMIGIANI

FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

Kalparisma Agenda  
Bis ins kleinste Detail  
in der Schweiz hergestellt  
[parmigiani.com](http://parmigiani.com)

ASCONA Gioielli-Orologi Herschmann | BASEL Gübelin | BERN Gübelin | INTERLAKEN Kirchhofer | KLOSTERS Maissen  
LUGANO Gübelin | LUZERN Gübelin, Les Ambassadeurs | ST. GALLEN Labhart-Chronometrie | ST. MORITZ Gübelin  
ZERMATT Haute Horlogerie Schindler | ZUG Lohri | ZÜRICH Gübelin, Les Ambassadeurs



*Epochales Werk:* Autor C. F. Meyer mit seiner Familie in Kilchberg. Seite 66



*Sex gegen sozialen Status:* Ilan Stephani. Seite 88

## Literatur-Spezial

- 66 C. F. Meyer «Jürg Jenatsch»
- 68 Hörbuch C. F. Meyers Gesamtwerk
- 70 Daniel Kehlmann «Tyll»
- 71 Andrea Gerster «Alex und Nelli»
- 72 S. Corinna Bille «Für immer Juliette»
- 73 Nagel & Kimche Neuer Besitzer
- 74 Bücher des Jahres Empfehlungen von Prominenten, Experten und Autoren
- 78 Peter Handke «Einfache Fahrt ins Landesinnere»
- 79 Oskar Freysinger «Bergfried»
- 80 «Mit Linken leben»; «Mit Rechten reden» Zwei Ratgeberbücher

## Kultur & Gesellschaft

- 35 Pro und Kontra: Weihnachtsmärkte  
Romantik oder überflüssiger Kitsch?
- 64 Ikone der Woche  
Robin Wright in «House of Cards»

## Rubriken

- 11 Im Auge  
Prinz Harry
- 16 Personenkontrolle
- 17 Nachruf Slobodan Praljak
- 81 Sprache Störmanöver
- 82 Die Bibel Über die Tiere herrschen
- 82 Kino «On Body and Soul»
- 83 Knorrs Liste
- 83 Jazz Ella Fitzgerald
- 84 Thiel Wahrheit
- 84 Namen  
Star für einen Abend
- 84 Fast verliebt Wunder von Bern
- 85 Unten durch Pfählungsmodus
- 86 Wein Flug über die Anden
- 86 Zu Tisch Restaurant  
«Schloss Schauenstein», Fürstenu
- 87 Auto BMW X3 30d
- 90 Darf man das? / Leserbrief



# Anlageerfolg beginnt im Beratungsgespräch

Mit der richtigen Begleitung erreicht man jedes Ziel besser. Das gilt ganz besonders beim Anlegen. Darum bietet die Zürcher Kantonalbank mit ihrer neuen Anlagewelt neue Servicemodelle an – für jeden das passende.

Soll es der Uetliberg, das Matterhorn oder gar der Kilimandscharo sein? Egal, ob man eine einfache Bergwanderung oder eine anspruchsvolle Hochgebirgstour in Angriff nehmen will: Ein kompetenter Partner hilft mit, die Route optimal zu planen, Steine aus dem Weg zu räumen und Risiken möglichst klein zu halten.

## Realisten kommen weiter

Ähnlich wie die Berge versprechen die globalen Finanzmärkte attraktive Aussichten – und zwar punkto Renditechancen. Doch Anleger müssen auch hier gefährliche Abhänge ohne Sturz überwinden können. Darum empfiehlt es sich, den wichtigen Schritt an die Börse mit einer erfahrenen Fachperson vorzubereiten. Die Berater der Zürcher Kantonalbank begleiten ihre Kunden gerne dabei.

Seriöse Beratung beginnt immer mit einer umfassenden Bedürfnisabklärung. Je genauer Kundenbetreuer die individuelle finanzielle Situation von Kunden verstehen, desto besser können sie diese zu einer passenden Lösung führen. Schon vor dem ersten Anlageschritt muss geklärt sein, ob ein Kunde finanzielle Sicherheit sucht, Gewinnmaximierung anstrebt oder einen langgehegten Wunsch verwirk-

lichen will. Dabei gilt es realistisch zu bleiben und das Machbare zu verfolgen.

## Die Risikofreude definiert die Strecke

Jede Lebensphase zeichnet sich durch neue Herausforderungen aus. Je nachdem, ob man eine Familie gründen will oder bereits Enkelkinder hütet, stehen andere finanzielle Aspekte im Vordergrund. Wer sich nur auf sicheren Pfaden wohl fühlt, sollte eine andere Wegstrecke wählen als jene, die bereit sind, riskante Felsen zu erklimmen. Die Einstellung zu Risiken bestimmt darum, welche Anlagestrategie sich für einen Kunden eignet. Zudem bringen heute nicht wenige Kunden Erfahrungen in der Finanzwelt mit, andere wollen sich nicht damit befassen – oder haben keine Zeit dazu. Um jedem dieser Bedürfnisse entgegenzukommen, bietet die Zürcher Kantonalbank drei Servicemodelle an: «Delegation», «Beratung» und «Execution Only».

## Servicemodelle: Wegweiser oder Bergführer?

Das Modell «Delegation» bietet einen Alles-inklusive-Service. Spezialisten kümmern sich verantwortungsvoll und weitsichtig um die gesamte Vermögensverwaltung. Anleger werden entlastet und gewinnen wertvolle Zeit für sich selbst. Dieses Modell umfasst

das ZKB Fondsportfolio und die ZKB Vermögensverwaltung. Letztere gibt es in den Varianten «Classic», «Premium» und «Expert». Jedes Angebot richtet sich nach der Höhe der Investition und den individuellen Vorstellungen des Kunden.

Im Modell «Beratung» überwachen die Experten der Bank das Kundenportfolio. Und sie unterbreiten den Kunden interessante Anlagevorschläge, die auf die individuellen Bedürfnisse und das Portfolio ausgerichtet sind. Doch es liegt am Kunden, die Vorschläge umzusetzen. Auch bei der ZKB Anlageberatung hat man die Wahl zwischen «Classic», «Premium» und «Expert». Wer sich für Expert entscheidet, erhält sogar einen Anlagespezialisten zur Seite.

«Execution Only» schliesslich, die dritte Variante, bietet sich Kunden an, die nur ihre Aufträge über die Bank abwickeln möchten, aber keine Beratung benötigen.

Dank ihrer neuen Anlagewelt ermöglicht die Zürcher Kantonalbank einem breiten Publikum Anlagen nach seinen Vorstellungen zu tätigen. Genau wie beim Bergsteigen entscheidet jeder Kunde, ob er seinen Weg gehen oder sich von einem erfahrenen Bergführer begleiten lassen will. Für jeden findet sich das passende Servicemodell.

## Kompetentes Expertenteam

Die Zürcher Kantonalbank stellt ihre ganze Wertschöpfungskette in den Dienst ihrer Kunden: Christoph Schenk, der Chief Investment Officer (CIO) und sein Expertenteam analysieren laufend die Märkte und bestimmen die monatliche Anlagepolitik, mit der sie die Anlagen stets auf die aktuelle Marktsituation ausrichten. Im optimalen Portfolio des CIO sind Risiko und Rendite jederzeit optimal aufeinander abgestimmt. In der Vermögensverwaltung delegieren Kunden die Anlageentscheidungen an die Zürcher Kantonalbank. Beim Beratungsmandat erhalten sie Vorschläge zur Portfoliooptimierung, die sie annehmen oder ablehnen können. In beiden Servicemodellen profitieren Kunden direkt vom Expertenwissen und einer laufenden Portfolioüberwachung.

## Jetzt Beratungstermin vereinbaren

Prüfen Sie jetzt, ob Sie bereits optimal investiert sind – und lassen Sie sich persönlich und professionell beraten. Hier sind Sie an der richtigen Adresse: [zkb.ch/anlegen](http://zkb.ch/anlegen)



Christoph Schenk, Chief Investment Officer (CIO) der Zürcher Kantonalbank

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957

**BEXER**

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63



**INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™**

# Friedenspfeife und Pfeifentanzen

Von Christoph Mörgeli — Die FDP nähert sich Schritt für Schritt der institutionellen EU-Bindung an. Eben noch tönte es ganz anders.



Guillotine-Klausel-Slalom: Petra Güssi.

Vor der Wahl ist nicht nach der Wahl. Aussenminister Ignazio Cassis, der vor seiner Wahl in den Bundesrat den europapolitischen «Reset-Knopf» drücken und die Guillotine-Klausel wegverhandeln wollte, scheint seinen Kurs zu korrigieren. Gedrängt von einer bundesrätlichen Mehrheit, wozu auch sein Parteikollege Johann Schneider-Ammann gehört, stellt Cassis nun den Kompass in Richtung Rahmenvertrag, wie ihn die EU seit 2008 für weitere bilaterale Verträge einfordert. Wie zuvor die CVP richtet der Tessiner sein Augenmerk auf die «fremden Richter», bei denen er den grössten Widerstand im Volk befürchtet. Laut *Sonntagszeitung* hat Cassis die Spezialisten seines Departements angewiesen, nach Lösungen zu suchen, wie das Efta-Gericht anstelle des Europäischen Gerichtshofes als übergeordnete Schiedsstelle ins Spiel gebracht werden könnte.

## «Enter-Knopf» statt «Reset-Knopf»

Ignazio Cassis ist damit ab sofort nicht mehr der europapolitische Bremsklotz, als den er sich der SVP empfahl. Er setzt vielmehr auf eine Vorwärtsstrategie in der Hoffnung, den «fremden Richtern» eine Alternative entgegenstellen zu können. Dass sich die Gegner des Rahmenvertrags damit zufriedengeben, scheint allerdings ausgeschlossen. Denn dass die umstrittene Schiedsgerichtsbarkeit mit einem diplomatischen Winkelzug wie dem

Efta-Gerichtshof erledigt werden könnte, war zu erwarten. Nicht gelöst wäre damit freilich das Problem der automatischen beziehungsweise dynamischen EU-Rechtsübernahme. Denn diese ist es ja in erster Linie, welche die Souveränität der Schweiz und die direktdemokratischen Volksrechte aushebeln würde.

Für seinen Kurswechsel benötigt Bundesrat Ignazio Cassis unbedingt die FDP. Dummerweise hat Parteipräsidentin Petra Güssi in der *Zentralschweiz am Sonntag* eben noch bekräftigt, die Freisinnigen würden die Kohäsionsmilliarde zugunsten der EU «nicht bedingungslos absegnen». Die Ost- und Südhilfe sei «ein Pfand, das die Schweiz in den Verhandlungen mit der EU in die Waagschale werfen muss. [...] Zudem muss die Guillotine-Klausel weg.» Denn die drohende Kündigung aller sechs bilateralen Verträge verhindere die Aktualisierung wichtiger Wirtschaftsabkommen.

## Dass bei der FDP aus dem «Reset» so schnell ein «Enter» wurde, überrascht nur Aussenstehende.

Zwischenzeitlich stellt die FDP-Chefin in der *Sonntagszeitung* klar, sie habe die Zustimmung zum Kohäsionsbeitrag nie mit dem Wegfall der Guillotine-Klausel verknüpft. Der Bundesrat müsse versuchen, ein Rahmenabkommen mit der EU auszuhandeln, «das die Guillotine-Klausel überflüssig macht». Dies wäre zweifellos der Fall, wenn die EU der Schweiz ihre Rechtssetzung vorschreiben könnte.

Dass bei der FDP aus dem europapolitischen «Reset-Knopf» so schnell ein «Enter-Knopf» wurde, überrascht nur Aussenstehende. Der Druck auf die Partei durch die Wirtschaftsverbände – vorab Economiesuisse und Bankiervereinigung – zum Abschluss eines Rahmenvertrags ist enorm. Dabei hat FDP-Nationalrat Hans-Ulrich Bigler vor nicht allzu langer Zeit gefordert, die Schweiz dürfe sich nicht einseitig von der EU abhängig machen: «Darauf aber würde ein institutioneller Rahmenvertrag mit automatischer Rechtsübernahme hinauslaufen. Das lehnen wir ab.» Auch Güssis Vorgänger Philipp Müller hat den von der EU geforderten Rahmenvertrag weit von sich gewiesen: «Wir müssten völlig nach der Pfeife der EU tanzen und hätten nichts zu sagen. Da könnten wir ja gleich beitreten. Das will die FDP sicher nicht.» Mittlerweile zeichnet sich ab, dass die FDP doch irgendwie will.

# Eismann



Prinz Harry, Kühlschranks-Mitbenutzer.

Es gibt dieses verräterische Video aus seiner Dienstzeit als Apache-Helikopter-Kampfpilot in Afghanistan. Da rennt Prince Henry Charles Albert David of Wales, kurz Harry, mitten aus einem Interview dem vorbeierollenden Glace-Van hinterher, getrieben vom *Gluscht* auf seine heissgeliebte Erdbeer-Eis-creme. Das lässt psychologisch tief blicken. Als Harry, 33, unlängst als Frischverlobter auftrat mit seiner Flamme Meghan Markle, kommentierte sein zwei Jahre älterer Bruder und Thronfolger William das Herzereignis, das die Regenbogenwelt in Wallungen versetzte, mit britischem Humor: «Dann wird er nicht mehr unseren Kühlschranks leeren.» Das war zugleich Spott und ein angedeuteter Verrat. Der Frigidaire gilt als intime Versteckzone unserer Sünden und Wünsche, und es war seinerzeit eine nationale Sensation, als die ständig gegen ihr Übergewicht kämpfende Bundesrätin Ruth Dreifuss für eine mitfühlende Frauenzeitschrift die Türe zu ihren Gefrierfächern mit den verbotenen Verführungen öffnete. (Diesen fabelhaften Komfortapparat hat 1876 der dafür geadelte deutsche Pfarrerssohn und Ingenieur Carl von Linde erfunden, den die ETH Zürich nach einem Studentenprotest ohne Abschluss verjagt hatte.)

Prinz Harry ging da sehr viel weiter. Vor vier Jahren liess er sich mit vier Kumpeln zwanzig Stunden lang in eine Kühlkammer einsperren. Aber nicht, um zu naschen oder für ein griffbereites Bier, sondern als Vorbereitung auf eine Expedition zum Südpol in einem Klimasimulator, dessen Innentemperatur auf minus 55 Grad absank. Unglücklicherweise brach er sich dann eine Zehe – unter welchen Umständen, blieb ungeklärt. Den fünfzehn Tage dauernden Gewaltmarsch bei Temperaturen bis zu minus 40 Grad bewältigte er dennoch, für einen guten Zweck, ein Soldatenhilfswerk unter seiner Schirmherrschaft. Den Nordpol hatte der kälteresistente Prinz schon 2011 bezwungen. Auf dass die Eiswürfel in den Gläsern klingeln, wenn Prinz Harry im kommenden Mai auf Schloss Windsor heiratet. *Peter Hartmann*

## Schuldvermutung

Von Alex Baur — Linke verlangen eine Beweislastumkehr. Sie rennen damit offene Türen ein.

In dubio pro reo. Man braucht kein Latein studiert zu haben, um den Grundsatz zu verstehen, der in unserem Strafrecht über allem steht. Jeder kennt ihn. In einem Rechtsstaat muss keiner seine Unschuld beweisen. Jeder gilt so lange als unschuldig, bis nicht rechtskräftig das Gegenteil bewiesen ist.

Nationalrat Mathias Reynard (SP, VS) verlangt nun in einer parlamentarischen Initiative eine Umkehr der Beweislast bei sexueller Belästigung: Bis zum Beweis des Gegenteils ist davon auszugehen, dass eine Beschuldigung stimmt. Bereits 2011 scheiterte Franziska Teuscher (GP, BE) mit einem ähnlichen Vorstoss, mit 58 zu 116 Stimmen. Ein Achtungserfolg.

Just linke Kreise, die allenthalben Angriffe auf den Rechtsstaat wittern, schräubeln eifrig an dessen Fundament herum. Zwar fordern nur wenige direkt die Aufhebung der Unschuldsvermutung. Die Rede ist meist von einer diffusen «Beweislasterleichterung», was immer das sein soll. Wirklich betrüblich ist aber: Sie rennen damit offene Türen ein.

In der Praxis gilt in der Schweiz bei Sexualdelikten schon lange eine Art Unschuldsvermutung light. Es beginnt bei Zwangsmassnahmen – U-Haft, Rayonverbote oder Obhutsentzug –, die oft fast automatisch gegen Angeschuldigte verfügt werden. Falschanschuldigungen sind in diesem System faktisch nicht mehr vorgesehen. Und wenn eine solche auffliegt, hat es kaum Folgen.

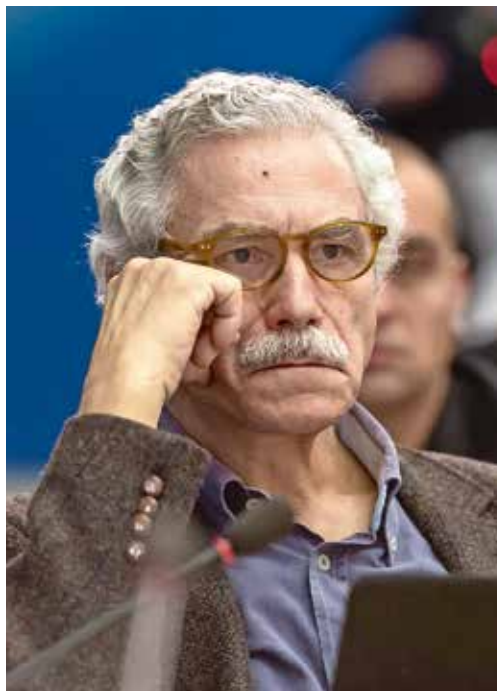
### Im Zweifel wird angeklagt

Wer eine Strafanzeige erstattet, erhält automatisch den Status des Opfers. Wo aber das Opfer von allem Anfang an feststeht, ist auch der Täter vorbestimmt. Im Zweifel wird angeklagt. Zweifel an der Schuld führen in der ersten Instanz bestenfalls zu einer Straf-milderung, wie die Erfahrung zeigt. Mögen sich die Berufungsinstanzen mit der delikaten Rechtfertigung eines Freispruches herumschlagen.

Im Zivilrecht hat sich die Schuldvermutung in vielen Bereichen längst eingeschlichen. Arbeitgeber oder Hauseigentümer müssen im Streitfall unter Umständen eine sehr gute Rechtfertigung bereithalten. Diese Tendenz ist auch im Finanzbereich, bei der Produkthaftung, beim Datenschutz oder bei angeblichen Diskriminierungen etwelcher Art zu beobachten. Missbräuchliche Klagen werden dabei billigend in Kauf genommen.

## Denkfaule SRG

Von René Zeller — Der Zuspruch zur No-Billag-Initiative ist anhaltend hoch. Das liegt auch daran, dass die Verantwortlichen der SRG nicht fähig sind, argumentativ gegenzusteuern.



No-Billag als Chance: Oswald Sigg.

Prosperieren oder liquidieren: Für den SRG-Präsidenten Jean-Michel Cina setzen die No-Billag-Initianten der schweizerischen Rundfunkgesellschaft die Pistole auf die Brust. Spielraum vermag der einstige Walliser CVP-Staatsrat beim besten Willen nicht zu erkennen. Wenn das Volk im kommenden März ja sage zum Volksbegehren, würden in den Studios der SRG die Lichter ausgehen.

Noch selten hat ein eidgenössischer Abstimmungskampf bereits Monate vor dem Urnengang die Gemüter derart in Wallung gebracht. Eine erste Zwischenbilanz ergibt: Die vielstimmigen Gegner des Volksbegehrens schneiden schlecht ab. Die SRG wird zum Rettungsanker der direktdemokratischen Schweiz stilisiert, zum unentbehrlichen Mörtel, der die Sprachregionen zusammenhält, zur journalistischen Anti-Fake-News-Bastion. Völlig nebulös bleibt allerdings, ob die SRG weiterhin munter an der Kommerzschraube drehen darf. Und vor allem: Die längst überfällige Debatte, was die SRG unter der Worthülse Service public versteht, wird von den Fernsehmachern und ihren politischen Supportern – Medienministerin Doris Leuthard inklusive – weiträumig umkurvt.

Geradezu wohltuend mutet es an, wenn ausnahmsweise ein SRG-Befürworter gegen den Strom schwimmt. Oswald Sigg war einst Informationschef der SRG-Generaldirektion. Vorher und nachher diente er mehreren Bundesräten

als Sprecher, nämlich Willi Ritschard, Otto Stich, Adolf Ogi, Samuel Schmid und Moritz Leuenberger. Von 2005 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2009 wirkte der Sozialdemokrat Sigg als Vizekanzler und Bundesratssprecher.

Diese graue Eminenz der öffentlich-rechtlichen Kommunikation fordert die SRG sinn-gemäss auf, endlich aus der Deckung hervorzutreten. In einem Interview mit der *Zentralschweiz am Sonntag* trommelt Oswald Sigg für einen Service public, der diesen Namen auch verdient. Die No-Billag-Initiative müsse unbedingt als Chance betrachtet werden, begangene Fehler zu korrigieren, den Kompass neu zu justieren. Das bedeutet laut Sigg zum Beispiel: «Aufhören mit der Kommerzialisierung, welche die SRG vor allem in den letzten Jahren stark vorangetrieben hat.» Unverständlich sei ferner, dass der Bundesrat der SRG erlauben wolle, zielgruppenspezifische Werbung zu schalten. Das widerspreche Absatz 4 in Artikel 93 der Bundesverfassung («auf die Aufgabe und Stellung anderer Medien, vor allem der Presse, ist Rücksicht zu nehmen»). Die Werbeallianz Admeira, welche die SRG mit Swisscom und Ringier gezimmert hat, sei eine Fehlkonstruktion («so etwas macht man nicht»).

Aus der Distanz des versierten Beobachters legt Oswald Sigg den Finger auf wunde Punkte. Und er wartet mit weiteren Vorschlägen auf, die es verdienen würden, ernsthaft diskutiert zu werden. Verquer sei es, wenn die öffentlich-rechtliche Rundfunkgesellschaft vor Urnengängen mit Abstimmungsumfragen in die Meinungsbildung eingreife und die Spannung kitzle. Die SRG habe profundere Möglichkeiten, ihre wichtige Bedeutung in der direkten Demokratie zu unterstreichen.

### Debatten-Verweigerung

Mit Oswald Sigg hält ein unverdächtiger Zeitgenosse der SRG und ihren politischen Mitstreitern den Spiegel vor. Nüchtern benennt er Themen, die diskutiert und korrigiert werden sollten. Merken die Verantwortlichen der SRG, dass sie im Abstimmungskampf nicht punkten, wenn sie den Kopf in den Sand stecken, die Debatte verweigern und sich so als penetrant denkfaul präsentieren? Oder glauben Jean-Michel Cina & Co., es genüge, wenn die kommerziell mit der SRG verbandelte Ringier-Boulevardpresse die Werbetrommel rührt? Wann hat man letztmals eine Institution erlebt, die im direktdemokratischen Wind draussen unbeholfener aufgetreten ist als die SRG?

# Neues Steuerparadies Amerika

Von Hansrudolf Kamer — Die Steuerreform der Republikaner hat die vorletzte Hürde genommen. Sie verspricht stärkeres Wachstum und wird mitentscheiden, wie die nächsten Wahlen laufen.



Steuern sind immer politisch. Das zeigt sich an der Steuerreform, die der amerikanische Kongress wohl bis zum Jahresende verabschiedet wird. Es wäre die erste grössere seit der Reagan-Ära, insbesondere jener von 1986, die damals noch unter Mitwirkung einiger Demokraten zustande gekommen war.

Doch Politik über die Parteigrenzen hinweg ist ausser Mode gekommen. Die Demokraten boxten, als sie unter Obama die Mehrheit in beiden Kammern hatten, ihre famose Reform des Gesundheitswesens durch, die fast alle Ziele verfehlte, die damals zu ihrer Propagierung vorgebracht wurden.

Beide Kammern haben ihre Versionen der Steuervorlage verabschiedet – zuletzt der Senat mit 51 gegen 49 Stimmen. Alle Demokraten stimmten dagegen, ebenso als einziger Republikaner Bob Corker aus Tennessee, der sich bereits früher einen Namen als Trump-Gegner gemacht hatte. Bei einem Stimmengleichstand hätte Vizepräsident Michael Pence den Stichentscheid gefällt.

## Einigkeit trotz Spannungen

Es geht um Politik und in zweiter Linie um die Wirtschaft. Erstmals ist es gelungen, das republikanische Establishment mit Präsident Trump auf eine Linie zu bringen. Das ist weniger das Verdienst des twitternden Hausherrn an der Pennsylvania Avenue als vielmehr jenes des Mehrheitsführers im Senat, Mitch McConnell, der nach dem Debakel bei der Auseinandersetzung über die Gesundheitsreform nun einen Beweis seines Könnens abgeliefert hat. Die Republikaner müssen zeigen, dass sie überhaupt regieren können.

Dabei geholfen hat ihnen wider Willen die *New York Times*, die eine Lobby-Kampagne gegen zaudernde republikanische Senatoren entfesselt hatte. Der Schuss ging nach hinten los. Alle unsicheren Kantonisten stimmten dann für die Vorlage. Das ist bemerkenswert, weil die Spannungen in der Grand Old Party erheblich sind.

In gut einer Woche findet die Ersatzwahl in Alabama statt, wo der «Rebell» Roy Moore trotz der Vorwürfe wegen sexueller Belästigung noch mithalten kann. Der Ausgang dieser Wahl spielt auch eine Rolle für die Steuer-

reform. Die Schlussabstimmung soll erfolgen, bevor der Neue aus Alabama im Senat in Washington seinen Sitz einnehmen kann.

Sowohl Roy Moore als auch der Demokrat Doug Jones sind Gegner der Vorlage, die nach ihrer Meinung die Reichen bevorzugt und alle Übrigen benachteiligt. Der Republikaner Luther Strange, der den Sitz bis zur Vereidigung seines Nachfolgers hält, hat dagegen für den Entwurf gestimmt.

Die Steuerreform ist das politische Kernstück von Trumps erster Amtsperiode. Alles Übrige hängt von ihr ab, will sagen: ihren Folgen. Sie entscheidet wohl darüber, ob die Republikaner nächstes Jahr ihre Mehrheiten im Kongress verteidigen können und ob Trump 2020 Chancen auf eine Wiederwahl hat.

Ihr Zweck ist es, das Wirtschaftswachstum so anzukurbeln, dass nicht nur «die Reichen» profitieren, sondern dass es breit und tief genug ist, damit auch Hillary Clintons «Erbärmliche» nach den kargen Obama-Jahren endlich mehr Geld in die Tasche kriegen. Und das in einem Zeitraum, der politisch relevant ist.

Vorerst müssen die Differenzen der beiden Vorlagen ausgeglichen werden. Das wird wahrscheinlich gelingen. Klar ist, dass die Unternehmenssteuern von 35 auf 20 Prozent reduziert werden sollen, was die internationale Konkurrenzfähigkeit Amerikas wesentlich

verbessern würde. Dafür werden die populären Steuerabzüge für Kinder erhöht und die Reduktionen für Zinsausgaben der Unternehmen gedeckelt.

Differenzen betreffen die Abzüge für Hypothekenzinsen, die Erbschaftssteuern und anderes mehr. Einig sind sich beide Kammern dagegen bei der Abschaffung des Zwangsmandats für «Obamacare» – das nach dem damals umstrittenen Urteil des Supreme Court eine Steuer und deshalb legal ist. Nun wird das Mammutgesetz wenigstens notdürftig repariert.

Die politische Schwäche der Vorlage ist, dass die Einkommenssteuern für Normalverbraucher viel weniger gesenkt werden als jene für Unternehmen. Darauf stützen die Demokraten ihre übliche Propaganda aus der Mottenkiste. Auch wird die Steuerreform nach statischen Berechnungen das Defizit der Staatsfinanzen weiter vergrössern. Doch politisch sind die Proteste der Demokraten reine Hypokrisie, denn das Ausmass des Schuldenmachens unter Obama übersteigt den neuen Sündenfall um Grössenordnungen.

Die Reform zielt darauf ab, die Kapitalbildung der Unternehmen zu erleichtern, Investitionen anzuregen, Offshore-Gelder zu repatriieren und den kleineren und mittleren Betrieben das Leben zu erleichtern. Zusammen mit dem regulatorischen Heckenschneiden Trumps könnten hier Wachstumsimpulse entstehen, die Obamas «säkulare Stagnation», die fehlende Dynamik, endlich überwinden helfen.

Die zentrale Frage ist: Wie schnell? Sollten die Demokraten im nächsten Jahr die Mehrheit auch nur in einer Kongresskammer erringen, wäre es mit der wirtschaftlichen Morgenröte Amerikas schon wieder vorbei.



Wirtschaftliche Morgenröte: Präsident Trump mit Senatsmehrheitsführer Mitch McConnell (r.).

# Näher bei Gott

Von Lukas Weber — Mit fast schon mönchischer Hingabe widmet sich der Freiburger Patrizier Dominique de Buman der Politik. Als neuer Nationalratspräsident setzt er den Ton im Bundeshaus. Sein Vorbild ist Bruder Klaus, seine Musik der Jazz. Der Aristokrat bezeichnet sich als bodenständig.

Es waren Festtage für Dominique de Buman: Am Montag vergangener Woche wählte ihn der Nationalrat zu seinem Präsidenten, und am darauffolgenden Freitag feierte der HC Fribourg-Gottéron seinen 80. Geburtstag – mit einer Ansprache des frischgewählten «höchsten Schweizers». «C'est bonnard», fasst de Buman die gefühlsreiche Woche zusammen, was so viel heisst wie: «Es ist herrlich.»

Der kleingewachsene Freiburger mit den klaren blauen Augen genießt den Kontakt zum Volk. Er kann aber auch anders. Blenden wir in den Juni 2009 zurück: Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) gibt seinen Rücktritt bekannt. Nach den Gepflogenheiten der Schweizer Konkordanzdemokratie ist klar, dass auf Couchepin ein Freisinniger folgen wird. Nicht so klar war dies für die CVP, die 1999 die schwächste Regierungspartei geworden war und daher gemäss der Zauberformel nicht mehr auf zwei, sondern nur noch auf einen Bundesratssitz Anspruch hatte. Seither herrschte in der CVP Heulen und Zähneklappern, und die Parteiverantwortlichen kamen nach Couchepins Rücktrittsankündigung zum Schluss, dass der Zeitpunkt für die Rückeroberung eines Regierungssitzes gekommen war.

## Herkunft verpflichtet

Der Erste, der den Kopf herausstreckte und seine Kandidatur ankündigte, war Dominique de Buman. Allerdings schätzte er die Lage in seiner Partei falsch ein, denn diese nominierte nicht ihn, sondern seinen freiburgischen Rivalen Urs Schwaller. Der Angriff auf den freisinnigen Bundesratssitz misslang, gewählt wurde das FDP-Mitglied Didier Burkhalter. De Buman zu seinem damaligen Coup: «Ich wünschte mir, Bundesrat zu werden. Doch zum Glück erhielten wir den Sitz nicht, denn die CVP verlor in den folgenden Wahlen weiter an Stimmen. Unsere Idee war nicht, der FDP einen Sitz zu entreissen, sondern, solange wir ungefähr gleich stark waren, abwechselnd einen Sitz mit ihr zu teilen.» *Honi soit qui mal y pense.*

Trotz Bundesratsambitionen ist de Buman ausserhalb seines Heimatkantons eher unbekannt geblieben. Wir treffen ihn in einer Freiburger Brasserie, von denen es im einstigen Feinschmecker-Mekka an der Saane immer weniger gibt. Allein 2016 schlossen mehrere Gourmetrestaurants. Das gesamte Gewerbe leidet unter der autofeindlichen Verkehrspolitik der grün-rot-schwarzen Mehrheit in Parlament und Regierung.



Mit Grüssen vom Patron: Dominique de Buman.

Dominique de Buman stammt aus einer im 14. Jahrhundert aus dem deutschfreiburgischen Düdingen in die Stadt eingewanderten Familie. Die de Bumans wurden in die Bürgerschaft aufgenommen, an deren einstigen Einfluss heute das stattliche Hôpital des Bourgeois hinter der Universität erinnert, in dem inzwischen diese selbst und die Stadtverwal-

tung eingemietet sind. De Buman versteht seine Herkunft, wie er es formuliert, als eine Verpflichtung, sich seines Erbes im Dienst an der Gemeinschaft würdig zu erweisen.

Der Freiburger ist nicht nur Präsident des prestigeträchtigen Schweizer Tourismusverbands und von Seilbahnen Schweiz, sondern auch weniger bekannter Organisationen wie

der Helvetia Latina, die sich für kulturelle und sprachliche Vielfalt in der Bundesverwaltung einsetzt, oder der Stiftung Bibliomedia, die das Lesen und Bibliotheken fördert. Er, der sich erfolglos für die Wiedereinführung der Buchpreisbindung in der Schweiz eingesetzt hat, ist selbst ein Büchernarr, spätestens seit seiner Schulzeit am Collège St-Michel, wo er einst Latein und Griechisch büffelte und lernte, genau und schonungslos zu analysieren.

Das angesehene Gymnasium ist bis heute bekannt für seine Erziehung im Geist des Humanismus und, wenn auch abgeschwächt, des Katholizismus. Für den praktizierenden Katholiken de Buman ist der Glaube eine ständige Ermahnung, das Richtige zu tun, und daran, dass es jemanden – Gott – gibt, der ihm hilft, seine eigenen Grenzen anzuerkennen. Der christliche Glaube führe die Menschen dazu, zugleich unternehmerisch und solidarisch zu sein. Zwanzig Jahre lang sass de Buman der Vereinigung der Freunde der Abtei Hauterive vor. Diese wurde 1138 – noch vor der Stadt Freiburg – durch den Zisterzienserorden gegründet und ist bis heute aktiv. Zu seinem Nationalratsvorsitz liess er eine sorgfältig entworfene und geprägte Medaille mit dem Konterfei des Heiligen Niklaus von Flüe anfertigen, die er im Lauf seines Präsidialjahres bei amtlichen Besuchen verschenken wird. «Bruder Klaus ist für mich ein Vorbild. Er hat gezeigt, wie man zugunsten eines höheren Ziels auf persönliche Annehmlichkeiten verzichten kann», begründet er seine Wahlverwandtschaft mit dem Nationalheiligen, der sich 1467 nach einem erfolgreichen Familien-, Berufs- und Politikerleben als Einsiedler zurückzog, um näher bei Gott zu leben.

### Ersetzt Politik die Familie?

Dominique de Buman hat auf eine eigene Familie verzichtet, er ist ledig. Die Politik sei seine Passion geworden, sagt er, «ich kann damit gut leben». Auf seinen Ehrgeiz angesprochen, antwortet er: «Ich würde eher von Zielstrebigkeit sprechen.» Ersetzt ihm die Politik eine Familie? De Buman hat die Menschen gern und kostet die besondere Aufmerksamkeit für den «höchsten Schweizer» aus, angefangen in Freiburg, seiner Hochburg, wo ihn jeder kennt und wo es eine alltägliche Herzlichkeit gibt, die ihresgleichen sucht. Mitten in unserem Gespräch nähern sich zwei Kellnerinnen und reichen eine hausgemachte Entenleber, «mit Grüssen vom Patron».

De Bumans spektakulärster Erfolg als Freiburger Stadtpräsident war 1996 die Mobilisierung der ganzen Stadt gegen die Schliessung der Brauerei Cardinal. Das Unternehmen, das einst Brasserie Blancpain geheissen hatte, änderte nach dem grossen Erfolg eines Festbiers namens «Cardinal» anlässlich der Ernennung des ersten freiburgischen Bischofs Gaspard Mermillod zum Kardinal 1890 seinen Namen in Brasserie du Cardinal. Allerdings konnte die

Schliessung der Brauerei nur herausgezögert werden. 2010 wurde die Produktion in Freiburg eingestellt.

Als Mitglied der nationalrätlichen Wirtschaftskommission setzt sich de Buman mit Überzeugung für eine Industriepolitik ein, also die Förderung bestimmter Wirtschaftszweige durch den Staat. In seinem 2012 publizierten Manifest «Für eine Schweizer Industriepolitik» fordert er nicht nur günstige Rahmenbedingungen, sondern eine aktive Innovationsförderung und die «Unterstützung der zukunftsfähigen Industriesektoren», zum Beispiel der Energieproduktion aus Sonne und Wind. Innovationsförderung ist allerdings angesichts der seit Jahren vergrösserten staatlichen Forschungsbudgets längst Wirklichkeit, kantonale mit den ausgebauten Fachhochschulen, eidgenössisch mit der Kommission für Technologie und Innovation (KTI), die ab dem nächsten Jahr Innosuisse heissen wird, und dem ursprünglich der Grundlagenforschung vorbehaltenen Nationalfonds, der mit den Nationalen Forschungsprogrammen (NFP) auch angewandte und sogar propagandistische Forschung finanziert, zum Beispiel zugunsten einer Energiewende (NFP 70 und 71).

### «Hier bestimme ich»

Zu de Bumans Vermächtnis zählt ein landesweites Verbot von Wegwerf-Plastiksäcken in Supermärkten, dessen strikte Auslegung verhindert werden konnte, da Migros, Coop und andere Grossverteiler freiwillig eine Gebühr auf Plastiksäcke eingeführt hatten. Der Umweltnutzen dieser gutgemeinten Schikane ist allerdings zweifelhaft. Wissenschaftler haben errechnet, dass Papiersäcke als Ersatz, falls sie ökologischer sein sollten als Plastiksäcke, mindestens sieben Mal zum Einkaufen benutzt werden müssten, was eher unrealistisch bleibt.

De Buman bezeichnet sich als bodenständig. Der studierte Jurist und selbstbewusste Städter – «ich stamme aus einer städtischen Kultur» – erinnert sich mit Rührung an seine Zeit als Kantonsparlamentarier, namentlich als Grossratspräsident (2001), als er öfter mit Leuten vom Land Umgang hatte. Erst die Kombination von städtischen und ländlichen Qualitäten habe es ihm ermöglicht, erfolgreich Stimmen im ganzen Kanton zu sammeln. Zweifellos bodenständig war de Bumans Zurechtweisung des Nationalrats und *Weltwoche*-Verlegers Roger Köppel (SVP), als dieser jüngst im Ratssaal unangefordert das Wort ergriffen hatte, was de Buman, damals erster Vizepräsident, zu den Worten veranlasste: «Bei Ihrer Zeitung können Sie das so machen, hier aber bestimme ich.» Rückblickend meint de Buman mit einem Lächeln: «Ich mag Roger Köppel. Er ist gescheit und hat Humor. Doch wenn die Disziplin fehlt, dann fehlt der Respekt, und es herrscht Anarchie. Und die nützt nur den Starken, nicht den Schwachen.»

www.praktikus.ch



Vibro Shaper hilft Ihnen Kalorien zu verbrennen und den Körper zu straffen – und das mit nur 10 Minuten täglich!

Vibro Shaper Vibrationsplatte – Das Ganzkörper Trainingswunder. Ohne Schweiß – ohne Mühe – ohne Diäten! Vibro Shaper ist ein äusserst hochwertiges, speziell entwickeltes Fitnessgerät und verfügt über einen eingebauten Computer mit Zeitmessung und 99 unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Zusätzlich ist er mit 3 unterschiedlichen Intensitätsstufen ausgestattet. Die Vibro Shaper Vibrationsplatte steigert Ihre Durchblutung, entspannt die Muskelpartien, der Körper erholt sich schneller und Sie sind wieder fit und aktiv. Die Oszillations-Technologie ermöglicht bis zu 50 Muskelkontraktionen pro Sekunde. Die multidimensionalen Schwingungen dringen bis tief in den Muskel ein und bekämpfen dort das eingelagerte Fett, ausserdem wird die Haut gestrafft und der Muskel gestärkt. Gleichzeitig werden Gelenke, Bänder und Knochen geschont. Vibro Shaper trainiert jede beliebige Muskelgruppe in jeder beliebigen Situation – egal ob Sie stehen, sitzen, liegen oder aufgestützt sind. Vibro Shaper ist für jeden perfekt geeignet, egal ob jung oder alt, Anfänger oder Profi. 62,5 x 38, 5 x 12 cm, 12 kg. Inkl. Power-Dehnbänder, Fernbedienung, Trainings- und Ernährungsplan. Netzstrom.

**Vibro Shaper nur Fr. 279.– Nr. R74-160-118**  
**Praktikus Bestelltelefon 044 927 27 27**

## Personenkontrolle

**Sommaruga, Steinemann,  
Keller, Wertli, Caroni, Engler,  
Luginbühl, Rechsteiner,  
Blöchlinger, P.,  
Widmer Gysel, Studer,  
Spiess-Hegglin, Dietrich**

**Simonetta Sommaruga** (SP), Flüchtlingshelferin, musste am Montag im Parlament ihre Asylpolitik erklären. Die Nationalrätin **Barbara Steinemann** (SVP) wies auf die logische Inkohärenz hin, die darin liege, dass die Schweiz einerseits Asylbewerber, die aus Italien einreisen, dorthin zurückschickt und dass sie andererseits an einem sogenannten Relocation-Programm der EU teilnimmt, bei dem sie 1500 Asylbewerber aus Italien und Griechenland aufnimmt. Besonders stark beteiligt an diesem Asylkarussell sind Eritreer mit 845 und Syrer mit 514 Personen, wie Sommaruga in einer Antwort auf eine Anfrage des Nidwaldner SVP-Nationalrats **Peter Keller** enthüllte. (gut)

**Béatrice Wertli**, Strategin, ist als CVP-Generalsekretärin permanent gefordert. Gewisse Mannsbilder in ihrer Partei bereiten ihr Sorgen, und jetzt kommt noch das Sorgenbarometer der Credit Suisse dazu. Deren jüngste Umschau in Volkes Seele hat ergeben, dass die Altersvorsorge die Arbeitslosigkeit als drängendste Politbaustelle überholt hat. Das veranlasst Wertli, die laut Insidern häufig twitterte, bevor sie denke, zu folgendem Statement: «Es braucht eine neue Reform der Altersvorsorge.» Wir verneigen uns vor dem weitblickenden Scharfsinn der CVP-Krisenmanagerin. (rz)

**Andrea Caroni**, liberaler Schnelldenker, beteiligte sich im Ständerat nicht an der vielstimmigen Ode an den nichtmotorisierten Verkehr. Die Volksinitiative «Zur Förderung der Velo-, Fuss- und Wanderwege», kurz Velo-Initiative, hatte auch so feurige Fürsprecher. Der Bündner CVP-Ständerat **Stefan Engler** präsidiert die Stiftung Schweiz Mobil, die sich mit Langsamverkehr befasst. Sein Berner BDP-Ratskollege **Werner Luginbühl** wacht mit präsidialem Auge über die Schweizer Wanderwege. Und der St. Galler Sozialdemokrat **Paul Rechsteiner** erinnerte daran, dass das Velo vor 200 Jahren erfunden worden sei, was den gesetzgeberischen Handlungsbedarf unausweichlich mache. Angesichts dieser Lobbyallianz, die breiter ist als jeder Radweg, merkte Caroni lakonisch an: «Velofahrer brauchen ein Zweirad, aber kein Tandem aus Bundesgesetzen und Bundesgeldern.» (rz)

**Kurt Blöchlinger**, «Sheriff», muss eine empfindliche Niederlage einstecken. Wie die Welt-



Vorschnell: CVP-Generalsekretärin Wertli.



Unter Radlern: FDP-Ständerat Caroni.



Asylkarussell: SP-Bundesrätin Sommaruga.



Anruf genügt: Blick-Chef Dietrich.

woche im Mai berichtet hat («Die wacklige Autorität von Oberstleutnant Blöchlinger», Nr.18/17), war der Kommandant der Polizei Schaffhausen in ein arbeitsrechtliches Verfahren verwickelt. Er hatte den wissenschaftlichen Mitarbeiter **Daniel P.** fristlos entlassen. P. nahm dies nicht hin und zog den Arbeitgeber, den Kanton Schaffhausen, handelnd durch das Finanzdepartement, vor Gericht. Nun liegt das Urteil vor. Es stammt vom 23. November und lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Kläger P. erhält in allen wesentlichen Punkten recht, der Kanton Schaffhausen und das Finanzdepartement unterliegen. Es gebe keinen «Grund für eine fristlose Entlassung», urteilt das Kantonsgericht. «Selbst wenn die Darstellung des Beklagten [der Kanton Schaffhausen, die Red.] zutrifft, muss die fristlose Kündigung dennoch als ungerechtfertigt qualifiziert werden», so das Gericht weiter. Es verurteilt den Kanton Schaffhausen zu einer Lohnnachzahlung von 22 933 Franken nebst 5 Prozent Zinsen seit 26. April 2016 und zu einer Prozessentschädigung für Daniel P. in der Höhe von 9720 Franken. Ob der Kanton Schaffhausen den Fall weiterzieht und ob dieser für Kurt Blöchlinger und seine politische Vorgesetzte, SVP-Regierungsrätin **Rosmarie Widmer Gysel**, Konsequenzen hat, ist noch nicht bekannt. (gut)

**Reto Studer**, selbstdeklariertes «Veganpfarrer», hat ein Herz für **Jolanda Spiess-Hegglin**. Der reformierte Pfarrer der aargauischen Kirchgemeinde Kelleramt liess unlängst die Kollekte seines Sonntagsgottesdienstes für den von Spiess-Hegglin gegründeten Verein «Netz-courage» einsammeln. Gegen Jolanda Spiess Hegglin läuft gegenwärtig ein Verfahren der

Zuger Staatsanwaltschaft wegen übler Nachrede, Verleumdung und falscher Anschuldigung. Pfarrer Reto Studer selber mag sich zu dieser milden Gabe freilich nicht äussern, sondern verweist an die Informationsstelle seiner Kantonalen Kirche. Ja, wird dort bestätigt, Pfarrer Studer habe die Kollekte für Spiess-Hegglin's Verein eingezogen. Nein, die Kirchenpflege habe die Kollekte nicht bewilligt, aber der Pfarrer dürfe deren Zweck einige Male im Jahr selber bestimmen. Studer's Kirchgemeinde schwimmt im Geld: Sie hat unlängst 1,5 Millionen für neue Räumlichkeiten aufgeworfen, die Einrichtung war ihr zusätzlich 175 000 Franken wert, und die Pfarrstelle wurde von 100 auf 130 Prozent aufgewertet. Dennoch sammelte Pfarrer Reto Studer bei seinen Schäfchen zugunsten von Spiess-Hegglin nur gerade fünfzig Franken ein. Doch er dürfte sie und ihre Mitkämpfer/-innen mit Hebräer 13, 5 getröstet haben: «Seid nicht geldgierig, und lasset euch genügen an dem, was da ist.» (mö)

**Andreas Dietrich**, Schubser, setzt Erkenntnisse der ökonomischen Forschung um. In einem Brief an potenzielle Abonnenten verschenkt der Chefredaktor des *Blicks* Gratis-Abos für zwölf Monate. Man habe alles Nötige schon veranlasst. Falls der Angeschriebene dies nicht wünsche, genüge ein Anruf oder ein Zurückschicken der Abmeldekarte. Ohne Bescheid bis am 18. Dezember werde die Zustellung am 3. Januar beginnen. Ökonomen nennen das «nudging» (schubsen). Es ist ein Unterschied, ob man aktiv ein Abo bestellt oder ob man in eine Lage gebracht wird, in der man dann aktiv nein sagen muss, um das Abo nicht zu erhalten und das Altpapier nicht entsorgen zu müssen. (gy)



## Nachruf

**Slobodan Praljak (1945–2017)** — Es war das letzte Urteil des Haager Kriegsverbrechertribunals. Sechs Kroaten, die im jugoslawischen Bürgerkrieg gewiss hässliche Dinge erlebt und getan hatten. Auch der damalige Generalstabschef der bosnischen Kroaten, Slobodan Praljak. Das Urteil, in zweiter Instanz, wurde inhaltlich abgeschwächt, aber das Strafmass – zwanzig Jahre – beibehalten. Praljak wäre so oder so bald freigekommen, da er bereits dreizehn Jahre Untersuchungshaft, also zwei Drittel seiner Strafe, verbüsst hatte.

Dennoch trank er vor den Augen der Richter Zyankali, sagte: «Praljak ist kein Kriegsverbrecher», und starb. Der Fall, der zuvor niemanden interessiert hatte, wurde zur Weltsensation. In Kroatien wurde Praljak als Volksheld gefeiert. Die Regierung kondolierte seiner Familie, das Tribunal wurde als verbrecherisch dargestellt. Praljak war in seiner Heimat damit vom Verurteilten zum Ankläger geworden. Die kroatische Gesellschaft selbst fühlte sich exkulpiert.

Es war die letzte Tat eines klassischen, intellektuellen Patrioten. Denn Praljak war kein typischer Militär: Regisseur,



*Letzte Tat eines Patrioten:* Slobodan Praljak.

Buchautor, Ingenieur, Geschäftsmann. Als der Bürgerkrieg begann, stellte Praljak eine Freiwilligen-Einheit kroatischer Künstler auf. In Bosnien wurde er «Zagrebs Mann» bei den dortigen Kroaten. Gräueltaten seiner Solda-

ten – für die er als Befehlshaber schuldig gesprochen wurde – sah er als Folge der Verrohung, die der Krieg mit sich bringt, nicht als seine Schuld.

Er trank Gift, aber dass seelisches Gift ihn bereits zerfressen hatte, zeigt sein 800 Seiten langes «Handbuch» darüber, «was man denken und tun muss, um in Den Haag angeklagt zu werden». Obwohl es im Prozess um den Bosnienkrieg ging, ist das Buch eine emotionale Abrechnung mit dem kommunistischen Jugoslawien und den Massakern, die Serben nach dem Weltkrieg an Kroaten begingen – nachdem diese mehr als 200 000 Serben umgebracht hatten.

Der aus dem Buch sprühende Hass ist das geistige Erbe von Faschismus und Kommunismus in der Region, ein Erbe, welches das Tribunal helfen sollte zu bewältigen. Das Gegenteil ist der Fall: In Kroatien wie in Serbien sieht man das Gericht nur als eine weitere historische Ungerechtigkeit und versteht nicht, warum muslimische Kriegsverbrechen weitgehend ungeahndet blieben. Das Tribunal ist damit an seiner vornehmsten Aufgabe gescheitert. *Boris Kálnoky*

# Frierst du noch oder ploomst du schon?

100% Tabakgenuss. 0% Rauchgeruch. 0% Asche.

ploom.ch

ploom

Dieses Tabakerzeugnis kann Ihre Gesundheit schädigen und macht abhängig. Ce produit du tabac peut nuire à votre santé et crée une dépendance. Questo prodotto del tabacco può nuocere alla tua salute e provoca dipendenza.

# Tariq Ramadans Verwandlungen

Von Jürg Altwegg — Er ist einer der berühmtesten Schweizer Intellektuellen. Sein internationaler Einfluss ist enorm. Jetzt ist er ins Sperrfeuer der Kritik geraten. Wer ist der Genfer Islamforscher Tariq Ramadan?

Genf, wo Calvins Widersacher Michel Servet auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, ist inzwischen die internationale Hauptstadt der Ökumene, und als Saïd Ramadan 1961 das Centre Islamique de Genève (CMI) ins Leben rief, war es das erste in Europa. Ramadan hatte die Tochter von Hassan al-Banna geheiratet, dem 1949 ermordeten Begründer der Muslimbruderschaft. In die Schweiz kam er auf der Flucht vor Nasser über Saudi-Arabien, Syrien und den Libanon.

Saïd Ramadan lebte auf grossem Fuss. Katar stellte ihm eine Villa zur Verfügung, Jordanien ernannte ihn zum Botschafter bei den Vereinten Nationen, Saudi-Arabien finanzierte seine Tätigkeit als Vertreter der Islamischen Weltliga, in deren Namen er das Magazin *AlMousslimoun* herausgab. Er liebte schnelle Autos und schöne Frauen. Sein CMI wurde zur Drehschibe zur Verbreitung des Islamismus im Westen. Aus den USA kam Malcolm X, Anführer der Black-Power-Bewegung. Bei dessen Islamisierung soll Saïd Ramadan eine wichtige Rolle gespielt haben – so jedenfalls beschreiben die Genfer CMI-Hagiografen seinen Einfluss.

Unvermittelt wurde der Geldhahn zuge dreht. Dass Saïd Ramadan für den amerikanischen Geheimdienst CIA arbeitete, lassen zahlreiche Dokumente vermuten. Dass er seinem ausschweifenden Lebenswandel zum Opfer fiel, ist genauso plausibel. 1967 hätte er die Schweiz verlassen müssen, doch er durfte bleiben – ohne Aufenthaltsbewilligung. Aus Dank für geleistete Dienste? Noch fast dreissig Jahre lang lebte er in einer schäbigen Einzimmerwohnung, getrennt von Frau und Kindern. 1978 gründeten die Saudis die Genfer Moschee, in deren Schatten das CMI seine Bedeutung verlor und zu einer ausschliesslichen Familienangelegenheit wurde.

## Steinigung als «Akt der Reinigung»

Witwe Wafa, Mutter von sechs Kindern, lebt noch immer zurückgezogen in Genf. Aymen Ramadan, der älteste, noch in Ägypten geborene Sohn, ist ein renommierter Chirurg, von dem sich Genfer Prominente und Patienten aus den Golfstaaten operieren lassen. Yasser, Bilal und Tochter Arwa sind in der Öffentlichkeit wenig bekannt. Hani Ramadan leitet das CMI. Als Lehrer wurde er in Genf aus dem Schuldienst verbannt, weil er die Steinigung von Ehebrecherinnen als «Akt der Reinigung» rech-



fertigte. Über das CMI vertreibt er seine eigenen Schriften und die Bücher von Vater Saïd und Bruder Tariq, dem berühmtesten Spross aus der Dynastie des Hassan al-Banna.

Lange war der Fussball die grosse Leidenschaft des 1962 geborenen Schweizer Staatsbürgers Tariq Ramadan. Sein Trainer erklärte den Mitspielern, warum der Junior aus religiösen Gründen mit einer Badehose bekleidet unter die Dusche ging. Ramadan war talentiert, ein intelligenter Spieler, der auch Boxtrainings absolvierte. Er spielte bei Collex-Bossy und Perly-Certoux und brachte es bis in die zweite Liga. Den Fussball opferte er, als er sich für seine Religion zu interessieren begann. Als Zwanzigjähriger war er bereits

## «Tariq Ramadan verkörpert die Zukunft des Islams», habe Terrorpapst al-Turabi gesagt.

verheiratet und Familienvater, seine Frau, eine Französin, hatte er in der Schule kennengelernt – sie konvertierte zum Islam. Tariq Ramadan unterrichtete Französisch und Philosophie. Er war der jüngste Vize-Rektor einer Mittelschule in der Schweiz. Die Jugendlichen vergötterten ihn, den schwächeren Schülern gab er Nachhilfestunden.



Vaters Schicksal: Saïd Ramadan.

Erica Deuber, Kunsthistorikerin und langjährige Abgeordnete der Partei der Arbeit im Genfer Grossrat, kennt die Ramadans seit langem. Zusammen mit ihrem Mann Jean Ziegler förderte und unterstützte sie Tariq. Ramadans Politisierung, erzählte Erica Deuber 2004 der Zeitung *Le Temps*, sei im Sog der antirassistischen Jugendbewegungen «Touche pas à mon pote» und «SOS racisme» erfolgt. Mit seinen Schülern veröffentlichte er zwei Bücher und unternahm im Rahmen der Organisation «Coup de main» Reisen nach Afrika, Indien und Brasilien. Ramadan organisierte Begegnungen mit dem Dalai Lama, Mutter Teresa und Dom Helder Camara, dem Begründer der lateinamerikanischen Befreiungstheorie. Auch für die Palästinenser habe er sich bereits engagiert. Den jungen Genfern erschlossen die Expeditionen in Sachen Entwicklungshilfe eine unbekannte Realität. Immer dabei: Ramadans Frau – mit Schleier.

Spannungen zwischen «dem Chef» und den erwachsenen Begleitern blieben nicht aus: Sie schildern ihn als rechthaberisch und «überzeugt, die Wahrheit gepachtet zu haben». Schon damals schwärmte Ramadan von den «Vorzügen des Islamischen Staats», der damals eine Utopie der Islamisten war. Niemand dachte an die Gräueltaten, die seit seiner Auferstehung in Syrien und im Irak begangen wurden. Auf diesen Reisen gelangte Ramadan zur Überzeugung, dass im Kampf gegen den Kolonialismus und für mehr soziale Gerechtigkeit die Religion mobilisiert werden müsse. Das war schon die Lehre der Muslimbruderschaft: die Rückkehr zum ursprünglichen Islam, die Verbreitung der islamischen Moralvorstellungen und die ausschliessliche Anerkennung von Regimes, die in Übereinstimmung mit der Scharia regieren.

## Verheerender Protest

Anfang der neunziger Jahre zog Ramadan mit seiner Familie nach Ägypten, wo er vierzehn Monate lang lebte. Laut seinem Biografen Ian Hamel hielt er sich auch im Sudan auf: beim 2016 verstorbenen Hassan al-Turabi, dem «schwarzen Papst des Terrorismus». Al-Turabi war Muslimbruder und stand der Hamas wie der Hisbollah nahe, bei ihm fanden in diesen frühen neunziger Jahren die Terroristen Carlos und Osama Bin Laden Unterschlupf. «Tariq Ramadan verkörpert die Zukunft des Islams», soll al-Turabi gemäss *Le Monde* von seinem Gast gesagt haben.



*Brückenbauer oder Brandstifter?* Tariq Ramadan, unterwegs in Paris.

Völlig verwandelt kehrte er nach Genf zurück. 1993 kämpfte er zusammen mit Bruder Hani gegen die Aufführung von Voltaires Tragödie «Mohammed der Prophet oder der Fanatismus». Sie war für die Feiern zum 300. Geburtstag des religionskritischen Philosophen und Dichters gedacht. Der Genfer Schriftsteller und Dramaturg Yves Laplace bearbeitete das Stück, Hervé Loichemol sollte die Regie führen. Angesichts des Protests verweigerte der grüne Kulturbeauftragte der Stadt, Alain Vaisade, die zugesagten Gelder. «Alles gelogen», behauptet Ramadan seither immer wieder: «Diese ganze Geschichte ist eine Lüge. Ich war in Ägypten und wusste überhaupt nichts davon. Als mich der Regisseur der Zensur bezichtigte, antwortete ich ihm mit einem offenen Brief. Ich habe das Stück sogar mit meinen Schülern gelesen.» Der «offene Brief», erinnert sich die in Berlin lehrende Genfer Literaturwissenschaftlerin Vanessa de Senarclens, erschien im *Journal de Genève* und war ein Plädoyer für ein Verbot.

Der Protest der Ramadans zeitigte verheerende Folgen weit über die verhinderte Jubiläumsaufführung hinaus: Voltaires «Mohammed», der von Goethe übersetzt wurde, wird überhaupt nicht mehr gespielt. Eine szenische Lesung konnte 2005 nur unter Polizeischutz

stattfinden. Laplace verarbeitete den Schock der Zensur in seinem Drama «Nos fantômes». Nach dem Attentat auf *Charlie Hebdo* warf Hervé Loichemol endgültig das Handtuch: «Für uns ging es keineswegs um eine Provokation. Wenn ich das Stück heute aufführen würde, hätte ich schnell eine Kugel im Kopf.»

Im Streit um «Mohammed» betrat der noch völlig unbekannte Tariq Ramadan erstmals die Bühne der Öffentlichkeit. Er fand Geschmack an der politischen Einflussnahme. 1994 versuchte er von Genf aus die in unserem Land lebenden Muslime der zweiten Generation in eine Organisation einzubinden. In der Deutschschweiz waren sie nach dem Zerfall von Jugoslawien zahlreicher als in der Romandie. Doch seiner Bewegung «Musulmans, Musulmanes de Suisse» gelang es nicht, den Röstigraben zu überwinden. In Bussen mussten die Teilnehmer des ersten Kongresses aus Frankreich nach Genf gebracht werden. Das Magazin *L'Hebdo* spottete: «Die Muslime der Schweiz waren ... Franzosen.» Journalisten und Andersgläubige seien als «Insekten» titulierte worden. Der Flop war so gewaltig, dass Ramadan Genf in Richtung Frankreich verliess. 1994 war er erstmals im französischen Fernsehen, 1995 wurde er mit einem Aufenthaltsverbot belegt. Zwischen Juli und Oktober

hatte eine Reihe von islamistischen Attentaten acht Tote und mehr als 200 Verletzte gefordert.

Tariq Ramadan zog weiter nach Grossbritannien. Er begann ein Studium an der Islamic Foundation in Leicestershire, von der aus 1988 der Vorwurf der Blasphemie gegen Salman Rushdies «Satanische Verse» ausgegangen war. Viele Schriften der Islamic Foundation – zu deren Leitfiguren der 1966 gehängte Muslimbruder Sayyid Qutb gehörte – sind auf Französisch in den Editions Tawhid erschienen, die auch zahlreiche Bücher von Hani und Tariq Ramadan herausbringen. Ihr Verleger Yamin Makri verbreitet die These, bei den Vergewaltigungsvorwürfen gegen Tariq Ramadan handle es sich um ein Komplott der «Zionisten» und «israelisch-französischer Kreise».

#### Karriere-Höhenflug nach 9/11

Henda Ayari hat mit ihrer gegen Ramadan Klage Ende Oktober eine ganze Welle von Anschuldigungen ausgelöst. Zahlreiche Frauen erklären, sie seien von Ramadan sexuell missbraucht worden. Seit der Vergewaltigungsklage stellen französische Medien nun auch seinen akademischen Ruf in Frage. Das Nachrichtenmagazin *L'Obs* interviewte den angesehenen Arabisten Charles Genequand, der in Genf die Doktorarbeit abgelehnt hatte. Ramadan habe

ihm eine Arbeit über Werk und Wirken seines Grossvaters vorgeschlagen und zahlreiche neue Dokumente versprochen. Das Resultat sei eine Verklärung «al-Bannas zum muslimischen Gandhi» gewesen. Sie habe die Ideologie der Muslimbruderschaft verharmlost; ihren Antisemitismus unterschlug der Verfasser. Übergangen habe Ramadan auch die Tatsache, dass seine Vorfahren für die Befreiung Ägyptens von der britischen Kolonialherrschaft auf die Unterstützung durch Hitler setzten. Richtiggehend terrorisiert habe Ramadan am Telefon ihn selber und die Juroren. In der Erinnerung durchaus glaubwürdiger Zeugen hat Ramadan in seinen Rundumschlägen auch die «Juden von Genf» für die Ablehnung verantwortlich gemacht.

### Verschwörung «zionistischer Kreise»

Jean Ziegler, damals Soziologieprofessor an der Uni Genf, will Ramadans Verhalten nicht entschuldigen. Er vermittelte ihn an Philippe Borgeaud, einen Historiker der Religionen, der eine neue Jury zusammensetzte. Erica Deuber hatte die Arbeit gelesen und eine Expertise geschrieben. «Pas génial», war ihre Einschätzung. Aber auch: Es sei keine Propagandaschrift – jedenfalls nicht mehr als Dutzende von Doktorarbeiten über protestantische Figuren und Bewegungen, die an der von Calvin begründeten Uni anstandslos angenommen würden. Auch Tariq Ramadan bekam seine akademischen Weihen, er lehrte in Freiburg, Rotterdam, den USA und zuletzt in Oxford, wo ihm die Universität einen von Katar finanzierten Lehrstuhl einrichtete. Seit den Vergewaltigungsvorwürfen hat sie seine Vorlesungen suspendiert.

Islam-Experten wie Gilles Kepel, der ihm in Frankreich zu seinen ersten Fernsehauftritten verhalf, haben Tariq Ramadan als Islamologen nie wirklich ernst genommen. Aber der Dokortitel verlieh ihm einen Hauch von wissenschaftlicher und religiöser Autorität und beflügelte seine Karriere, die nach dem 11. September 2001 zum Höhenflug wurde. Die Jugendlichen in den Banlieues verehrten Bin Laden als neuen Helden. Ramadan wurde als Vermittler gebraucht. Im Fernsehen diskutierte er auf Augenhöhe mit dem damaligen Innenminister Nicolas Sarkozy. Den Muslimen predigte er die Integration und das Einhalten der Gesetze, gleichzeitig aber auch den Stolz auf ihre Religion und den Widerstand gegen die westlichen Werte. Grossen Einfluss auf die Jugendlichen haben seine Kassetten in arabischer Sprache. Seine dürftigen, am Laufmeter geschriebenen Bücher sind langweilig.

Tony Blair, der ihn nach dem ersten Attentat von London in eine Task-Force holte, und Romano Prodi setzten auf den Brückenbauer. In Frankreich wird die Politik des Dialogs seit der Serie von Anschlägen und angesichts der

fortschreitenden Radikalisierung weiter Teile der muslimischen Bevölkerung als gescheitert betrachtet. Ex-Premierminister Manuel Valls erklärte, der Salafismus sei im Begriff, den Kulturkampf innerhalb des Islam zu gewinnen – und Tariq Ramadan situiert er durchaus im Lager der Brandstifter.

Als Michel Houellebecq den Islam als «dümmste Religion der Welt» bezeichnete, gehörte Ramadan noch zu jenen, welche die Pariser Moschee vergeblich von einer Klage abhalten wollten. Seit dem Attentat auf *Charlie Hebdo* indes hat er regelmässig für den fundamentalistischen Islam und gegen die laizistische Republik Stellung bezogen. Auf Facebook teilte er die Reaktionen aus seinem engsten Umfeld, nach



«Dümmste Religion der Welt»: Michel Houellebecq.

dem es sich bei den Vergewaltigungsvorwürfen um eine Verschwörung «zionistischer» und «französisch-israelischer Kreise», seiner «ewigen Feinde», handle. Sie haben eine Welle von Enthüllungen ausgelöst, die kaum noch Raum für Zweifel an seiner Doppelmoral offenlassen. Seine Biografen Caroline Fourest und Ian Hamel verschwiegen seine sexuellen Ausschweifungen aus Rücksicht auf die Privatsphäre, die in Frankreich besser geschützt ist als anderswo. Die erstaunlichste Aussage machte Bernard Godard, während zweiter Jahrzehnte «Monsieur Islam» im Innenministerium. «Dass er viele Geliebte hatte, dass man ihm nach den Vorträgen Frauen im Hotel zuführte, war bekannt», sagte Godard im Nachrichtenmagazin *L'Obs*. Auch dass Ramadan «aggressiv und gewalttätig» (Godard) werden konnte, wusste der Spitzenbeamte. Aber von einer Vergewaltigung habe er nie etwas gehört.

Auch in Genf hat sich der Skandal ausgeweitet. Im Frühjahr wurde Hani Ramadan

aus Frankreich in die Schweiz abgeschoben. Vor rund zwei Jahren hatte er sich erneut Zutritt zu einer Schulklasse verschaffen können: Vor den Jugendlichen verglich er unverschleierte Frauen mit Münzen, die durch alle Hände gingen. Im Anschluss an die Vergewaltigungsklagen haben in Genf mehrere Frauen ausgesagt, sie seien als Minderjährige von ihrem Lehrer Tariq Ramadan verführt worden. Eine Untersuchung läuft. Verschiedene Erziehungsdirektoren haben sich öffentlich gerechtfertigt, Schulleiter waren offensichtlich informiert gewesen. Mit seiner Verteidigung hat Ramadan die Anwältin Yaël Hayat und den Anwalt Marc Bonnann beauftragt, der umgehend erklärte, es gehe zunächst darum, die Frauen «aufzuscheuchen». Zur Unterstützung der «von Ramadan missbrauchten Schülerinnen» wurde von der ehemaligen Nationalrätin Fabienne Bugnon ein Komitee gebildet, dem bereits Hunderte von Genfern aller Parteien und Religionen beigetreten sind.

### Kokettieren mit Houellebecqs Szenario

*Charlie Hebdo* brachte Tariq Ramadan mit einer gewaltigen Erektion in der Hose auf das Titelblatt: «Ich bin die sechste Säule des Islam.» In der Folge kam es zu Beschimpfungen und Morddrohungen wie nach dem Abdruck der Mohammed-Karikaturen. Am

### In Frankreich wird die Politik des Dialogs seit der Serie von Anschlägen als gescheitert betrachtet.

Morgen des Attentats im Januar 2015 war die Satirezeitschrift mit Michel Houellebecq auf dem Cover erschienen, dessen Roman «Unterwerfung» gleichentags in die Buchhandlungen ausgeliefert wurde. Mehr als zehn Mitarbeiter von *Charlie Hebdo* kamen ums Leben, Houellebecq musste untertauchen. Auch Tariq Ramadan las dessen Roman, in dem der Autor die Wahl des Muslims Ben Abbes zum französischen Präsidenten beschreibt. In Interviews beantwortete Tariq Ramadan die Frage nach seinen politischen Ambitionen gelegentlich mit dem Hinweis auf Houellebecqs Szenario. Und reichte einen Antrag auf die zu seiner Realisierung notwendige französische Staatsbürgerschaft ein.

Mit ihrer Klage hat die Ex-Salafistin Henda Ayari, die nach den Attentaten ihren Schleier ablegte, diesen politischen Traum zunichtegemacht. An seiner Stelle droht der Albtraum Wirklichkeit zu werden, der Tariq Ramadan seit seiner Genfer Jugend verfolgt: ein Schicksal, wie er es bei seinem Vater miterlebte, dem er auf den Fotos so sehr gleicht – der Verlust der Familie und der Ehre, ein brüskes Ende der brillanten Karriere und einer Existenz in Saus und Braus. ○

SWISS NOUVEAU  
CIRQUE  
PRESENTS

2 für 1

2 Tickets kaufen,  
nur 1 bezahlen.  
Auf ticketcorner.ch  
Datum wählen  
Sonderaktion: 2für1  
Passwort: halb

# WINGS

BY RIGOLO

TANZ UND ARTISTIK  
HERZBERÜHRENDE POESIE

Samsung Hall Zürich  
26. - 30. Dezember 2017

[www.samsunghall.ch](http://www.samsunghall.ch)



Zürichsee-Zeitung

ZürcherUnterländer

Der Landbote



# «Ich schlief, ich ass, ich sprach als Salafistin»

Von *Jürg Altwegg* — Nach dem Anschlag auf das Pariser Konzertlokal «Bataclan» legte die Salafistin Henda Ayari demonstrativ den Schleier ab und schrieb den Bestseller «J'ai choisi d'être libre». Jetzt hat sie Tariq Ramadan der Vergewaltigung bezichtigt. Ein Besuch in Rouen, wo die vierzig Jahre alte Frau unter Polizeischutz lebt.

Rendez-vous in Rouen, der Stadt von Jeanne d'Arc, die hier auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. An die heilige Johanna erinnert in der Kathedrale ein Memorial, das an diesem Vormittag von einer chinesischen Reisegruppe belagert wird. Wie ein Schwert ragt der Vierungsturm der später auch von Monet gemalten Kirche in den Himmel, die bei ihrer Fertigstellung das höchste Gebäude der Welt war. Der Weihnachtsmarkt auf dem Vorplatz ist abgeriegelt, zwei Polizisten halten Wache.

Einwanderer aus dem Maghreb prägen das Bild der Banlieue. Im Vorort Saint-Etienne-du-Rouvray wurde im Sommer vergangenen Jahres dem Priester Jacques Hamel während der Messe die Kehle durchgeschnitten. Gemeindepräsident von Saint-Etienne-du-Rouvray – das gelegentlich in Anlehnung an das Brüsseler Problem-Quartier als «Molenbeek-sur-Seine» bezeichnet wird – war damals der Kommunist Hubert Wulfranc, der im Juni als Abgeordneter in die Pariser Nationalversammlung gewählt worden ist. Staatspräsident François Hollande erschien zur Beerdigung des Geistlichen.

«Wir sind in Saint-Etienne-du-Rouvray», erklärte seinerzeit der mehrfache Minister François Bayrou, «alle wissen oder mussten wissen, dass es hier eine salafistische Moschee gibt und eine fanatische Gemeinschaft mit vielen Angehörigen, die sich in Syrien dem Islamischen Staat angeschlossen hatten, was auch der Mörder versucht hatte.»

## Morddrohungen

In dieser salafistischen Gemeinde verkehrte die vierzigjährige Tunesierin Henda Ayari, die zwangsverheiratet worden war und sich jahrelang nur im Schleier in der Öffentlichkeit bewegte – und auch das nur, um die Kinder zur Schule zu bringen. Sie hat Ende Oktober den Schweizer Staatsbürger Tariq Ramadan, die bekannteste und brillianteste Identifikationsfigur der französischen Muslime, der Vergewaltigung bezichtigt. Seitdem wird sie mit Beschimpfungen und Morddrohungen eingedeckt. In den französischen Medien äussert sich Henda Ayari nicht mehr.

Die Kontaktaufnahme erfolgte über ihren Anwalt Jonas Haddad, der mit der renommierten Kommunikationsagentur Havas Paris zusammenarbeitet. Der Dreissigjährige ist Jugendsektionschef der Republikaner, der Partei von Ex-Präsident Nicolas Sarkozy. Bei der letzten Parlamentswahl kam er lediglich



auf 5,5 Prozent der Stimmen; der Kommunist Wulfranc brachte es in der Stichwahl auf 60 Prozent. Am Tag vor dem Besuch – Bedingung: kein Interview, ein Porträt mit Zitaten – berichtet Frankreichs grösste Boulevardzeitung, *Le Parisien*, dass Henda Ayari unter Polizeischutz gestellt worden sei. Die letzten Anweisungen bezüglich des Treffpunkts erreichen den Journalisten per SMS: «Hôtel de Bourgtheroulde» in der bestens erhaltenen mittelalterlichen Altstadt.

Henda Ayari ist noch nicht da. Ihre beiden Anwälte – Haddad und Grégoire Leclerc – sind in Bezug auf den Ausgang des Prozesses gegen Tariq Ramadan zuversichtlich. Vier, fünf Jahre werde das Verfahren dauern. Gegen Ramadan haben zwei Frauen auf Vergewaltigung geklagt, weitere formulieren den Vorwurf in Interviews und kündigen rechtliche Schritte an.

Sie habe, sagt Henda Ayari, den islamischen Intellektuellen ein einziges Mal in ihrem Leben getroffen: 2012, anlässlich der Versammlung der französischen Muslime in der Pariser Vorortsgemeinde Le Bourget, wo er als Starredner auftrat und sie in sein Hotelzimmer einlud. Ramadans Anwalt hat ebenfalls Klage – Verleumdung, Falschaussage – gegen sie eingereicht und Auszüge aus späteren Facebook-Protokollen veröffentlicht. Aus diesen scheint hervorzugehen, dass sich Henda Ayari nach der Vergewaltigung für falsche Beschuldigungen entschuldigte: «Ich war in einer schwierigen Phase und wankelmütig. Leute, die dich hassen, haben mich gegen dich aufgebracht und dich als herzloses, pervernes Monstrum dargestellt.» Haddad und Leclerc bezeichnen die Zitate als Manipulation.

## Kein Job wegen Schleier

Henda Ayari kommt etwas später, sie hatte Probleme bei der Parkplatzsuche. Während des Gesprächs sitzt sie zwischen Haddad und Leclerc, die mit ihren Smartphones beschäftigt sind. Wir trinken Kaffee, sie will nichts. Eine moder-

ne junge Frau. Sie wirkt nicht besonders selbstbewusst, aber auch keineswegs so naiv, wie sie auf ihrem Facebook-Profil erscheint.

Sie erzählt von ihrer Kindheit. «Als ich neun Jahre alt war, hatte ein Cousin versucht, mich zu vergewaltigen. Danach wurde ich von meiner Mutter dauernd beschimpft: Ich hätte ihn provoziert, es sei meine Schuld gewesen. Man drohte mir mit dem Tod, falls ich meine Jungfräulichkeit vor der Ehe verlieren sollte.» Die Familie zerbrach, die Mutter kehrte nach Tunesien zurück. Als Henda sie im Sommer 1997 besuchte, «wurde ich eingesperrt, man nahm mir den Pass und das Flugticket weg und präsentierte mir einen Mann, den ich heiraten sollte. Ich weigerte mich und konnte fliehen».

Sie begann ein Jurastudium und ging nur verschleiert in die Vorlesungen: «Die Männer waren perverse Monster. Der Schleier war ein Mittel, um mich vor ihnen zu schützen.» Im Sommer danach reiste sie erneut nach Tunesien. «Mit dem Schleier konnte ich meiner Mutter zeigen, dass ich ein gutes Mädchen bin. Ich brachte ein ärztliches Attest mit, das meine Jungfräulichkeit bestätigte.»

Henda wurde mit einem Salafisten verheiratet, der ihr verbot, fernzusehen und mit Männern zu reden. «Ich schlief, ich ass, ich sprach als Salafistin.» Zehn Jahre lang. Henda Ayari verliess ihren Mann, als er nach Saudi-Arabien zügeln wollte. Sie blieb allein in Rouen zurück, verstossen auch von der eigenen Familie. Ohne Einkommen und Wohnung verlor sie das Sorgerecht für die Kinder. Eine Sozialarbeiterin machte ihr deutlich, dass es fast un-

möglich sei, mit dem Schleier Arbeit zu finden. Sie folgte dem Rat und bekam eine Anstellung im Justizministerium.

An Tariq Ramadan wandte sie sich nach der Scheidung mit der Frage, wie sie ohne Schleier eine gute Muslimin sein könne. Sie wollte sich in die französische Gesellschaft integrieren, er konnte ihr helfen. Sie kontaktierte ihn auf Facebook. Regelmässig habe Ramadan zurückgeschrieben: «Als ich ein Bild von mir auf Facebook postete, wurde ich von ihm gerügt:



Henda Ayari vor 20 Jahren.

«Die Männer waren perverse Monster. Der Schleier war ein Mittel, um mich vor ihnen zu schützen.»

«Als ich ein Bild von mir auf Facebook postete, wurde ich von ihm gerügt:



«Ich bewunderte ihn, ich war geehrt»: Frauenrechtlerin Henda Ayari, Juni 2017.

«Sie sind geschminkt, Sie ziehen die Blicke der Männer an. Das ist eine Sünde.» Wir diskutierten weiter, ich sagte mir: «Das kann nicht Ramadan persönlich sein.» Zum Beweis kontaktierte er mich über Skype.»

(Die Anwälte werden hellhörig: Die Frage des Journalisten, wieweit der Wortlaut dieser Diskussion belegt werden könne, soll aus Rücksicht auf das Verfahren besser nicht beantwortet werden. Die Facebook-Protokolle ihres Austauschs werden bei der Wahrheitsfindung von entscheidender Bedeutung sein. Die Anwälte beider Parteien stützen sich auf sie – und wollen sich nicht in die Karten schauen lassen.)

Beim Skypen gab sie Ramadan ihre Telefonnummer. Er lud sie in sein Hotel ein, wo es zur mutmasslichen Vergewaltigung kam. «Ich bewunderte ihn, ich war geehrt. Nie in meinem Leben hätte ich mir vorstellen können, was dann passierte.» Dass Henda Ayari auch danach den Kontakt zu ihm gesucht hatte, enthüllten ihre Anwälte an einer Pressekonferenz noch vor der Veröffentlichung einzelner Facebook-Auszüge durch Ramadan. Sie erklärt das mit dem Einfluss, den Ramadan auf sie ausgeübt habe, und mit ihrer Abhängigkeit von einem Mann, dem sie wie einem Guru gefolgt sei. Sie habe sehr wohl daran gedacht, zur Polizei zu gehen. Vertraute ermunterten

sie dazu. Schuldgefühle hielten sie davon ab: «Es war mein Fehler, der Einladung zu folgen, in sein Zimmer zu gehen. Niemand würde mir glauben.» Sie verzichtete, als Ramadan drohte, dass ihren «Kindern etwas geschehen» werde. Diese lebten seit kurzem wieder bei ihr.

Sie nahm die Kinder mit zur Demonstration «Je suis Charlie» in Rouen. Die Bilder vom Attentat auf die Satirezeitschrift wühlten sie auf: «Mein Ex-Mann freut sich jetzt. Erstmals wurde mir bewusst, was die Ideen der Fanatiker bewirken können.» Und gleichzeitig der Einwand: «War es nicht falsch, diese Karikaturen zu veröffentlichen? Sie haben gläubige Menschen, sie haben uns Muslime verletzt.»

Zum endgültigen Bruch mit den traditionellen Überzeugungen führten die Anschläge im November 2015 auf das Konzertlokal «Bataclan»: «An diesem Tag begriff ich den tödlichen Hass.» Die Muslimin verkündete der Welt ihre Abkehr vom Salafismus mit der Ästhetik einer Diät- oder Haarmittelwerbung: vorher – nachher. Auf Facebook zeigte sie sich mit und ohne Schleier. Bis anhin hatte sie in den sozialen Netzwerken ein paar Freunde gehabt, für die sie manchmal ein Gedicht schrieb. Jetzt explodierte die Anzahl ihrer Follower. Es meldeten sich Journalisten, das Fernsehen. Das ganze Land sah die Fotos. Das Echo war umso gewaltiger, als es sich um die spektakuläre wie einmalige Reaktion einer Muslimin auf die Attentate handelte.

Im Jahr 2016 erschien dann Henda Ayari Buch «J'ai choisi d'être libre» (Flammarion). Sie erzählt darin auch die Geschichte ihrer Vergewaltigung. Den Täter nennt sie «Zoubeyr»; dieser sperrte sie auf Facebook. In Rouen gründete sie die Vereinigung «Libératrices», Befreierinnen, die muslimischen Frauen hilft. Der achtzehn Jahre alte Sohn hat mit ihr gebrochen, die beiden jüngeren Kinder sind auf ihrer Seite. Am Glauben hat sie festgehalten.

#### Affäre Weinstein als Auslöser

Gegen Zweifel und Rückschläge ist sie nicht gefeit: «Ich bin müde, demoralisiert, erschöpft und sooo enttäuscht», beginnt ein langer Eintrag auf Facebook im September. Sie beklagt die mangelnde Unterstützung für «Libératrices» und rechnet mit den Politikern ab. «Ich habe immer mehr den Eindruck, dass das alles überhaupt nichts nützt.» Auftritte in Lyon und Nizza sagt sie ab.

Einen Monat später sitzt Henda Ayari zu Hause vor dem Fernseher. In der «Tagesschau» gibt es Interviews mit amerikanischen und französischen Schauspielerinnen, die von ihren Erfahrungen mit Harvey Weinstein berichten. Sie fordern alle Frauen auf, das Schweigen zu brechen. Am nächsten Morgen fährt Henda Ayari den Computer hoch und gibt bekannt: «Der Mann, der mich vergewaltigt hat, ist Tariq Ramadan.» ○

# Völlig losgelöst

Von Claudia Schumacher — Die heutigen Teenager interessieren sich nicht mehr so stark für Sex, Drogen und Rebellion wie frühere Generationen. Solange sie ein Smartphone haben, ist alles gut. Müssen wir uns Sorgen machen?

Man kann ja als Teenager schon länger nicht mehr unbehelligt seinen Körpergeruch in den Griff kriegen, die ersten kitschigen Shakespeare-Sonette lesen oder die Welt der Pornografie entdecken, ohne dass irgendein neunmalkluger Erwachsener gleich ein Buch schreiben muss, in dem man aufgrund seines Jahrgangs und aller unschuldigen Pickeligkeit zum Trotz einer speziellen Generation zugerechnet wird, die im selben Zuge psychologisiert, moralisch bewertet und am besten gleich endgültig abgeschrieben wird.

Jetzt hat's die Jüngsten erwischt: «iGen – Why Today's Super-Connected Kids Are Growing Up Less Rebellious, More Tolerant, Less Happy – and Completely Unprepared for Adulthood and What That Means for the Rest of Us», so lautet das neue Sachbuch der amerikanischen Psychologin Jean M. Twenge. iGen ist also der Name für die nach 1995 Geborenen, den Nachwuchs, der heute zwischen zehn und 22 Jahre alt ist und der nie bewusst eine Zeit ohne Smartphones erlebt hat. Das erste Handy dieser Art, laut damaligem Werbetext ein «Büro im Westentaschenformat» (es wog fast ein halbes Kilo), entwickelte Nokia im Jahr 1996. Heute tragen die Kids alle zu jeder Zeit ein iPhone bei sich, weshalb wir sie offenbar auf das «i» reduzieren und iGeneration nennen müssen, zumindest glaubt das Buchautorin Twenge, die auch glaubt, dass das Smartphone diese iGen «zerstört» hat, wie sie es in einem vielgelesenen Gastbeitrag im Magazin *The Atlantic* formuliert. Vielleicht hängt Twenges brachiale Wortwahl auch damit zusammen, dass sich populärwissenschaftliche Bücher am Rande der Hysterie besonders gut verkaufen.

## Generation Nervenzusammenbruch

Twenge malt ein Horrorszenario: Kinder, die stärker am Smartphone hängen als an Menschen; die depressiver und selbstmordgefährdeter sind als frühere Generationen; die den Wert von Freiheit und Unabhängigkeit nicht mehr schätzen und an ihren Eltern kleben, solange die ihnen eine Couch bereitstellen, auf der sie liegen und mit ihren Freunden snapchatten können; die laut Statistiken weniger ausgehen als früher; die weniger Interesse am Entdecken des anderen Geschlechts haben und entsprechend später ihre ersten sexuellen Erfahrungen machen. Kinder, die nicht erwachsen werden wollen, folgert Twenge.

Die Psychologin Sarah Cavanagh widersprach Twenge in der Publikumszeitschrift

*Psychology Today*. Twenge interpretiere die Studien eben so, wie diese zu ihren Thesen passten. Es sei ausserdem schwer nachvollziehbar, wie man eine Generation, die gesünder lebe als alle anderen zuvor und sowohl an Alkohol als auch an Zigaretten kaum Interesse zeige, als «zerstört» charakterisieren könne.

Tatsächlich stehen viele der Studien, die Twenge heranzieht, um ihr finstere Generationenporträt zu malen, nur in Scheinzusammenhang mit den Thesen im Buch. So zitiert sie etwa eine Untersuchung, nach der amerikanische Teenager seit 2011 zunehmend an Depressionen leiden und häufiger Selbstmord begehen würden, und schreibt dazu: «Es ist keine Übertreibung, die iGen als eine Generation am Rande des schlimmsten Nervenzusammenbruchs seit Jahrzehnten zu beschreiben. Zum Grossteil kann diese Verschlechterung des mentalen Zustands auf ihre Smartphones zurück-

geführt werden.» Aber interpretiert man diese Studie, müsste man eigentlich auch berücksichtigen, was gerade geschehen war, kurz vor 2011: eine Wirtschaftskrise, in der viele Eltern ihre Jobs verloren und Familien verarmten. Womöglich hatte das globale Wirtschaftserdbeben einen stärkeren Negativeinfluss auf die Psyche der Kinder als deren verteufelte Smartphones. Ausserdem ist der Anstieg psychischer Krankheiten bei den heutigen Teenagern weniger drastisch als beschrieben. In den Neunzigern waren beispielsweise mehr Kinder psychisch krank als heute.

## Neid auf die Jugend

Geht's nach den Alten, ist der Nachwuchs ja schon seit Aristoteles – «Unsere Jugend ist unerträglich, unverantwortlich und entsetzlich anzusehen» – der Untergang des Abendlandes. Zuletzt galten wir Millennials, die



«Wir können reden.»



zwischen 1980 und 2000 Geborenen, die erste Kohorte der Digital Natives, als verblödet. In den nuller Jahren kamen verschiedene Sachbücher auf den Markt, die uns als «Generation Doof» beschimpften, und als dieser Generation Zugehörige bekam man natürlich von irgendeinem blöden Erwachsenen so ein saublödes Buch geschenkt, damit man einsah: Mit der Zukunft würde man es schwer haben, sehr schwer, weil man ja dieser neuen, internetverliebten Generation angehörte, deren bodenlose Dummheit ihnen, den Älteren, wirklich im Traum nicht eingefallen wäre. Vielleicht verrät die Bereitschaft der Älteren, die eigene Brut in die Tonne zu treten, mehr über die Unzumutbarkeit des Alterns und den damit verbundenen Neid auf die Heranwachsenden als über deren Unzulänglichkeit. Vor der iGen und den Millennials war auch keine andere Generation salonfähig. Die Generation X galt als ambitionslos, die Babyboomer als indifferent. Und auch wenn's schon länger her ist, gab's da mal diese Hippies, die bei der älteren Generation ebenfalls nicht für ihre Reife verschrien waren.

Für einen positiven Blick auf den Nachwuchs hilft es vielleicht, kinderlos zu sein. Vor den Teenagern meiner bildungsbürgerlichen Kollegen stehe ich tendenziell ein wenig ehrfürchtig. Sie kommen mir oft ungemein

selbstbewusst und sicher vor. Und ja, sie wirken gesund und häufig sportlich – die Instagram-Kultur lässt grüssen.

### Loyal statt frei

Man fühlt sich in ihrem Beisein nicht nur schnell ein wenig uncool, sondern auch etwas älter und schwächer als sonst. «Mich nervt es, dass die Elterngeneration gerne so tut, als würden wir nur auf der Couch rumliegen», sagt der fünfzehnjährige Sohn eines Kollegen, der die Sek A besucht und dreimal die Woche ins Fussballtraining geht. In vielerlei Hinsicht ist er ein typisches Kind seiner Zeit: Für die paar Schulkollegen, die feiern, exzessiv trinken oder rauchen, hat er nicht so viel übrig. Seiner Einschätzung nach stehen in seiner Klasse 70 Prozent «gesunde Schüler mit sportlicher Kompetenz» etwa 30 Prozent Hedonisten gegenüber – ein Verhältnis, das vor ein, zwei Jahrzehnten eher umgekehrt war.

Entgegen früheren Generationen, die in Umfragen «Freiheit» oder «Unabhängigkeit» als obersten Wert angaben, trifft das für ihn – wie für die meisten Vertreter der iGen – nicht mehr zu. Er nennt dafür «Loyalität» als wichtigsten Wert (neuerdings hört er Hip-Hop). Er sagt, von seinen Eltern wolle er sich durchaus abgrenzen, «aber ich teile ihre Werte weit-

gehend, daher muss ich nicht gegen sie rebellieren. Wir können reden.»

So als Aussenstehende könnte man jetzt fast meinen, dass das doch schön ist, wenn die Generationen heute nicht mehr so blutig aneinander rasseln, wie das auch schon der Fall war. Der andere Sohn des Kollegen ist zwölf und hegt ein auffallendes Interesse an Stilfragen. Viele der Youtuber und Instagrammer, die er auf seinem Smartphone verfolgt, befassen sich mit Kleidung und Inneneinrichtung. Der Zwölfjährige hat gerade sein Zimmer umgestaltet und von der Bettwäsche über die Wandbestreichung bis zum Hängessel ein ausgeklügeltes Farbkonzept realisiert. Im Regal zeigt er seine Deo-Sammlung, auf dem Schreibtisch stehen Sportpokale. So gepflegte, stilbewusste Buben sind typisch für die iGen – man muss aber schon um mehrere Ecken denken, um sie für ihr Bemühen zu kritisieren. Im Zimmer des Zwölfjährigen sieht es so aus, als wolle er das alles unbedingt einem Mädchen zeigen. Auch wenn man den Vertretern der iGen gerne vorwirft, sie seien amourös geschädigt, da sie durchschnittlich mit zehn Jahren erstmals härtere Internet-Pornografie zu sehen bekommen: Jungs, die schon Jahre vor der ersten Freundin ihre Zimmer für diese herrichten, wirken so unromantisch und abgestumpft eigentlich nicht.

Natürlich sind diese zwei Jungs – sowie die anderen wohlgerateten Kinder in meinem Umfeld – nicht repräsentativ. Aber wenn Twenge über präpubertäre Mädchen schreibt, die Nacktbilder von sich verschicken, welche wiederum auf zwielichtigen Websites landen, wird man das Gefühl nicht los, dass es sich hier ebenfalls um nichtrepräsentative Ausschnitte handelt; um soziale Härtefälle, Mädchen aus einem Umfeld, in dem es schon vor dem Smartphone schwer war, das Richtige vom Falschen unterscheiden zu lernen.

### Reguliert die Smartphone-Nutzung!

Der interessanteste Rat, den Twenge in ihrem Buch gibt, ist der für die Eltern: «Reguliert die Smartphone-Nutzung eurer Kinder!» So kann man die ganz Jungen etwa Profile auf sozialen Netzwerken einrichten lassen, ohne ihnen gleich ein Smartphone zu geben und permanenten Zugang zu gewähren: Sie können sich stattdessen am Computer der Eltern einloggen. Ausserdem sind für die Jüngsten Netzwerke empfehlenswert, die wenig Daten speichern. Etwa Snapchat, wo die Videos der Nutzer von allein verschwinden. Erst nach mehr als zwei Stunden täglicher Nutzung von Elektronik zeigt sich laut Forschung eine gesundheitsschädigende Wirkung – ein Richtwert, der natürlich ebenso für Eltern gilt, die sich heute auch gerne durch den Tag twittern und Rezepte auf Pinterest suchen, und deren vorgelebtes Beispiel für eine Jugend, die nicht mehr rebelliert, wichtiger ist denn je.



# Ehrenrettung für Juncker

Von Gerhard Pfister — Die *Weltwoche* schiesst aus allen Rohren auf EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker. Das ist ein Fehler. Der Luxemburger ist ein Freund der Schweiz. Er muss aber auf die europäische Innenpolitik Rücksicht nehmen. Wir werden ihn noch vermissen.



**Herkulesaufgabe:** Juncker und Leuthard in Bern, 23. November.

Der Besuch von EU-Kommissions-Präsident Juncker in der Schweiz am 23. November bestätigte wieder einmal ein paar Regeln der Aussenpolitik. Die da heissen: Aussenpolitik ist immer auch Innenpolitik. Die Chefs gehen nicht selbst an die Verhandlungsfond, sondern schliessen Verhandlungen ab. Man sagt nicht immer alles, was man weiss. Man spielt den Verhandlungspartner nicht an die Wand, schon gar nicht öffentlich. Medien und Parteien sind Produzenten eigener Voraussagen, die sie selbst hinterher bestätigen.

## Erheiterung über die Aufregung

In diesem Artikel vertrete ich meine persönliche Ansicht, dass sowohl Leuthard wie Juncker sich so verhalten haben, als ob sie diese Regeln kennen und befolgen würden. Und dass man Jean-Claude Juncker in der Schweiz anders einschätzen sollte, als es grösstenteils der Fall ist.

Ich schreibe das aus zwei Gründen: Einerseits veröffentlichte der Chef der *Weltwoche* kürzlich eine Würdigung der deutschen Bundeskanzlerin, die sich von der harten Kritik an Angela Merkel unterschied, die sonst in diesem Blatt zu lesen war. Das motivierte mich, den argumentativen Boden dafür zu bereiten, dass auch Jean-Claude Juncker einmal in naher oder ferner Zukunft etwas anders beurteilt wird. Zweitens stellte ich mit Erheiterung fest, welches Aufsehen mein kurzes Treffen mit Juncker und Leuthard verursachte. Man überschätzte dabei meine Person und unterschätzte die diplomatische Professionalität von Juncker und Leuthard. Die Aufregung über ein derartiges Nichtereignis wie meine kurze informelle Begegnung mit einem europäischen Christdemokraten, den ich schon länger kenne, motiviert mich, neben Köppels Damaskus-Erlebnis in Sachen Merkel, zu versuchen,

den Besuch Junckers in der Schweiz etwas in ein anderes Licht zu rücken.

Die Statements von Leuthard und Juncker anlässlich ihres Treffens waren sehr zielgerichtet, «innenpolitisch», auch wenn sie diplomatisch blieben. Die Kommunikation Leuthards richtete sich an die Schweizer Politik, die von Juncker an seine EU-Mitgliedstaaten. Leuthard gelang es in ihrem Jahr als Bundespräsidentin, die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU wieder auf eine pragmatische, sachliche Basis zu stellen. Man redet wieder vernünftiger miteinander. Die Schweizerinnen und Schweizer wollen in ihrer Mehrheit gute, geregelte Beziehungen mit der EU. Die Form dieser Beziehungen sind die bilateralen Verträge. Pragmatisch muss man einsehen, dass diese Verträge Vor- und Nachteile für beide Seiten haben. Die politische Diskussion sollte wieder darauf fokussieren, dass man perma-

nent Vor- und Nachteile gegeneinander abwägt und immer wieder das Gleichgewicht sucht. Nicht mehr. Nicht weniger.

Junckers innenpolitische Botschaft ging vor allem an die ost- und mitteleuropäischen EU-Mitgliedstaaten: Mit der Schweiz reden heisst nicht, dass man die Schweiz gegenüber Polen besserstellt. Die Frustration der Visegrád-Staaten gegenüber Brüssel ist Folge der ungenügenden Integrationspolitik der EU. Wer die neuen Mitgliedstaaten nur als interessante Business-Hubs begreift, macht etwas falsch. Wer – wie die ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten und Sowjetrepubliken – jahrelang die Tatze des russischen Bären am eigenen Leib spürte, dem genügt eine bloss ökonomische «Integration» nicht. Er will auch Sicherheit, Freiheit und Anerkennung des gleichen nationalen Status, wie ihn beispielsweise Frankreich selbstverständlich beansprucht, auch als EU-Mitglied. Diese Erwartungen Osteuropas erfüllte die EU nicht.

### Permanentes Verhandeln

Junckers eher schweizfreundliche Haltung wird deshalb in der EU von den meisten Westeuropäern geteilt, aber von den Osteuropäern misstrauisch beobachtet. Will Juncker in der EU etwas für die Schweiz erreichen, und das will er mehr als bisher jeder andere EU-Kommissions-Präsident, muss er dem «innenpolitisch» Rechnung tragen. Genauso wenig, wie die Schweizer goutieren würden, wenn Leuthard aus Brüssel handfeste Zusagen in die Schweiz zurückbringen würde, zu denen sie sich nicht mehr äussern könnten, goutieren die Polen oder Ungarn, wenn Juncker aus Bern nach Brüssel mit festen Zugeständnissen heimkehrt.

Was hat man denn konkret beschlossen? Der Bundesrat erklärte sich bereit, jetzt einmal die Botschaft zu den Kohäsionsbeiträgen ans Parlament zu erarbeiten. Juncker stellte in Aussicht, dass man bezüglich der für den Finanzplatz Schweiz vitalen Regulierungsfragen eine Lösung finde. Das ist nicht viel, von beiden Seiten nicht. Deshalb ist es richtig. Es darf auch nicht beides miteinander verknüpft werden. Beide Seiten bleiben eigentlich recht frei, dieser Ankündigung auch entsprechende Taten folgen zu lassen. Weder Juncker noch der Bundesrat kann diese konkreten Taten ja dem andern allein zusichern. Bei den Kohäsionsbeiträgen entscheidet am Ende nicht der Bundesrat, sondern das Parlament. Bei den Finanzmarktregulierungen entscheidet nicht Juncker allein, und schon gar nicht abschliessend für immer, sondern hier ist ein permanentes Verhandeln und Entscheiden auch über 2017 hinaus nötig. Indem beide Seiten etwas in Aussicht stellen, aber sich Optionen offenlassen, erlauben sie dem Gegenüber ebenfalls, sich nicht definitiv festlegen zu müssen.

Wenn man nun kritisiert, Leuthard habe sich angemastet, dem neuen Aussenminister

das Dossier aus der Hand zu nehmen, Entscheide, die eigentlich das EDA zu verantworten habe, zu präjudizieren, dann ist das kreuzfalsch. Sie hat genau das Gegenteil getan. Sie bereitete den Boden, auf dem Ignazio Cassis, der sich richtigerweise in seinen ersten hundert Tagen im Amt nicht festlegen will, dann seine Europapolitik entwickeln kann. Leuthard hat nichts «versprochen», was Cassis einengen würde. Die Botschaft zum Kohäsionsbeitrag ans Parlament zu schreiben, ist eine EDA-Pendenz, die ohnehin ansteht. Wenn die SVP Cassis gewählt hat in der Erwartung, dass er die Bilateralen aufhebt und die Kohäsionsbeiträge cancelt, dann hat sie den Falschen gewählt. Cassis kann und soll eine andere Europapolitik machen als Didier Burkhalter. Aber die SVP wird er nie zufriedenstellen können. Das könnte nicht einmal ein SVP-Bundesrat im EDA.

Auch Juncker hat nichts versprochen, was er in Brüssel nicht halten kann. Aber er hat die für den Schweizer Finanzplatz wichtigen und richtigen Signale gegeben: dass die Schweiz zu Beginn des neuen Jahres keine Nachteile haben wird. Den argwöhnischen Oststaaten kann er mitteilen, dass die Kohäsionsbeiträge den Gang durch die Schweizer Institutionen antreten werden. Nicht mehr und nicht weniger. Aber genug, um begründen zu können, warum Juncker mit der Schweiz weiterhin in gutem und regelmässigem Austausch anstehende Probleme lösen will. Seine Ankündigung in Bern, das Rahmenabkommen bis Frühling 2018 zu finalisieren, ist vor diesem Hintergrund zu sehen. Beide Seiten wissen, dass das kaum der Fall sein wird. Keine der beiden Seiten dementiert. Und keine der beiden Seiten behauptet, irgendetwas habe mit irgendetwas anderem zu tun. Wem das zu kompliziert ist oder zu wenig oder zu wenig konkret, der lese nochmals die eingangs erwähnten Regeln der Aussenpolitik.

Juncker ist ein Freund der Schweiz. Er ist vermutlich einer der letzten westeuropäischen Politiker, denen die Schweiz so nahe ist. Mit dem Fall der Mauer und der Integration Osteuropas haben sich die Gewichte innerhalb der EU verschoben. Symbol für diese Verschiebung ist die Hauptstadt Deutschlands: Berlin ist nicht nur geografisch weiter weg von der Schweiz als Bonn.

Wir Schweizer sollten nicht aus der Abneigung der Polen und Ungarn gegen Brüssel

schliessen, dass diese Staaten allein deshalb schon bessere Freunde der Schweiz seien. Sie sind überzeugtere EU-Anhänger, als manchen hierzulande lieb ist. Sie wollen nicht raus aus der EU. Sie wollen eine andere, mitteleuropäische, föderalistischere EU mit starken Nationalstaaten. Viktor Orbán besucht regelmässig die Treffen der europäischen Volksparteien. Er

stand in gutem Kontakt mit dem grossen Europäer Helmut Kohl. Orbán mag dort zwar für Christdemokraten Unangenehmes sagen, wie in Brüssel, aber man sollte nicht den Fehler machen, zu meinen, er sei deswegen kein Europäer. Orbán wollte beispielsweise während der Migrationskrise Schengen/Dublin nicht annullieren, wie das in der Schweiz ab und zu gefordert wird. Er wollte, dass sich Europa an Schengen/Dublin hält! Mit solchen Politikern hat es Juncker zu tun. Immer mehr.

### Zentrifugale Kräfte

Wer seine Interessen gegenüber der EU durchsetzen will, muss bei der EU genauer hinschauen. Die Veränderungen innerhalb der EU sind immens. Das einheitliche Auftreten der EU-Staaten gegenüber Grossbritannien beim Brexit ist eine Leistung Junckers. Diese Einheit darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Juncker die Herkulesaufgabe der Einheit der EU angesichts von Währungskrise, Migrationskrise und Integration der neuen Mitgliedstaaten zu bewältigen hat, wo die zentrifugalen Kräfte stärker denn je sind.

Wer aus der Schweiz heraus Juncker kritisiert, sollte bedenken, dass dieser überzeugte Europäer und Freund der Schweiz (was kein Widerspruch ist) sich nach Kräften bemüht, angesichts dieser tektonischen Verschiebungen in der EU auch die Interessen der Schweiz zu sichern. Juncker versucht immer wieder die EU-Mitgliedstaaten davon zu überzeugen, dass die EU in der Schweiz einen der zuverlässigsten Partner hat. Er tut das hartnäckig, manchmal beiläufig, aber meistens freundlich und in einer Art, die den Dialog immer wieder ermöglicht. Das ist mehr, als man als Schweizer von einem Kommissionspräsidenten der EU erwarten darf. Die Schweiz wird Juncker noch vermissen.



Aussenminister Ignazio Cassis.

### Leuthard hat nichts «versprochen», was Cassis einengen würde.



Gerhard Pfister ist Nationalrat (ZG) und Präsident der CVP.

## Schmuddelpresse und Sippenhaft

Von Christoph Mörgeli

**B**undesrat Ueli Maurer hat einen Sohn. Weil dieser Sohn der Sohn von Ueli Maurer ist, sei er auch von öffentlichem Interesse. So behauptet es Chefredaktor Arthur Rutishauser in seinem Kommentar zur Hauptgeschichte der letzten *Sonntagszeitung*. Der Bundesratssohn hat vor gut zwei Jahren in seinem Wohnort einen Selbstunfall gebaut. Während in der Stadt Zürich noch nicht einmal mehr die Nationalität eines Straftäters bekanntgegeben werden darf, herrscht bei Bundesratsöhnen Nulltoleranz. Darum passt es Rutishauser nicht, dass der geständige Täter in einem nichtöffentlichen abgekürzten Verfahren verurteilt werden soll.

Selbstverständlich ist der Sohn eines Bundesrates mitnichten eine öffentliche Person. Er hat somit Anrecht auf Schutz seiner Persönlichkeitsrechte wie jeder andere Bürger auch. Chefredaktor Rutishauser hätte erst dann Grund zum Einschreiten, wenn Bundesrat Maurer die juristische Erledigung des Falles beeinflussen oder behindern würde. Ansonsten ist es böseartig, «Befangenheit» anzudeuten, nur weil der zuständige parteilose Bezirksrichter Bundesrat Ueli Maurer in einem früheren Verfahren bereits einmal freigesprochen hat.

Für ein öffentliches Medienspektakel der Urteilsverkündung über den Bundesratssohn legt sich Ex-Oberstaatsanwalt Andreas Brunner ins Zeug. Derselbe Brunner, der in der Affäre Hildebrand eine Hausdurchsuchung beim früheren Justizminister Christoph Blocher durchführen liess – wobei die Medien rechtzeitig vor Ort bereitstanden. Derselbe Brunner, der danach vorverurteilend im Fernsehen behauptete: «Wir haben potenziell beweisrelevantes Material gefunden.» Wenn Andreas Brunner schon dem früheren SVP-Bundesrat Blocher nichts anhängen konnte, will er es wenigstens beim heutigen SVP-Bundesrat Maurer nachholen.

In andern Fällen wird der Persönlichkeitschutz im Tamedia-Konzern hoch- und heilig gehalten. Der Sohn prominenter Geschäftsinhaber einer prominenten Kunsthandlung an der Zürcher Bahnhofstrasse, der in einer Küsnachter Villa einen Freund umgebracht hat, blieb in *Tages-Anzeiger* und *Sonntagszeitung* eisern anonym. Selbst dann noch, als englische Medien den vollen Namen längst öffentlich gemacht hatten. Warum wohl? Der Totschläger hat den richtigen Medienanwalt: Er heisst Andreas Meili. Und war zuvor zehn Jahre für den Tamedia-Konzern tätig.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Sion 2026: Constantin schneller

Von Peter Bodenmann — Der Paradies-Pampers-Mann Jean-Philippe Rochat wollte als Präsident 500 000 Franken Lohn.



Indirekter Freistoss: Sportmanager Constantin

**C**hristian Constantin war der Vater des Olympischen Projektes «Sion 2026». Seit er weg ist, fehlt jeder Druck auf der Leitung. Jean-Philippe Rochat, Jürg Stahl und Hans Stöckli können in vernünftiger Zeit keinen Bienenstock verschieben.

Jeder *Chiüngeli*-Verein prüft, ob sein angedachter neuer Name geschützt ist. Und ob jemand die entsprechenden Domain-Namen reserviert hat. Wir sind in der Schweiz schliesslich keine digitalen Analphabeten.

Der Paradies-Pampers-Mann Jean-Philippe Rochat wollte als Präsident des Komitees «Sion 2026» bis zur Entscheidung über die Kandidatur 500 000 Franken Lohn kassieren. Aus Steuergeldern. Die Summe wurde auf 300 000 Franken plus Spesen reduziert. Trotzdem hatte der freisinnige Kronjurist keine Zeit zu prüfen, wer die Rechte an der Marke «Sion 2026» hat. Und wie es um die Domain-Namen steht.

Spätestens das VBS, das knapp eine Milliarde Richtung Rochat über den Tisch schieben will, hätte dies prüfen müssen. Umso mehr, als kein Bundesrat über mehr Kommunikationsbeamte und Cyber-Krieger verfügt als Guy Parmelin. Die Ausrede: Man sei zu sehr mit dem Dossier beschäftigt gewesen und habe deshalb keine Zeit gehabt, Markenfragen und Domain-Rechte zu klären.

Schneller war Ferrari-Fahrer Constantin unterwegs. Er hat sich die Markenrechte an «Sion

2026» gesichert. Und auch die entsprechenden Domain-Namen. Inklusiv der Rechte an «Sion 2030». Hans Stöckli wollte ihm diese bei einem Glas Petite Arvine abschmorren.

Denkste, Hans. Etwas scheinheilig erklärte Constantin, er werde diese kostenlos abtreten, allerdings erst nachdem «Sion 2026» den Zuschlag erhalten habe. Gleichzeitig verlangte er, dass Doris Leuthard und Roger Federer anstelle von Rochat, Stöckli und Stahl die Kandidatur vertreten sollten. Da diese sonst chancenlos sei.

Wer glaubt im Ernst, dass Constantin die Nerven verloren hatte, als er Rolf Fringer einen *Schutt* in den Hintern verpasste? Er konnte sich nur so aus den Fesseln seiner zu tragen Olympia-Freunde lösen. Ein indirekter Freistoss.

Das Projekt «Olympia 2026» wurde zu spät gestartet. Die federführenden SVP-Männer Jürg Stahl und Guy Parmelin wollen deshalb das Schweizer Volk nicht über ihre Olympia-Milliarde des Bundes abstimmen lassen. Die Walliserinnen und Walliser werden nie eine Defizitgarantie für Rochat, Stahl und Stöckli übernehmen – so sicher wie sie Oskar Freysinger abgewählt haben.

Constantin arbeitet derweil am Projekt «Olympia 2030». Und er wird für dieses persönlich die Defizitgarantie übernehmen. Wetten, dass...

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Anders als alle andern

Von Kurt W. Zimmermann — Die NZZ ist schon kurios. Sie will schon wieder einen CEO an der Spitze, der nichts von Medien versteht.

Wenn man einen Personalentscheid verstehen will, dann muss man wissen, wie der Entscheid zustande kam.

Nachdem sich die NZZ-Gruppe im Juni fristlos von ihrem CEO Veit Dengler getrennt hatte, brauchte es eine Interimslösung. Finanzchef Jörg Schnyder sprang ein.

Es war klar, dass Schnyder nur eine temporäre Aushilfe war. Weil auch Schnyder das wusste, schaute er darauf, dass zumindest ein Kollege von ihm an die Spitze der NZZ-Gruppe gelangte.

Der Kollege, der nun NZZ-CEO wurde, ist Felix Graf. Graf war bisher Chef der Central-schweizerischen Kraftwerke (CKW), eines Staatsunternehmens im Besitz von Kantonen der Ost- und Innerschweiz. Graf und Schnyder kennen sich gut, weil Schnyder seit sieben Jahren im Verwaltungsrat der CKW sitzt.

Es setzt sich damit das Kuriosum fort, dass die NZZ partout keine Medienkompetenz an ihrer Spitze will. Man will stattdessen von Medienlaien geführt werden. Das ist einzigartig. Es gibt, von Ringier bis Tamedia und von Springer bis New York Times, weltweit keinen grösseren Zeitungskonzern, der nicht von einem Branchenprofi operativ geführt würde. Alle CEOs kommen aus dem Journalismus oder aus dem Medienmanagement.

Bei der NZZ hingegen nehmen sie nun einen, der seine Karriere fern der Branche und dafür unter Staatsobhut machte. Vor den CKW war Graf bei der Swisscom.

## Mangelnde Kostenkontrolle

Erstaunlich daran ist, dass die NZZ mit derselben eigenwilligen Personalpolitik zuletzt gehörig auf die Nase fiel. Vorgänger von Neo-CEO Felix Graf war der Österreicher Veit Dengler. Er war zuvor beim Computerhersteller Dell und beim Rabatthändler Groupon, also auch völlig frei von Medien-Knowhow. Es waren vier verlorene Jahre. Während die Konkurrenz von Tamedia, Ringier und AZ Medien substanziell vorankam, gelang der NZZ in dieser Phase nicht eine einzige umsatzrelevante Akquisition oder Innovation. Man setzte stattdessen auf irgendwelchen Schabernack, indem man etwa das Filmfestival Zürich kaufte.

Als Folge dieser Passivität brachen die Zahlen der NZZ-Mediengruppe ein. Seit 2013 sank der Umsatz um rund 40 Millionen. Und nun wird es interessant.

Trotz des Umsatzeinbruchs stiegen bei der NZZ die Personalkosten seitdem um Millionen. Ein schrumpfendes Geschäft wird von



Exotisches Kaninchen: NZZ-CEO Felix Graf.

mehr und teureren Mitarbeitern verwaltet. Das ist sehr ungewöhnlich. In der Medienbranche ist striktes Kostenmanagement der entscheidende Faktor geworden.

Kostenkontrolle ist auch keine Spezialität des neuen CEO Felix Graf. Bei seinem Stromunternehmen CKW stagniert der Umsatz auch seit Jahren. Die Personalkosten stiegen unter Graf dennoch deutlich an. Bei Staatsbetrieben kann man solche Scherze allenfalls noch tolerieren, beim margenschwachen Privatunternehmen NZZ ist das riskant.

Natürlich wussten sie auch bei der NZZ, dass sie als neuen CEO ein eher exotisches Kaninchen aus dem Hut zauberten. Darum schürften sie in seiner Biografie nach so etwas wie Medienerfahrung. Sie wurden fündig. Graf arbeitete vor dem Jahr 2010 für Swisscom TV und war kurzzeitig operativer Chef des Pay-TV-Kanals Teleclub aus demselben Konzern.

Nun hat das leider mit Journalismus und mit Medien nichts zu tun. Swisscom TV und Teleclub sind kein Inhalts-, sondern ein Distributionsgeschäft. TV-Sender und Videos sind im Angebot, weil Swisscom damit für die Kunden ein Gesamtpaket von Festnetz, Mobile und Internet anbieten kann.

Das heisst nun natürlich nicht, dass der Neue bei der NZZ keinen guten Job machen wird. Es heisst nur, dass die NZZ wieder mal alles anders macht als alle anderen.

# Söhne Mannheims

Von Henryk M. Broder — Alle haben ein Recht auf schwierige Jugendliche.

Falls Sie bis jetzt nicht in Mannheim waren, haben Sie nicht viel verpasst. Die ehemalige Residenzstadt der Pfälzer Kurfürsten hatte ihre Blütezeit im 18. Jahrhundert; sie unterscheidet sich von anderen Städten gleicher Grösse dadurch, dass die Strassen der Innenstadt wie ein Gitter angelegt sind und keine Namen, sondern Bezeichnungen wie B1 und M2 tragen. Eine der bekanntesten Popmusikgruppen der Bundesrepublik, die Söhne Mannheims, kommt aus Mannheim. Hier lebte zeitweilig auch Karl von Drais, der die «Laufmaschine» erfand, die Mutter aller Zweiräder. Aber das ist lange her.



Jetzt macht Mannheim durch anderes von sich reden. «Eine Gruppe unbegleiteter minderjähriger Ausländer (UMA)» terrorisiert die Stadt, berichten die *Stuttgarter Nachrichten*. «15 Jugendliche aus Nordafrika, vor allem aus Marokko, begehen regelmässig Diebstähle auf offener Strasse, zerstören das Inventar ihrer Unterkunft und bedrohen oder attackieren Menschen.» Sie wissen genau, was sie tun und dass sie nichts zu befürchten haben. «Aufgrund ihres Alters gelten sie als besonders schutzbedürftig, was Behörden im Umgang mit ihnen vor erhebliche Probleme stellt.» Deshalb hat der Oberbürgermeister von Mannheim in sehr gestelzten Worten den Innenminister von Baden-Württemberg um Hilfe angeschrieben. «Bei dieser Personengruppe besteht keinerlei Mitwirkungsbereitschaft oder Interesse an einer Integration.» Weniger vornehm ausgedrückt: Die UMA zeigen den Behörden den Stinkefinger und bleiben, da minderjährig, unbehelligt. Worauf der überraschte Innenminister die für den Umgang mit Ausländern zuständigen Behörden «ermutigte», die Handwurzelknochen der UMA röntgen zu lassen, um so das wahre Alter der Jugendlichen festzustellen. Dazu hätten die Mannheimer die volle «Rückendeckung» der Landesregierung.

Wer nun meint, diese Pointe lasse sich nicht toppen, sollte jetzt die Luft anhalten. Ein Mannheimer Landtagsabgeordneter, so die *Stuttgarter Nachrichten*, habe angeregt, «problematische Jugendliche über das ganze Land zu verteilen, um kriminelle Strukturen zu brechen». Ja, das ist die Lösung des Problems. Jede Gemeinde, jeder Landkreis hat einen Anspruch auf mindestens einen «problematischen Jugendlichen». Raus aus der Grossstadt und rein in die Natur!

# «Wir müssen verdammt aufpassen»

Bundesrat Johann Schneider-Ammann hat eine grosse internationale Tournee hinter sich. Was ist die wichtigste Erkenntnis für die Schweiz? Wie sehen uns die andern? Was müssen wir jetzt tun? Das bisher umfassendste Gespräch mit dem Wirtschaftsminister. *Von Roger Köppel und Karl-Heinz Hug (Bilder)*

**Herr Bundesrat, wie geht es Ihnen?**

Sehr gut. Wir haben Vollbeschäftigung. Endlich wachsen die OECD-Volkswirtschaften wieder. Bei der Digitalisierung sind wir eingestiegen und am Arbeiten. Die Welt beneidet die Schweiz um ihr duales Bildungssystem. Kurz: Wir müssen verdammt aufpassen, dass wir nicht selbstgefällig werden, uns zurücklehnen. Aber die Schweiz hat hervorragende Voraussetzungen, in der Zukunft zu bestehen. Also geht es mir gut.

**Ihre drei wichtigsten Geschäfte?**

Markttöffnung mit neuen Handelsabkommen. Dann Flexibilität des Arbeitsmarkts. Und alles, was mit Digitalisierung zu tun hat.

**Sie waren Unternehmer. Ihr Kommentar zu den «Panama Papers?» Steuersparen gilt heute als Verbrechen, obwohl es legal ist.**

Im Detail kenne ich die Vorwürfe nicht. Selbstverständlich vorverurteile ich niemanden. Sollte herauskommen, dass sich jemand nicht gesetzeskonform verhielt, muss das sanktioniert werden. Mehr gibt es nicht zu sagen.

**Ein anderer Aufreger ist die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative durch diesen «Inländervorrang light». Wie lautet Ihre Bilanz?**

Ich halte es für einen gangbaren Weg. Es ist eine pragmatische Lösung zur Umsetzung des Volkswillens und zur Erhaltung unserer bilateralen Verträge mit der EU. Ich kann damit leben.

**Abes es ist ein Leerlauf, es funktioniert nicht. Schreibt sogar die NZZ, die den Murks des Parlaments damals lobte.**

Das sehe ich anders. Die Umsetzung tritt ja erst nächstes Jahr in Kraft. Aber natürlich ist es keine ideale Lösung.

**Der Aargauer SP-Regierungsrat Urs Hofmann beklagte sich, die Qualität bei der Personenfreizügigkeit sei ungenügend: wenig Hochqualifizierte, dafür viele kinderreiche Familien. Was antworten Sie ihm?**

Diese Aussage ist mir nicht bekannt. Ich gehöre sicher nicht zu denen, welche die Zuwanderung beliebig ankurbeln wollen. Aber wichtig bleibt, dass die Firmen ihre Fachkräfte bekommen. Wir brauchen neben den Schweizern auch die ausländischen Spezialisten, aus Europa und darüber hinaus. Das schafft neue Arbeitsplätze auch für Schweizer. Wenn wir die Spezialisten nicht

mehr bekommen, müssen die Firmen dort hin, wo sie diese finden.

**Sie sind ein Vorkämpfer der Digitalisierung. Der Bundesrat hat 150 Millionen Franken dafür gesprochen. Was hat der Staat dort überhaupt zu suchen?**

Er spielt eine wichtige Rolle beim Anschlag. Wir müssen jetzt handeln, mit höchster Priorität. Dies mit bereits gesprochenen Mitteln, aber auch mit Zusatzgeldern für die beiden Jahre 2019 und 2020. Das ist sicher eine hohe Summe. Wir wollen in die Erforschung der Digitalisierung an den Hochschulen und Fachhochschulen investieren. Damit wir am innovativsten bleiben. Wichtig ist auch die Weiterbildung für Leute, die von der Digitalisierung erfasst, vielleicht überrollt werden. Wir müssen den Leuten eine Brücke bauen. Neben diesen Investitionen braucht es aber vor allem Freiraum, damit Wirtschaft und Wissenschaft die Digitalisierung als Chance nutzen können. Davon bin ich fest überzeugt.

**Wird diese Digitalisierung die Welt umpflügen, mit Millionen von Arbeitslosen?**

Ich bin sozusagen ein Kind der Digitalisierung. 1974 schloss ich mein ETH-Studium als Elektroingenieur ab. Die Halbleitertechnologie war im Kommen. Ich habe Respekt, aber keine Angst. Die Digitalisierung wird grosse Chancen bringen. Man sollte den Unternehmen Spielraum lassen. Ich finde es schade, dass wir bereits dabei sind, durch Regulierung abzublocken, etwa bei Booking.com. Das ist nicht der Weg. Wir sollten dem offen begegnen. Mir persönlich macht die Digitalisierung Spass.

**Es gibt bald 40 000 Bundesangestellte. Wie viele dieser Stellen wird der Bund dank der Digitalisierung einsparen?**

So viele Bundesangestellte dürfen es nicht werden. In den letzten Jahren hatten wir tatsächlich eine problematische Entwicklung. Die Digitalisierung muss auch uns beim Bund helfen, Prozesse und Abläufe effizienter zu gestalten. Und dann hat auch das Parlament eine Verantwortung, dem Bund nicht dauernd neue Aufgaben aufzuerlegen und Berichte anzufordern.

**Wie sehen Sie die Zukunft der klassischen Industrie in der Schweiz?**

Wir sind immer noch mit gut 20 Prozent des Bruttoinlandprodukts [BIP] im zweiten Sektor zu Hause. Nur so können wir praktisch Vollbeschäftigung erreichen. Das müssen

wir erhalten. Indem wir im Wettbewerb stark bleiben.

**Freihandelsverträge: Da gibt es einen gewaltigen Aufstand von Seiten der Bauern. Wo liegen die Bauern richtig, wo falsch?**

Die Landwirtschaft muss verstehen, dass wir sie behalten wollen. Produzierend, erfolgreich, hochgeschätzt. Alles andere ist Geschwätz. Es ist Unsinn, dass wir sie opfern wollen. Das zu sagen, ist unüberlegte Schaumschlägerei.

**Konkret heisst das?**

Es braucht Flexibilität bei den Bauern, damit wir auch in Zukunft Handelsverträge wie jene mit den südamerikanischen Ländern des Mercosur abschliessen können. Auf offene Märkte ist die gesamte Wirtschaft aber angewiesen, und sie bringen auch den Bauern zusätzliche Chancen. Wie das geht, hat der Bundesrat mit der Gesamtschau aufgezeigt. Es ist bei weitem nicht so, dass unsere Landwirtschaft wesentliche Teile ihrer Tätigkeit aufgeben müsste. Auch sie kann sich aber dem Wandel nicht entziehen.

**Es gab ja kürzlich Veränderungen im Bundesrat. Die Bauern hatten das Heu mit Didier Burkhalter nicht immer auf der gleichen Bühne. Stichwort Rüstungsexporte: Wird die Regierung mit Ignazio Cassis bürgerlicher?**

Für mich zählt Vollbeschäftigung. Das gibt Stabilität. Wir haben dazu gute Voraussetzungen – aber wir müssen unseren Standort attraktiv halten. Dazu braucht es eine bürger-

---

**«Die Schweiz verdient jeden zweiten Franken im Ausland. Wir leben von der Internationalität.»**

---

liche, liberale Politik – auch im Bundesrat. Die Zusammenarbeit mit Ignazio Cassis funktioniert gut. Ich tue alles, um meine Kolleginnen und Kollegen immer wieder von der Notwendigkeit dieser Grundsätze zu überzeugen.

**Sie betonen das, weil es im Bundesrat nicht selbstverständlich ist?**

Das ist Ihre Interpretation. Ich attestiere dem Bundesrat, dass er meine Ziele teilt. Die Wege nach Rom hingegen unterscheiden sich manchmal.

**Der Bundesrat ist ein Team mit unterschiedlichen Auffassungen. Das ist eigentlich eine Stärke. Aber wenn man sich einzelne Mitglieder anschaut, dann kann man**



«Mir persönlich macht die Digitalisierung Spass»: Johann Schneider-Ammann vor dem Holzstich «Doris» von Franz Gertsch.

**sich nur schwer vorstellen, dass man in diesem Gremium offen diskutieren kann.**

In einem Siebnergremium spüren alle ihre Verantwortung. Man kann dem nicht entfliehen. Der Bundesrat ist natürlich auch ideologisch geprägt. Aber wir respektieren uns gegenseitig sachlich, ungeachtet der ideologischen Prägung.

**Sehr diplomatisch. Können Sie wirklich offen reden?**

Wir reden offen. Es war nicht immer so. Derzeit ist es so offen wie eigentlich noch nie. Man sagt durchaus: «Was hast du dir da überlegt?», oder: «Was haben dir deine Leute da für einen Mist herangeschoben?»

**Dann täuscht der Eindruck, dieser Bundesrat sei irgendwie verklemmt?**

Dieser Eindruck ist falsch. Die Bundesrats-sitzungen werden jeweils in der Konferenz der stellvertretenden Generalsekretäre vorbereitet. Das ist das Frühwarnsystem. Dann schärft jeder seine Argumente. In den Bundesratssitzungen gibt es dann harte, aber sehr sachliche Auseinandersetzungen.

**Wie erklären Sie sich die Fehleinschätzung des Bundesrates bei der AHV-Reform?**

Auch der Bundesrat ist nicht unfehlbar. (Lacht) Klar ist: Wir brauchen eine AHV-Reform, welche dieses wichtige Sozial-

werk für die kommenden Jahre zuverlässig sichert.

**Kritiker sagen, dieser Bundesrat verschenke die Schweiz. Internationalistisch, ängstlich gegenüber der EU: Viele empfinden die Regierung als abgehoben. Zu Recht?**

Leuten, die das sagen, muss man die Augen öffnen. Die Realität ist: Die Schweiz verdient jeden zweiten Franken im Ausland. Wir leben von der Internationalität. Wir sind eines der abhängigsten Länder der Welt. Von Verschenken freilich kann keine Rede sein.

**Aber Sie verschenken doch 1,3 Milliarden Franken für irgendwelche Projekte in Osteuropa und im Migrationswesen. Ohne Gegenleistung. Absurd.**

Halt. Der Bundesrat hat lediglich angekündigt, dass der Erweiterungsbeitrag II in die Vernehmlassung geht. Dies in der Erwartung, dass die Normalisierung weiter voranschreitet. Danach kann eine Botschaft vorbereitet und das Parlament konsultiert werden. Da ist weder vom Bundesrat noch vom Parlament etwas abschliessend versprochen worden. Wir haben allerdings zur Kenntnis genommen, dass die Union eine Erwartung hat. Dieses Geld soll ein Beitrag dafür sein, dass die Schweiz am Binnenmarkt teilnehmen kann, ohne Mitglied des Binnenmarkts zu sein.

**Finden Sie als Freihändler diese Erwartung berechtigt? Die Schweiz kauft der EU ja mehr ab als umgekehrt. Wir bezahlen unsere Rechnungen pünktlich. Wozu noch so ein Geldgeschenk?**

Ich stehe dahinter. Wir müssen eine Balance finden, um unserseits die Zugeständnisse zu bekommen, die wir brauchen: Finanzmarkt, gegenseitige Anerkennung der industriellen Produkte. Die Ostgelder kann man als gute Investition betrachten.

**Stehen Sie auch hinter der Idee, einen Teil dieser Osthilfe in den Süden zu verschieben?**

Wir haben ein Interesse, die Migration einzudämmen. Und natürlich sind wir daran interessiert, dass die Arbeitslosigkeit sinkt und das Ausbildungsniveau in Europa steigt. Denn die europäischen Märkte sind die Hauptabnehmer unserer Produkte und Dienstleistungen. Mit Berufsbildungsprojekten leisten wir dort eine Art Entwicklungshilfe, ohne unsere Vorteile zu verschenken. Die EU kann unser Bildungssystem ja nicht kopieren, aber sie kann davon lernen. Wenn wir den EU-Aussenstaaten bei der Bewältigung der Migration helfen, haben wir die Kosten nicht hier.

**Aber wir gewähren der EU vollen Marktzugang, sogar bei den Dienstleistungen, bei denen uns kein Gegenrecht gestattet wird? >>>**

In der EU hören Sie ähnliche Vorwürfe gegen die Schweiz, Stichwort flankierende Massnahmen zum Beispiel. Der Bundesrat arbeitet auf den möglichst vollständigen Marktzugang hin. Mit den bilateralen Verträgen haben wir einen hohen Standard erreicht – ohne den Preis einer Mitgliedschaft zu bezahlen, nämlich den Verlust der Unabhängigkeit.

**Der Bundesrat hat zu viel Angst vor der EU. Man scheut sogar davor zurück, Volksentscheide umzusetzen, nur um die EU nicht zu ärgern. So sieht es die SVP. Halten Sie das für pure Demagogie?**

Der Bundesrat hat keine Angst. Ich lege Ihnen meine Position dar: Meine frühere unternehmerische Tätigkeit fand hauptsächlich in der EU statt. Es waren 23 Firmen in der EU, das Mutterhaus lag in der Schweiz. Ich habe für meine Firma jeden Tag überlegt, ob ich die Wertschöpfung in der Schweiz halten kann oder wirtschaftlich gezwungen bin, ins Ausland zu verschieben. Ich habe mich immer für die Schweiz entschieden. Als Unternehmer war ich angewiesen auf möglichst ungehinderten Marktzugang in der EU. Der bilaterale Weg hat sich bewährt.

**Also kein angstschlotternder Bundesrat?**

Das ist eine von den Medien geschürte Polemik. Der eine oder andere dieser Kritiker sollte mal am Tisch sitzen, wenn wir mit den Leuten von der EU reden.

**Was würde man erleben? Haben diese EU-Funktionäre ein echtes Verständnis, gar Wohlwollen für die Schweiz?**

Sie respektieren die Schweiz, die bei der Innovation stark ist und die trotz den hohen Kosten einen erfolgreichen Weg im Weltmarkt findet. Natürlich bringt so etwas immer auch Neid. Wenn wir ein bisschen geschickt taktieren, nehmen wir einen freiwilligen Beitrag in Kauf. Im Unterschied zur EU schieben wir das Geld nicht einfach den Ländern zu. Wir kontrollieren und begleiten die Projekte eng.

**Würden Sie dieses Osthilfegeld auch investieren, wenn es Ihr eigenes wäre?**

Ins eine oder andere schon.

**In einem Interview äusserten Sie den interessanten Satz, den Rahmenvertrag müsse man schubladisieren. Stimmt der Eindruck: Der Bundesrat möchte im Windschatten der Briten profitieren und lavieren.**

Ich kann mich an das konkrete Interview nicht erinnern. Aber ich war und bin der Überzeugung: Der Rahmenvertrag hat auf jeden Fall keine zeitliche Priorität. Der Brexit kam tatsächlich dazwischen. Und wir haben keinerlei Interesse, schlechtergestellt zu werden als die Briten. Wir sollten abwarten, was die untereinander ausjassen.

**Bundespräsidentin Leuthard sprach davon, dass die Schweiz die künftige Rechtsfort-**

**entwicklung der EU übernehmen solle, «ohne laufend nachverhandeln zu müssen». Gleichzeitig betonen Sie, man wolle keine automatische Rechtsübernahme. Wo wird die Reise hingehen?**

Automatische und dynamische Rechtsübernahme sind nicht das Gleiche. Der Unterschied liegt darin, dass wir bei der dynamischen Übernahme immer nein sagen können, wenn wir nicht einverstanden sind. Das ist für mich absolut zentral. Und meine Meinung zum Europäischen Gerichtshof dürfte bekannt sein.

**Die SVP fordert den sofortigen Abbruch der Verhandlungen zu diesem «Freundschaftsvertrag», wie sich Chefkommissar Juncker ausdrückte. Ein Kapitalfehler?**

Es wäre nicht klug. Die EU müsste mit Gegenreaktionen antworten, wie 2014 mit dem Ausschluss aus dem Forschungsabkommen «Horizon 2020». Das ist nicht in unserem Interesse.

**Ist es nicht eine Auszeichnung für eine Uni, wenn sie heute nicht mehr in der EU ist? Harvard ist auch nicht bei «Horizon 2020». «Bleib draussen, dann bis du gut.»**

Man muss bei diesen Netzwerken dabei sein. Sonst können wir die besten Professoren nicht dazu bewegen, hier zu forschen. Wer sich ab-

---

**«Ich habe grossen Respekt vor Ivanka Trump. Sie stellte uns Fragen, die wir nicht erwartet hätten.»**

---

nabelt oder zurückzieht aus der pulsierenden Vernetzung, verliert. Auch Harvard ist in Netzwerken dabei, auch die US-Top-Universitäten organisieren sich in formelleren oder informelleren Verbänden. Und Cambridge und Oxford sind ja immer noch im Programm «Horizon 2020» dabei. Wir dürfen die Schweizer Hochschulen nicht abschotten.

**Dieses Jahr konnten Sie nach fünfzehn Jahren mit Jacques Dubochet endlich wieder einmal einem Schweizer Nobelpreisträger gratulieren, dessen prämierte Leistung auch schon viele Jahre zurückliegt. Warum schlägt sich die Forschungsk Kooperation mit der EU nicht in Nobelpreisen nieder, wie sie früher regelmässig von Schweizern errungen worden sind?**

Nobelpreise sind nicht der einzige Gradmesser für Erfolg. Nehmen Sie die Rankings der Hochschulen (z. B. von Schanghai), da sind wir in den letzten Jahren so gut platziert wie nie: die ETH Zürich unter den Top 20, die ETH Lausanne [EPFL] eine der besten jungen Hochschulen der Welt, fünf Hochschulen unter den Top 100. Und nicht zuletzt: Bisher hat die Teilnahme an den «Horizon»-Programmen einen finanziellen Nettozufluss in die Schweiz gebracht: Weil wir so gut sind, profitieren wir mehr von der Förderung, als wir selber beisteuern.

**Sie waren kürzlich auf einer internationalen Tournee. Die Zeitungen jubelten, wie Sie da von Trumps Tochter Ivanka empfangen wurden. Aber ehrlich: Ist es nicht eine Beleidigung, wenn ein Schweizer Ex-Bundespräsident von der Tochter des Präsidenten empfangen wird?**

So eitel bin ich nun doch nicht. (*Lacht*) Ich mache Zweckpolitik. Sehen Sie die ganze Geschichte: Wir kamen in der Finanzkrise auch deshalb unter die Räder, weil wir keine Kontakte mehr ins Weisse Haus hatten. Es war mein Ziel, diese Verbindungslinien wiederherzustellen. Diese Voraussetzungen wurden jetzt wieder geschaffen. Ich war bei diesem Besuch ja nicht mehr Bundespräsident, und als Minister besucht man seinesgleichen. Ich war unter anderen beim Handelsminister, beim Arbeitsminister, bei der Bildungsministerin – und bei Ivanka Trump. Alles gute Leute. Bei Ivanka war ich, weil sie vom Vater eingesetzt wurde, um die Berufsbildung voranzutreiben.

**Eine kluge Frau?**

Ich habe grossen Respekt. Sie wusste Bescheid und stellte uns Fragen, die wir nicht erwartet hätten. Sie wusste mehr als mancher Schweizer, der sich selbstzufrieden gratuliert, wir hätten das beste Bildungssystem.

**Was war die wichtigste Erkenntnis für die Schweiz aus Ihrer internationalen Tournee?**

In Saudi-Arabien sagte mir jemand: «Die Schweiz ist die Zentralbank des Vertrauens.» Wir seien verlässlich, wir seien sehr innovativ, wir seien die Nummer eins bei der Wettbewerbsfähigkeit. Ich habe grossen Respekt, auch Bewunderung gespürt für unser Land – das ohne Rohstoffe die erste Geige spielt in der Wirtschaft.

**Werden wir auch überschätzt?**

Das war ehrlich gemeint. Natürlich wissen die nicht, wie es bei uns im Detail aussieht, aber sie wissen, wie es bei ihnen zu Hause aussieht. Jedes Lob ist immer relativ, aber es ist so: Man traut es uns zu, dass wir die Vorteile in die Zukunft mitnehmen können – «solange ihr unabhängig bleibt». Das ist die zentrale Erkenntnis.

**Man hat ja – vor allem, wenn man aus dem hochbetriebsamen Asien in die Schweiz zurückkommt – oft den Eindruck, die Schweiz sei eine Art Ballenberg. Tiefer Rhythmus. Auch die USA machen aggressive Steuer senkungen, in Britannien wird es dazu kommen. Stecken in der Schweiz noch genug Power und Kampfgeist drin?**

Es ist doch unsere Aufgabe, zu schauen, dass die Power drinbleibt! Das Risiko der Selbstgefälligkeit ist da. Wenn wir nur noch umverteilen und nicht mehr Wert schöpfen, geht es rassistisch abwärts. Auf die Wertschöpfung kommt es an. Ich zeichne es Ihnen auf...

*Schneider-Ammann nimmt ein Papier und einen Filzstift. Er zeichnet zwei Linien: eine Zickzacklinie*





«Unterstellung der Schweiz unter den Europäischen Gerichtshof? Vergessen Sie es»: Schneider-Ammann.

*mit rasantem Aufstieg und Absturz. Darunter ein schwach ansteigender, kontinuierlicher Strich. Er zeigt mit seinem Filzstift auf die Zickzacklinie.*

Wir müssen verdammt aufpassen, dass wir nicht in ausländische Verhältnisse hineinrutschen. Hektischer Aufstieg, Fehler machen, abstürzen. Dann wieder schnellschussmässig entscheiden, der nächste Fehler. Meine grauen Haare, sofern es sie noch gibt, habe ich aus meiner Zeit als Unternehmer im Zusammenspiel mit den Japanern. Die Cheibe haben nie formell entschieden. Nie. 25 Jahre lang nie, aber immer waren sie freundlich. Wir haben Sitzung für Sitzung abgehalten, protokolliert. Am Schluss standen wir auf und fragten uns: «Was haben wir jetzt eigentlich gemacht?»

**Das wäre doch die ideale Europapolitik der Schweiz: Bei der EU immer lächeln, nie entscheiden, während die anderen ergrauen.**

Sie sagen es. (*Lacht*) Es sah mit den Japanern immer fürchterlich schwerfällig, mühsam aus, behäbig, gemütlich, unattraktiv, unbeweglich, aber gemeinsam fielen wir nie aus den Weltmärkten hinaus, es funktionierte. Wir müssen schauen, dass wir die Schweiz eher mit so einem Modus voranbringen können als mit einem Stop-and-go-Modus.

Die Ausgangslage ist auf einem hohen Niveau – jetzt nichts überstürzen. Wir müssen das Rad nicht neu erfinden.

**Die Kantone arbeiten an der Unternehmenssteuerreform. Wo steht die Schweiz eigentlich international? Trump will senken, May dreht auch. Verschlafen wir das?**

Ganz klar, wir drohen an Terrain zu verlieren. Das ist keine neue Erkenntnis. Die Unternehmenssteuerreform III hätte den Spagat zwischen Steuerattraktivität, internationaler Anerkennung und Erhalt des Steuersubstrats geschafft. Sie wurde vom Volk abgelehnt, jetzt wird eine neue Lösung gesucht. Der Spielraum ist klein, wenn wir international mithalten können wollen. Da muss man gar nicht so weit wie nach Grossbritannien oder gar in die USA blicken.

**Sie gelten ja selber als Verkörperung dieses bernischen Ideals der Behäbigkeit. Was heisst das eigentlich in Bezug auf Ihre verbleibende Amtsdauer? Wann treten Sie zurück? Oder harren Sie, geradezu japanisch, bis auf weiteres aus?**

Bevor wir zum Schluss kommen: Mit mir kann man nicht diskutieren über die Unterstellung der Schweiz unter den Europäischen Gerichtshof. Vergessen Sie es. Mit mir kann man auch nicht diskutieren darüber, ob wir

einen Teil der ETH privatisieren sollen. Nie. Ich gehe doch nicht auf die Grundlagen unseres Erfolgs los. Zum anderen: Ich bin gewählt bis Ende der Legislatur 2019.

**Dürfen wir daraus ableiten, dass Sie als solider Berner Ihre Amtspflichten mindestens bis dahin erfüllen werden?**

Es gibt ein paar Dossiers, in die ich mich ver-bissen habe. Ich treibe die voran, ohne eine grosse Show zu machen. Das kommt bernisch daher, aber wer mich kritisieren will, soll mir zuerst zeigen, welche politischen Fehler ich gemacht haben soll. Viele waren es nicht. Wenn ich auf die ganze Zeit zurückblicke, wage ich die Behauptung, dass ich meinen Beitrag geleistet habe, dass die Schweiz sich auch in Zukunft mit ihrem Wohlstand in der Welt behaupten kann. Und ich will das weiterhin tun.

**Zusammengefasst: Sie sagten, die Unabhängigkeit sei das Wichtigste. Sie sagten zweitens, dass Sie eine Preisgabe dieser Unabhängigkeit durch Unterstellung der Schweiz unter europäische Richter nie akzeptieren werden. Folglich bleiben Sie so lange im Amt, bis dies zweifelsfrei sichergestellt ist.**

Ich würde mich freuen, wenn zum Zeitpunkt meines Rücktritts unser Verhältnis zur EU in diesem Sinn geklärt wäre. ○

# Ein einig Volk von Staatsdienern

Über 600 000 Schweizerinnen und Schweizer arbeiten heute für den Staat. Die Personalkosten sind in den letzten Jahrzehnten förmlich explodiert. Eine Verwaltungsstelle scheint der Traum vieler Arbeitnehmer zu sein, wie neue Untersuchungen zeigen. *Von Hubert Mooser*

Es ist zwar nicht gerade wie in der Habsburger Monarchie unter Kaiserin Maria Theresia, in der der Job als Beamter als Privileg galt, gesellschaftlichen Aufstieg versprach und eine gesicherte Altersrente bedeutete. Aber auch in der Schweiz ist der Staatsdienst je länger, je beliebter. Das zeigt eine neue Studie des Stellenportals Jobcloud.ch, die in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) erstellt wurde. Die Autoren haben dafür 110 000 Online-Inserate und vierzig Millionen Klicks auf dem Internetportal Jobs.ch ausgewertet. Fazit: Stellen des öffentlichen Sektors erhalten ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit.

Die Palette der abgefragten Staatsjobs reicht von Jurist und Verkehrsplaner über Berufsschullehrer bis hin zu Webdesigner, Chemielaborant oder Gärtner. Besonders für Lehrstellen gebe es ein grosses Interesse, präzisiert die Autorin der Studie, Nicoline Scheidegger: «Der öffentliche Sektor bietet Arbeitnehmern häufig moderne Anstellungsbedingungen und erlaubt eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie, flexible Arbeitszeiten und Teilzeitarbeit.»

Ueli Maurer, als Finanzminister auch oberster Personalchef beim Bund, hat noch eine Erklärung: Dass der Bund attraktiv sei für Arbeitnehmer, hänge wohl auch damit zusammen, «dass wir nicht androhen, den Sitz ins Ausland zu verlegen», sagte der SVP-Bundesrat während der Budgetdebatte im Ständerat.

Im Kanton Aargau stehen derzeit 1300 Stellen bei General Electric auf der Kippe. «Solche Meldungen sind wohl mitentscheidend, dass sich heute viele Leute nach einem Staatsjob umsehen», sagt die Aargauer CVP-Präsidentin Marianne Binder-Keller. «Ein Lehrerjob bedeutet beispielsweise Jobsicherheit und gute Anstellungsbedingungen.»

## Basar um die Budgets

Die Schweiz, ein einig Volk von Staatsdienern? Die Stellen in der Verwaltung wachsen in galoppierendem Tempo. Zwischen 2011 und 2015 stieg die Zahl der Beschäftigten im öffentlichen Sektor von 577 439 auf 615 078. Insgesamt ist das Land im internationalen Vergleich zwar

noch weit entfernt von Staaten wie Norwegen, wo fast jeder Dritte im öffentlichen Sektor arbeitet. Aber in einzelnen Kantonen wie in der Waadt herrschen fast norwegische Verhältnisse. Mehr als jeder vierte Beschäftigte ist dort ein Staatsdiener. Im Kanton Zürich arbeiten gegen 23 Prozent der Beschäftigten im öffentlichen Sektor. Den schlanksten Apparat haben Zug und Glarus, wo der Anteil der Staatsbediensteten an allen Angestellten unter 20 Prozent liegt.

Für die Präsidentin der Finanzkommission des Zürcher Kantonsrates, Beatrix Frey-Eigenmann (FDP), ist in Zürich nicht die Kernverwaltung das Problem. «Hier sieht es schon so aus, als habe sich der Personalbestand stabilisiert.» Aber wenn man die ausgelagerten Einrichtungen wie den Gesundheitsbereich dazunehmen, ergebe sich ein anderes Bild.



Ueli Maurer.

## Finanzminister Maurer ging beim Thema Löhne sofort in Verteidigungsstellung.

Es ist stets die gleiche Geschichte, die sich Jahr für Jahr beim Basar um die Budgets wiederholt: Von St. Gallen bis Genf, von Schaffhausen bis Bellinzona macht besonders die SVP Druck wegen der steigenden Personalausgaben. Aber sobald es konkret wird, legen sich fast alle quer, inklusive SVP-Finanzdirektoren. So klagte der Zürcher Finanzdirektor Ernst Stocker (SVP) vor und nach einer Entscheidung des Kantonsparlamentes, die Lohnsumme der Staatsdiener um mickrige 0,2 Prozent zu reduzieren, über ein «schlechtes Signal» an die Adresse des Personals. In Bern ging Finanzminister Maurer während der Budgetdebatte beim Thema Löhne

des Bundespersonals sofort in Verteidigungsstellung. Die SVP verlangte Einsparungen von 152 Millionen Franken, kam damit aber nicht durch. Dabei ging es lediglich um eine Eindämmung des Ausgabenwachstums, wie SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi zu verstehen gab.

Auch in den Gemeinden bläht sich die Verwaltung auf. Die Zahl der Kommunen sank als Folge von Fusionen von 2012 bis 2016 von 2494 auf 2294. In der gleichen Zeitperiode stieg der Personalbestand der Gemeinden um fast 7500 Beschäftigte. Statt der erhofften Synergien resultierte ein grösserer Apparat. Für SVP-Ständerat Hannes Germann, Präsident des Gemeindeverbandes, ist dies der Beweis, dass Gemeindefusionen in der Regel keine ökonomischen Vorteile bringen. In kleinen Gemeinden seien viele Chargen früher ehrenamtlich ausgeführt worden.

Explosionsartig gewachsen ist besonders der Bildungssektor. Die Ausgaben sind in den letzten fünfzehn Jahren um 70 Prozent gestiegen, doppelt so stark wie das Bruttoinlandprodukt (BIP) und jene in den übrigen öffentlichen Aufgabenbereichen. Für die Jahre 2017 bis 2020 hat das Parlament der ETH Mittel in der Höhe von 10 337 Millionen Franken bewilligt, 816 Millionen mehr als in der letzten Periode. Und so geht es weiter: Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) will mit bis zu 200 Millionen Franken die digitalen Kompetenzen in Bildung und Forschung stärken. Bereits kündigte er an, 25 neue Professuren im Bereich Informatik und Computing Science schaffen zu wollen.

Bei der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH ist man angesichts des Wachstums nicht besorgt: «Das Wachstum des Staatssektors – egal, wie man ihn definiert – muss nicht per se gut oder schlecht sein», sagt ein Sprecher. «So dürfte es für die Schweiz wirtschaftlich ein Vorteil sein, dass es immer mehr Beschäftigte im Erziehungswesen gibt – zumindest dann, wenn dadurch auch die Bildung der Bevölkerung steigt.» Ob die Bildung tatsächlich proportional zu den Ausgaben zunimmt? Dann müssten die Schweizer heute mehr als doppelt so gut ausgebildet sein wie vor 25 Jahren – die Bildungsausgaben haben sich von 16,6 Milliarden Franken im Jahr 1990 auf 36,7 Milliarden Franken erhöht.

Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den gesamten Ausgaben des Bundes. Auch diese haben sich in den letzten 25 Jahren auf 77 Milliarden Franken mehr als verdoppelt. Der Trend ist ungebrochen. «Der Staat gibt weiter eine Milliarde pro Jahr mehr aus», sagt Finanzpolitiker Thomas Aeschi, «da müssen wir korrigierende Massnahmen ergreifen.» Zum Beispiel bei den Arbeitsverträgen, die häufig viel vorteilhafter sind als in der Privatwirtschaft. FDP-Ständerat Ruedi Noser spricht von generösen Anstellungsbedingungen, die der Bund vor dem Parlament verschleiern wolle, indem er die Lohnentwicklung mit derjenigen von Konzernen wie Novartis oder Nestlé vergleiche. Die Löhne der Bundesverwaltung sind so in den vergangenen Jahren um ein Vielfaches der Teuerung gewachsen. Viele KMU könnten da nicht mithalten. Der Durchschnittslohn beim Bund beträgt inzwischen 121 000 Franken. Dazu kommen viele Extras: Ortszulagen, Gratis-Halbtax, Rabatte für Kinderkrippen. Spendierfreudig ist der Bund auch bei der Pensionskasse, wo er fast zwei Drittel der Beiträge übernimmt. Kein Wunder, wollen immer mehr Leute in den Staatsdienst. o

# Rote Nasen, kalte Füße

Wo die einen glänzende Augen bekommen, meldet sich bei den anderen der Fluchtreflex. Sind Weihnachtsmärkte eine schöne Tradition oder überflüssiger Kitsch? Unsere Kollegen sind sich uneins.

## Überraschung

Es ist sein Talent fürs Überraschen, mit dem der Weihnachtsmarkt uns Jahr für Jahr verzaubert. Was für sich genommen auch eine Überraschung ist. Wie macht der das denn, dieser Weihnachtsmarkt, dass er einen immer noch eiskalt erwischt? Mit seinen Allerwelts-Crêpes und dem Geruch von Mandeln und Glühwein: Nicht gerade ein Novum. Seit wir uns vor 1672 Jahren bei der beliebigen Festlegung von Jesu Geburt auf den 25. Dezember geeinigt haben, kann man eigentlich schwer behaupten, man habe diesen ewigen Kindergeburtstag, die damit einhergehende Adventszeit oder den nun auch schon seit 1310 veranstalteten Weihnachtsmarkt nicht kommen sehen. Und trotzdem: Wenn ich Ende November im frühen Dunkel von einem Termin zum anderen haste und dabei meinen ersten lichterfunkelnden Christbaum des Jahres erblicke, der von Holzbuden gesäumt und von diesem Mandel-Glühwein-Duft umwabert wird, entfährt mir unwillkürlich ein: «Oh!»

### Lichtermeer gegen die Dunkelheit

Weihnachtsmarkt ist das, was passiert, *while you're busy making other plans*. Zugegeben: Ich bin Deutsche, und ich will das, ich will mich von dieser Zimt-Zucker-I-gave-you-my-heart-Orgie stets aufs Neue überraschen lassen. Wir Deutschen sind Weihnachtsmarktmeister: 270 Millionen Besucher pro Jahr bei 2,7 Milliarden Euro Umsatz. Kommerzkitsch! Alles ganz schlimm. Trotzdem macht ein Abend auf dem Weihnachtsmarkt mehr Spass als ein Abend in einer Bar. Denn der Budenzauber schöpft aus einem unschlagbaren Kontrastprogramm: Ein Lichtermeer gegen die winterliche Dunkelheit, die kulinarische Kuschlichkeit gegen die Kälte – und so steht man als befreundetes Grüppchen inmitten dieser überwundenen Widrigkeit und hat Freude.

Dass der Schweizer Weihnachtsmarkt ein Symptom des deutschen Kulturimperialismus ist, stimmt natürlich. Der erste Weihnachtsmarkt fand – wie das erste Oktoberfest – in München statt. Aber vielleicht tröstet es Sie, zu erfahren, dass der deutsche Weihnachtsmarkt gerade im Stadium der Amerikanisierung steckt. In Hamburg etwa fliegt der Weihnachtsmann als Santa Claus mit Rentieren durch die Luft und erzählt die Geschichte von «Rudolph, the Red-Nosed Reindeer» – was eine ziemlich herzige Geschichte ist, übrigens. *Claudia Schumacher*



Eiskalt erwischt: Weihnachtsmarkt in Zürich.

## Glühweingraus

Advent, Advent, ein Lichtlein brennt. Doch irgendwann kam irgendjemand auf die Idee, uns die Vorweihnachtszeit mit Weihnachtsmärkten zu verderben. Seither haben sich diese Märkte verbreitet wie die Masern: in jeder Stadt, auf jedem Platz, vor jedem Einkaufszentrum oder entlang der Hauptstrasse eines jeden Kaffs. Ohne Weihnachtsmärkte stehen offenbar Herzen und Seelen still. Und so strömen denn die Menschen zusammen, zwingen sich durch die Massen, stampfen mit den frierenden Füßen und wärmen sich innerlich mit Glühwein. Dabei handelt es sich um einen mit Wasser gepanschten billigen Rotwein. Mit Zucker versetzt. Elektrisch erhitzt. Nelken sind schon als Blumengeschenk grenzwertig. Als Getränkgewürz sind sie ein Graus. Knapp geniessbar im Plastikbecher ist höchstens die Orangenscheibe. Mag im Ernst jemand dieses klebrige Gesöff? Empfindet jemand Vorfreude auf das unvermeidliche Kopfweh? Eben.

Über die lieblos hingestellten, vorgefertigten Einheitsbarackenhäuschen an den Weihnachtsmärkten lasset uns schweigen. Kommen wir gleich zu den Angeboten: Wer an einem Weihnachtsmarkt je auf eine Geschenkidee kommen sollte, muss schon gute Gründe für eine so harte Strafe haben. Wer sehnt sich schon nach einem geschmacklosen Windlicht, einem angeblich silbernen Ohrgehänge oder einer hellgrünen Duftkerze? Wem muten wir gestrickte Pulswärmer, einen afrikanischen Schnitzelefanten oder eine undefinierbare Teemischung zu? Vielleicht dem Chef. Oder einem Parteikollegen. Oder einem sonstigen Todfeind.

### Schneeflöckchen ausgeschlossen

In Zürich beispielsweise findet der Weihnachtsmarkt praktischerweise überdacht in der Bahnhofhalle statt. So bleibt eine Störung durch Schneeflöckchen, Weissröckchen garantiert ausgeschlossen. Im Niederdorf gibt's afghanisches Kadu Bouranee, peruanisches Pachamanca, türkische Muzlu Muhallebi oder indonesische Ayam Goreng Lalapan. Der Weihnachtsmarkt vor dem Opernhaus verstopft das zugehörige Parkhaus so hoffnungslos, dass zu den Fachgeschäften kein Durchkommen mehr ist. Seien wir für einmal ehrlich: Sie sind unerträglich, die Weihnachtsmärkte. Aber alle gehen hin. Denn alle rennen dem Glück nach. Doch das Glück ist garantiert zu Hause geblieben. *Christoph Mörgeli*



*Ihre Komplotttheorie hat sich in Luft aufgelöst: «Rundschau»-Chef Mario Poletti (r.), Moderator Sandro Brotz.*

## Sie machten das Opfer zur Täterin

Die «Rundschau» hat sich aktiver in die Morduntersuchung Walker eingemischt als bisher angenommen. SRF versuchte, die Staatsanwaltschaft Uri unter Druck zu setzen, manipulierte Akten und stützte sich auf die Aussagen eines Auftragskillers, obwohl dieser sie offiziell zurückgezogen hatte. *Von Alex Baur*

Eine Justizaffäre, wie sie die Schweiz noch nie gesehen habe, versprach «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz im Oktober 2015 seinem Publikum. In einer bislang elfteiligen Kampagne wollte das publizistische Flaggschiff von SRF aufzeigen, dass rachsüchtige Polizisten und ein übereifriger Staatsanwalt einen Unschuldigen ins Gefängnis brachten. Und das just im Kanton Uri, der Wiege der Eidgenossenschaft.

Kurze Rückblende. Im September 2012 verurteilte das Urner Obergericht den Erstfelder Bordellwirt Ignaz Walker zu fünfzehn Jahren Gefängnis. Walker wurde für schuldig befunden, den rechtskräftig verurteilten Killer Sasa Sindelic auf seine Ex-Frau Nataliya K. angesetzt zu haben. Das Opfer hatte den Mordanschlag mit lebensgefährlichen Verletzungen überlebt. Einen Monat nach der Verurteilung nahm die «Rundschau» den Fall Walker auf und erhob schwere Vorwürfe gegen die Urner Strafverfolger. Im Dezember 2014 hob das Bundesgericht den Schuldspruch gegen Walker wegen diverser Mängel auf und schickte

den Fall zur Neubeurteilung nach Uri zurück. Walker kam bis auf weiteres wieder frei.

Nun witterte die «Rundschau» Morgenluft. Die TV-Macher begnügten sich nicht mehr mit dem Part des kritischen Beobachters. Sie schlüpfen selber in die Rolle der Strafverfolger. Dabei entwickelten sie eine Verschwörungstheorie: Das Opfer Nataliya K. soll einen Mordanschlag auf sich selbst inszeniert haben, um den unschuldigen Ignaz Walker hinter Gitter zu bringen. «Rundschau»-Chef Mario Poletti übernahm nun persönlich den Lead.

### Psychopath als Kronzeuge

Wie kam diese Verschwörungstheorie zustande? Welche Rolle spielte SRF beim laufenden Mordverfahren? Die Antworten finden sich in den Gerichtsakten, die der *Weltwoche* vorliegen. Diese zeigen: Die «Rundschau» hatte sich aktiver eingemischt als bisher angenommen. Sie manipulierte dabei nicht nur Beweise, sondern übte auch Druck auf die Staatsanwaltschaft Uri aus, damit diese das Opfer Nataliya K. verhafte.

Und: SRF stützte sich auf einen Kronzeugen, der seine Aussagen zurückgezogen hatte.

Um den komplexen Sachverhalt begreiflich zu machen, folgen wir der Chronologie der Ereignisse. Die *Weltwoche* hat dem «Rundschau»-Chef, Mario Poletti, zudem die Möglichkeit eingeräumt, unzensiert und direkt zu jedem Punkt Stellung zu nehmen.

— Am 7. Januar 2015 strahlt die «Rundschau» erstmals Ausschnitte eines Interviews aus, das sie mit dem Kroaten Sasa Sindelic im Gefängnis Thorberg führte. Der rechtskräftig verurteilte Auftragskiller behauptet gegenüber der «Rundschau»: Sein Opfer, Nataliya K., habe mit Hilfe ihres Freundes den Anschlag auf sich selber inszeniert. Sie habe damit ihren Noch-Ehemann Ignaz Walker ins Gefängnis bringen wollen. Walker sei nicht ein Auftraggeber, sondern das Opfer einer Verschwörung.

**Wusste die «Rundschau», dass sie ihre Verschwörungstheorie auf einen Kronzeugen**

stützte, den der Gerichtspsychiater als notorischen Lügner und Psychopathen eingestuft hatte?

*Mario Poletti: Der «Rundschau» war das widersprüchliche Aussageverhalten von Sasa Sindelic aus den Verfahrens- und Gerichtsakten zum Fall Ignaz Walker bekannt.*

**Ist es journalistisch zu verantworten, allein aufgrund der widersprüchlichen Behauptungen eines rechtskräftig verurteilten Auftragskillers das Opfer zum Täter zu machen?**

*Poletti: Sindelic hat glaubhaft eine neue Version der Tatereignisse erzählt. Wir haben diese Aussagen auf Ungereimtheiten, Aktenwidrigkeiten und Plausibilität hin überprüft.*

— Am 5. April 2015 unterzeichnet Sindelic im Gefängnis ein «Bekennerschreiben», in dem er die angebliche Verschwörung detailliert darlegt. Das in weitgehend fehlerfreiem Deutsch formulierte Schreiben ist im Stil einer professionellen Einvernahme abgefasst.

**Glaubte die «Rundschau» wirklich, dass Sindelic dieses Schreiben selber verfasst hat?**

*Poletti: Die «Rundschau» hat nach einem Treffen mit Sasa Sindelic in der Justizvollzugsanstalt Thorberg am 1. April 2015 von ihm verlangt, dass er diese neue Tatversion akribisch genau festhalte – um eben allfällige Widersprüche festzumachen.*

— Die «Rundschau» gab dieses «Bekennerschreiben» später teilweise eingeschwärzt zu den Gerichtsakten. Eingeschwärzt wurde insbesondere der Name von Claudio V. (dem Freund von Nataliya K.) – aber nur vereinzelt, wie sich später herausstellen sollte. Da am Anfang des Briefes Claudio V. als angeblicher «Verschwörer» mit vollem Namen erwähnt ist, ergibt die selektive Einschwärzung auf den ersten Blick keinen Sinn. Das Bundesgericht kam später jedoch zum Schluss (Urteil 6B\_844/2016), dass die Einschwärzungen durch SRF erfolgten und den falschen Eindruck erweckten, dass der Name eines unbekanntes Schützen verdeckt wurde. Die «Rundschau» habe eine falsche Fährte gelegt, dies komme «einer eigentlichen Manipulation gleich».

**Wie stellt sich die «Rundschau» zum gravierenden Vorwurf des Bundesgerichtes?**

*Poletti: Der Freund von Walkers Ex-Frau kam nach dem Stande der damaligen Recherche als Schütze nicht mehr in Frage, weshalb er auch nicht als Verdächtiger für den Mordversuch denunziert werden durfte.*

— Am 21. Mai 2015 interviewt die «Rundschau» den Auftragskiller Sindelic ein zweites Mal im Gefängnis. Eine Woche später schickt «Rundschau»-Chef Mario Poletti einen «Fragebogen» an den Urner Staatsanwalt Thomas Imholz. Gemäss einer Aktennotiz fasste Imholz die «Fragen» aber als «Strafanzeige» gegen das Opfer Nataliya K. auf (auch wenn die «Rundschau» diese nicht so verstanden haben

wollte). «Es ist davon auszugehen, dass die «Rundschau» nun versucht, direkt auf mich loszugehen», schreibt Imholz; SRF wolle offenbar eine Befangenhheit konstruieren und ihn damit «unter Zugzwang setzen». Imholz vermutet eine «Falle» der «Rundschau». Er stellt bei der Urner Regierung deshalb den Antrag, einen ausserkantonalen Staatsanwalt mit den Abklärungen betreffend die Verschwörungstheorie zu betrauen.

**Wie stellt sich die «Rundschau» zum Vorwurf, sie habe einen Staatsanwalt unter Druck gesetzt?**

*Poletti: Wir haben Herrn Imholz nicht unter Druck gesetzt, sondern einfach mit einer möglichen neuen Tatversion konfrontiert.*

— Der «Fragebogen» von Poletti an Staatsanwalt Imholz enthält vorweg eine Zusammenfassung des TV-Interviews mit Sindelic

---

**«Der «Rundschau» war das widersprüchliche Aussageverhalten von Sasa Sindelic bekannt.»**

---

zur angeblichen Verschwörung. Poletti dazu: «[Sindelics] Aussagen scheinen uns äusserst glaubhaft.» Und weiter: «Mehrere Personen – mit nicht zu unterschätzender krimineller Energie und teils im Besitz von Waffen – befinden sich immer noch auf freiem Fuss. [...] Eine Gefährdung der recherchierenden Journalisten [ist] nicht auszuschliessen.»

**Gab es irgendwelche Drohungen des Opfers Nataliya K. oder ihres Freundes gegen die «Rundschau»-Rechercheure?**

*Poletti: Der «Rundschau» liegt ein anonymes Drohschreiben an Sasa Sindelic vor, in dem sinngemäss erklärt wird, dass es besser wäre, wenn er sich nicht mehr weiter im Fernsehen äussern würde.*

Poletti suggeriert im Schreiben an Staatsanwalt Imholz, die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen das Opfer Nataliya K. sei «vordringlich und zwingend», und fragt ihn, was er gegen die angeblich drohende «Fremdgefährdung Dritter» und die «Flucht- und Verdunkelungsgefahr» bei den von Sindelic beschuldigten Personen zu unternehmen gedenke.

**Der «Fragebogen» ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Aufforderung an den Staatsanwalt, das Opfer Nataliya K. und ihren Freund zu verhaften und die «Rundschau» über die Verhaftung zu informieren, damit SRF exklusiv über diese Sensation berichten kann.**

*Poletti: Diese Interpretation ist falsch. Wir haben dem Staatsanwalt lediglich die Fragen gestellt, die sich aufgrund der neuen Tatversion ergeben haben.*

— Am Ende seines Schreibens bietet Poletti dem Staatsanwalt an: «Selbstverständlich wären wir an einem gepflegten Interview mit Ihnen innert nützlicher Frist interessiert.»

Imholz geht nicht darauf ein. Die Strafe der «Rundschau» erfolgt ein halbes Jahr später: Im Oktober 2015 wird SRF den Staatsanwalt beschuldigen, der Verteidigung wichtige Informationen vorenthalten zu haben.

**Das «gepflegte» Interview ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine in Aussicht gestellte Belohnung für den Fall, dass der Staatsanwalt mit der «Rundschau» kooperiert.**

*Poletti: Die «Rundschau» kooperiert mit niemandem und belohnt auch niemanden, sondern konfrontiert Akteure mit sich aufdrängenden Fragen.*

— Am 17. Juni 2015 schreibt Sasa Sindelic aus dem Gefängnis an den Urner Vollzugschef Josef Zurfluh: Journalisten sollten ihn bitte nicht mehr belästigen. Er wünscht, dass alle mit ihm gemachten TV-Interviews nicht ausgestrahlt und schnell gelöscht werden. Wörtlich schreibt er: «Das Tv schiebt mich mit Druck in eine Richtung die nicht meine ist. Ich hoffe Sie können mir helfen um dies zu beenden.»

**Was sagt die «Rundschau» zum Vorwurf ihres eigenen Kronzeugen, sie habe ihn unter Druck gesetzt und zu Aussagen gedrängt, die nicht in seinem Sinn gewesen seien?**

*Poletti: Laut unseren Recherchen wurde Sindelic mutmasslich unter Druck gesetzt, dass er seine Aussagen zurückziehen solle. Vor dem Urner Obergericht bestätigte er später seine gegenüber der «Rundschau» gemachten Aussagen.*

— Am 19. Juni 2015 beauftragt Sasa Sindelic Rechtsanwältin Ruth Wipfli-Steinegger, die Interview-Bewilligung gegenüber der «Rundschau» zurückzuziehen. Obwohl er seine Einwilligung mehr als drei Tage vor der Sendung zurückgezogen hat, strahlt die «Rundschau» am 24. Juni 2015 Teile des Interviews mit Sindelic aus und wiederholt damit die Verschwörungstheorie ohne wesentliche Neuigkeiten. Erst in der Abmoderation erklärt Moderatorin Susanne Wille, der Auftragskiller habe das soeben ausgestrahlte Interview zurückgezogen. **Wie konnte es die «Rundschau» verantworten, die vom Kronzeugen zurückgezogenen Anschuldigungen gegen das Opfer erneut zu verbreiten?**

*Poletti: Sindelics Rückzug erfolgte entgegen der zuvor mehrfach schriftlich explizit abgeschlossenen Gesprächsvereinbarung. Die Meinungsänderung erfolgte erst und nach einem angekündigten Besuch des Zuständigen des Strafvollzugs im Zusammenhang mit der Frage der vorzeitigen Entlassung.*

**Auf der einen Seite beruft sich die «Rundschau» gerne auf den Schutz ihrer Quellen, auf der andern focht sie sich darum, wenn eine ihrer Quellen die Zusage zur Ausstrahlung eines Interviews zurückzieht.**

*Poletti: Die Zusage zum Interview lag mehrfach vor, mit Quellenschutz hat das nichts zu tun.*

— Die Urner Regierung hat in der Zwischenzeit den ausserkantonalen Staatsanwalt

André Graf (Sursee, LU) mit einer Untersuchung der SRF-Verschwörungstheorie be-  
traut. Graf eröffnet die von der «Rundschau»  
geforderte Strafuntersuchung gegen das  
Opfer Nataliya K., ihren Freund sowie Sinde-  
lic. Am 2. Juli 2015 ordnet Graf die Herausgabe  
aller Recherchen der «Rundschau» an (Inter-  
views, Notizen, den Namen des vermeintlich  
wahren Schützen, den die «Rundschau» an-  
geblich kennt). Am 7. Juli 2015 reagiert Rechts-  
anwalt Rudolf Mayr von Baldegg, Haus-  
anwalt von SRF, mit einer scharfen Absage.  
Er verweist auf den für eine «konzessionierte  
Rundfunkanstalt» angeblich besonders  
wichtigen Quellenschutz.

**Die Weigerung zeugt von Doppelmoral:  
Zuerst streut die «Rundschau» Zweifel an  
der Lauterkeit der Behörden in einem  
Mordfall, dann weigert sie sich aber, diese  
Zweifel zu belegen und zumindest gegen-  
über den Behörden den «wahren» Schützen  
zu nennen.**

*Poletti: Wir haben von Sindelic die Information nur  
unter der Bedingung des Quellenschutzes erhalten. Wir  
haben die Unterlagen dem Urner Obergericht später  
unter diesem Vorbehalt teilweise ausgehändigt.*

— Am 7. Juli 2015 befragt Staatsanwalt André  
Graf den «Rundschau»-Kronzeugen Sasa Sin-  
delic im Gefängnis. Sindelic gibt zu Protokoll,  
er sei über Kollegen in Kontakt mit der «Rund-

schau» gekommen; er sei von den SRG-Journa-  
listen zu Aussagen gedrängt worden. Nament-  
lich Roman Banholzer habe ihn immer wieder  
kontaktiert. Sindelic bekräftigt noch einmal,  
dass er mit der Veröffentlichung der Inter-  
views durch die «Rundschau» nicht einver-  
standen gewesen sei. Sindelic will die Kom-  
plottheorie nicht bestätigen.

**Was sagt die «Rundschau» zu diesen schwe-  
ren Vorwürfen ihres eigenen Kronzeugen?**

*Poletti: Die «Rundschau» hat Sasa Sindelic zu kei-  
ner Aussage gedrängt. Sasa Sindelic führte vor dem*

---

**Gedenkt die «Rundschau», sich  
für die haltlosen Verdächtigungen  
zu entschuldigen?**

---

*Obergericht Uri im Herbst 2015 aus, dass die Aussagen,  
welche er im «Rundschau»-Interview gemacht habe,  
korrekt seien und er diese Aussagen aus freien Stücken  
gemacht habe.*

— Schon am nächsten Tag, am 8. Juli 2015,  
schreibt «Rundschau»-Reporter Roman Ban-  
holzer Sindelic einen Brief; er will genau wis-  
sen, was dieser dem Staatsanwalt zum Thema  
«Rundschau» gesagt hat und ob Sindelic seine  
Aussagen zurückgezogen habe. Sindelic er-  
widert kurz, er habe nichts gesagt, «weder be-  
stätigt noch dementiert».

**SRF beeinflusst in einem laufenden Mord-  
verfahren einen Zeugen.**

*Poletti: Das ist ein normaler Recherchevorgang, um  
erhaltene Informationen zu verifizieren und die  
Glaubwürdigkeit von Sindelic zu prüfen.*

**Banholzers Schreiben erweckt den Ein-  
druck, dass es den «Rundschau»-Machern  
spätestens ab diesem Zeitpunkt nur noch  
darum ging, den eigenen Kragen zu retten.**

*Poletti: Diese Unterstellung ist haltlos.*

— Am 9. Juli 2015 lädt Staatsanwalt Graf den  
«Rundschau»-Autor Banholzer zur Befragung  
nach Sursee ein. SRF-Anwalt Mayr von Baldegg  
teilt mit, dass Banholzer nicht erscheine, da er  
erstens nichts sagen werde und zweitens bis  
zum 3. August auslandabwesend sei.

**Die «Rundschau» setzt in einem Mordfall  
eine Verschwörungstheorie in die Welt,  
weigert sich dann aber, bei der Aufklärung  
zu helfen und die angeblichen Beweise zu  
liefern.**

*Poletti: Medien sind nicht Justizgehilfen, sondern  
die vierte Macht neben der Justiz und deshalb zur Kon-  
trolle derselben und nicht zur Kooperation berufen.*

**Das Gesetz schreibt klar vor, dass in einem  
Mordfall der journalistische Quellenschutz  
nicht mehr gilt. Die «Rundschau» setzte  
sich über das Gesetz hinweg.**

*Poletti: Zu diesem Zeitpunkt ging es um den Vor-  
wurf der falschen Anschuldigung.*

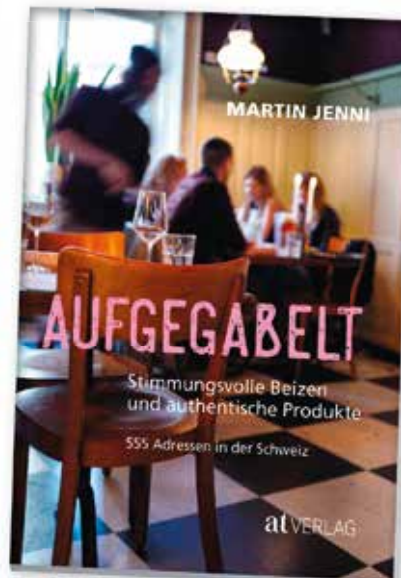
Martin Jenni

# Aufgegabelt

## Stimmungsvolle Beizen und authentische Produkte

Der kompakte Begleiter für Besser-Esser auf der  
Suche nach unverfälschtem Genuss.

Nach «Cervelat und Tafelspitz» doppelt Genuss-  
Spürnase Martin Jenni nach. In diesem Guide  
versammelt er seine 555 besten Adressen zum Ein-  
kehren und Einkaufen an Orten, die den Genuss  
und das heimische kulinarische Schaffen pflegen.  
Wie wär's mit der «Jésus» genannten Räucher-  
wurst in der «Petite Echelle» im französischen  
Jura? Oder doch lieber frische Austern und eine  
Flasche Chenin blanc in der «Brasserie le Cardinal»  
in Neuenburg? Und natürlich gehört der Einkauf  
dazu: zum Beispiel das wundervolle Brot vom  
«Eigenbrötler» aus Wauwil oder ein Rohmilch-  
käse vom Affineur Claude Luisier aus Ovronnaz.



328 Seiten, 500 Farbfotos, Broschur mit  
Klappe. ISBN 978-3-03800-962-7



### Platin-Club-Spezialangebot

Martin Jenni:

**«Aufgegabelt»**

Stimmungsvolle Beizen und authentische  
Produkte. 555 Adressen in der Schweiz.

**Spezialangebot**

Fr. 15.90 statt Fr. 19.90, inkl. Versand

**Bestellung**

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk  
«Platinclub» und Ihrer vollständigen Adresse  
an [versand@at-verlag.ch](mailto:versand@at-verlag.ch), oder rufen Sie uns  
an über Telefon 058 200 44 10.

AZ Fachverlage AG, Neumattstrasse 1,  
5000 Aarau, [www.at-verlag.ch](http://www.at-verlag.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

— Am 10. April 2017 urteilt das Bundesgericht (6B\_844/2016) über den Fall Walker. Das höchste Gericht qualifiziert die von der «Rundschau» ins Spiel gebrachte Komplotttheorie sowie sämtliche Vorwürfe gegen die Staatsanwaltschaft Uri als haltlos:

— Wörtlich schreibt das Bundesgericht: «Die Komplott-Theorie [der «Rundschau»] kann daher nur verworfen werden. [...] Es handelt sich dabei um eine durch nichts belegte und keiner Überprüfung zugänglichen Behauptung.»

— Das Bundesgericht kritisiert scharf, dass das Opfer zum Täter gemacht wurde: «Die Behauptung, Nataliya K. habe Sasa Sindelic angeheuert, auf sie zu schießen, wird durch die Akten vielmehr widerlegt. [...] Auch Opfer von Straftaten haben [...] Anspruch darauf, dass ihre Sache korrekt beurteilt wird und nicht unter Berufung auf den Grundsatz «in dubio pro reo» jede noch so ungläubhafte Schutzbehauptung Anlass für einen Freispruch gibt.»

— Auch SRF kann sich gemäss Bundesgericht in einem Mordfall nicht auf den journalistischen Quellenschutz berufen. Im konkreten Fall kann trotzdem auf die Offenlegung der «Rundschau»-Recherchen verzichtet werden. Begründung: «Verlangt wird, dass die zu editierenden Fernsehinterviews für die Beweiswürdigung relevant sind. Davon kann hier nicht ausgegangen werden.»

Fazit: Ein journalistischer Bankrott. Versagt haben nicht die Urner Strafermittler, sondern die selbsternannten Ermittler von SRF.

**Akzeptiert die «Rundschau» dieses Verdikt des Bundesgerichtes?**

*Poletti: Die «Rundschau» hat ein Verdikt des Bundesgerichtes weder zu akzeptieren noch zu kommentieren, da wir nicht Partei dieses Verfahrens sind. Justizkritik gehört zu den Kernaufgaben unabhängiger Medien. Den Vorwurf der Manipulation weist SRF dezidiert zurück. Die «Rundschau» hat Schwachstellen und Widersprüche im Fall aufgezeigt, aber nie geurteilt oder den Angeklagten als unschuldig bezeichnet.*

**Gedenkt die «Rundschau», aus diesem Debakel irgendwelche Konsequenzen zu ziehen?**

*Poletti: Nein. Wir haben unseren Auftrag als Justizbeobachter erfüllt.*

— Am 14. Juli 2017 stellt Sonderstaatsanwalt Graf das von «Rundschau»-Chef Poletti ausgelöste Strafverfahren gegen Nataliya K. und ihren Freund ein. Das Opfer von Sindelic's Mordanschlag wird damit vollumfänglich rehabilitiert.

**Gedenkt die «Rundschau», sich beim Tatopfer Nataliya K., ihrem minderjährigen Sohn und Claudio V. für die erlittenen Demütigungen, Anfeindungen und haltlosen Verdächtigungen zu entschuldigen?**

*Poletti: Wir haben nur unseren Auftrag als Justizbeobachter erfüllt.* ○

## Medien

# In karitativer Mission

**SRF-Direktor Ruedi Matter unterstützt ein ARD-Projektteam. Angeblich gratis und franko. Bezahlt haben die Billag-Zwangskonsumenten.**

Während der zwölf Monate des Jahres 2017 hat Ruedi Matter in Teilzeit dem «Projektteam Strukturreform» der bundesweiten öffentlich-rechtlichen ARD-Rundfunkanstalten in Deutschland zugearbeitet. Konkret ging es um einen Bericht als Entscheidungsgrundlage für die Ministerpräsidenten der sechzehn Bundesländer. Dieses Auslandmandat des SRF-Direktors sorgte bei den Mitarbeitern des Schweizer Radios und Fernsehens für kritischen Gesprächsstoff. Erstmals berichtete die *Handelszeitung* im März über die Tätigkeit von Ruedi Matter in fremden Diensten. Die SRF-Medienstelle beeilte sich zu betonen, dass der damalige SRG-Generaldirektor Roger de Weck dem Auftrag zugestimmt habe. Matter habe «im aktuellen Fall» im Rahmen der jahrelangen Zusammenarbeit mit den deutschsprachigen öffentlich-rechtlichen Sendern «rund zehn Tage für ein ARD-Projekt» gearbeitet. Demgegenüber wusste die *Handelszeitung* von mehrmaligen Sitzungen pro Monat in Berlin. Es sei keine Entschädigung vorgesehen, «die ARD übernimmt einzig die Reisespesen von Ruedi Matter».

### Lohn von tausend Billag-Zahlern

Während sich die Swissness-Welle beim Schweizer Fernsehen im Vorfeld der «No Billag»-Abstimmung beinahe zum Tsunami entwickelt, bleibt die oberste Führung international ausgerichtet. Dies belegt die Tatsache, dass Ruedi Matter dieses Jahr «ein bis zwei Tage» pro Monat für die ARD gearbeitet hat. Gewissermassen im Sinne einer Entwicklungshilfe in Sachen Digitalisierung und «Konvergenz», also der Zusammenführung von Radio und Fernsehen. Und obendrein in karitativer Mission, denn Matters Dienste werden der ARD nicht verrechnet. Bezahlt werden muss sein Arbeitseinsatz dennoch – nämlich von den Konsumenten der geräteunabhängigen Billag-Mediensteuer. Ruedi Matter, der im Gymnasium bei den Jungsozialisten aktiv war, dürfte sich kaum mehr für die Abschaffung des Kapitalismus starkmachen. Er verdient jährlich eine Summe, die etwa tausend Billag-Gebühreneinzeln zusammenlegen müssen. Diese haben jetzt auch für Matters Ausland-Engagement aufzukommen.

Die ARD-Vorsitzende Karola Wille betonte Ruedi Matters Kompetenz im öffentlich-

rechtlichen Mediensektor; ausserdem habe er «früher für McKinsey gearbeitet». Im Leutschenbach sind die Kommentare zu Matters ARD-Tätigkeit tendenziell vernichtend. Die Tätigkeit für McKinsey – so wird gehöhnt – habe sich auf jene eines Mediensprechers beschränkt. Seine Fremdarbeit sei nicht im



Entwicklungshilfe in Sachen Konvergenz: Ruedi Matter.

Interesse der Gebühreneinzeln, schon gar nicht angesichts der nahen Abstimmung über die Zukunft der SRG. Eigentlich gehöre jetzt speziell der CEO der Deutschschweiz auf Deck, wo die Vorlage zweifellos mehr Chancen habe als in der romanischen Schweiz. Doch Ruedi Matter überlasse diesen Kampf vor dem Urnengang lieber anderen und warte auf die Pensionierung. Noch Schlimmeres vermuten jene Stimmen, die behaupten, Matter wolle sich mit seinen Diensten für die ARD lukrative Auslandmandate für die Zeit nach der Tätigkeit bei SRF sichern. Auf die Frage, ob er nach Auslaufen des aktuellen Mandats mit weiteren ARD-Aufträgen rechnen könne, antwortet seine Mediensprecherin Andrea Wenger jedenfalls einsilbig bis ausweichend: «Das Projekt ist abgeschlossen.»

Ein Vertreter der Medienschaffenden-Gewerkschaft SSM bezeichnete Matters Nebenbeschäftigung bei der ARD als «grenzwertig», zumal er als CEO von 2000 Mitarbeitern eigentlich ausgelastet wäre. Gemäss den publizistischen Leitlinien von SRF ist sie nicht nur «grenzwertig», sondern schlicht verboten. Denn, so die Weisung, sämtliche Programmmitarbeiter (zu denen zweifellos auch Matter zählt) «verzichten auf Mandate» wie «Aufträge, Beratertätigkeiten und dergleichen».

*Christoph Mörgeli*

# Kanton Zürich auf Linkskurs

«Fünf gewinnt»: Die Zürcherinnen und Zürcher haben 2015 einen klar bürgerlichen Regierungsrat gewählt. Doch das merkt man kaum im wichtigsten Wirtschaftskanton der Schweiz.

Von Christoph Mörgeli

Im bürgerlichen Lager des Kantons Zürich herrschte im vorletzten Frühjahr lauter Jubel: Gewählt wurde unter Kampagnenführung der Wirtschafts- und Gewerbeverbände das als Erfolgsticket angepriesene Label «Fünf gewinnt»: Dazu gehörte das bewährte SVP-Doppel Ernst Stocker und Markus Kägi, die beiden Freisinnigen Thomas Heiniger und neu Carmen Walker Späh sowie die ebenfalls erstmals gewählte Silvia Steiner (CVP), welche auf dem rechten Flügel ihrer Partei politisiert und die auch auf massive Unterstützung der SVP zählen konnte. Der SP verblieben mit dem Rechtsausleger Mario Fehr und der dezidiert linken Jacqueline Fehr zwei Sitze. Eine komfortable bürgerliche Mehrheit, würde man meinen. Doch mittlerweile reibt sich das politische Zürich über den Kurs seiner Regierung verwundert die Augen.

Der angebliche Steuerkompromiss zwischen Stadt und Kanton Zürich ist nur das jüngste Beispiel einer Kaskade von überraschend unbürgerlichen, ja linken Entscheiden des zürcherischen Regierungsrates. Auch wegen des Widerstands der rot-grün regierten Stadt Zürich wurde die unter dem Druck der EU geschürte Unternehmenssteuerreform III im Februar vom Volk deutlich abgelehnt. Kürzlich stellten Regierungsrat Ernst Stocker (SVP) und der Stadtzürcher Finanzvorsteher Daniel Leupi (Grüne) ihre gemeinsame Position zur bundesrätlichen «Steuervorlage 17» vor. Von der zinsbereinigten Gewinnsteuer, die Unternehmen mit viel Eigenkapital entlasten sollte, dürfen nur noch ganz wenige, global tätige Finanzierungsgesellschaften profitieren. Den Banken, Versicherungen und weiteren Grossfirmen sind aber keine zusätzlichen Abzüge erlaubt. Mit andern Worten: Links gewinnt. Im Grunde diktieren gegenwärtig die linken Finanzvorsteher von Zürich und Winterthur dem Kanton ihre Bedingungen.

## Drohender Firmenexodus

Weil die Steuerprivilegien wegen Brüssel fallen müssen, sah der Kanton ursprünglich vor, den Gewinnsteuersatz um nur gerade 2 Prozent zu senken. Doch nicht einmal damit setzte er sich bei der Stadt durch; der vom *Tages-Anzeiger* gefeierte «neue Zürcher Finanzfriede» beinhaltet ein gestaffeltes Verfahren von zwei Schritten à 1 Prozent Gewinnsteuersenkung. Damit gehörte Zürich mit vorerst 19 Prozent zu den steuerlich unattraktivsten Standorten der Schweiz; Statusgesellschaften beziehungsweise

Holdings würden den Kanton zweifellos in grosser Zahl in Richtung Ausland verlassen oder in jene vielen Kantone wegziehen, die ihre Gewinnsteuersätze auf 15 bis 12 Prozent verringern. Auf breiter Front hat sich das linke Anliegen durchgesetzt, Steuerausfälle möglichst zu vermeiden. Dabei haben niedrige Steuern mittel- bis längerfristig noch immer Firmen und Private angelockt und damit zusätzliches Steuersubstrat erzeugt. Aufgrund des nach wie vor spielenden, wenn auch eingeschränkteren

Steuerwettbewerbs werden jetzt Firmen aus dem Kanton Zürich vertrieben.

Für erheblichen Unwillen im Bürgertum sorgte auch eine wichtige Personalie, nämlich die Ersatzwahl für den Staatsschreiberposten des Kantons Zürich. Dieses politisch keineswegs unbedeutende Amt eines «achten Regierungsrates», das einst Gottfried Keller innegehabt hat, wurde diesen Sommer mit Kathrin Arioli besetzt. Arioli, dem Vernehmen nach ehemaliges Mitglied der Alternativen Liste



Kaskade unbürgerlicher Entscheide: Gruppenfoto des Regierungsrats des Kantons Zürich.



(AL), war zuvor unter anderem Rechtsberaterin des Mieterverbands und zwölf Jahre lang Leiterin der kantonalen Fachstelle für Gleichstellung von Frau und Mann. Die SP konnte sich vor Freude über die Wahl einer Befürworterin von Frauenquoten kaum fassen und gratulierte Kathrin Arioli zur «historischen Wahl mit Signalwirkung». Noch heute wird gerätselt, warum die bürgerliche Fünfermehrheit ausgerechnet eine dezidierte Linke ins einflussreiche Staatsschreiberamt gewählt hat.

Ende August 2017 beschloss die Zürcher Regierung aufgrund eines Antrags der von Jacqueline Fehr (SP) geführten Direktion der Justiz und des Innern den Erlass einer neuen Bürgerrechtsverordnung. Diese hebt die Gemeinden und die Prüfung des Einzelfalls faktisch aus und will vorausnehmen, was das Parlament dann auf Gesetzesstufe verabschieden soll. Demnach gilt der Nachweis der Integration und der

Sprachkompetenz ab einer bestimmten Anzahl Jahre «als erbracht». Die Verordnung passierte den Regierungsrat unter dem schön klingenden Titel «Fair, objektiv, einheitlich». Die Justizdirektion forderte die Gemeinden auf, noch vor dem Inkrafttreten des verschärften Bürgerrechtsgesetzes vom 1. Januar 2018 mit Musterbrief und Hochglanzflyer auf «Einbürgerungsberechtigte» zuzugehen.

### Pseudo-Privatisierungen von Spitälern

Vor allem die SVP schäumte im Kantonsrat über den «auf beiden Augen blinden» bürgerlichen Regierungsrat und die von ihm vorangetriebene «Verschleuderung des Bürgerrechts». Die Linke indessen setzt konsequent auf die Einbürgerungskarte, angeblich zur Stärkung von Integration und Demokratie. In Wirklichkeit versprechen sich SP und Grüne von den Neubürgern nicht ohne Grund ein überdurchschnittliches neues Wählerpotenzial. Dass der Zürcher Regierungsrat Jacqueline Fehrs Direktion bei der offensichtlich von der SP orchestrierten Kampagne von Exekutivpolitikern auf den Stufen Bund, Kantone und Gemeinden einfach gewähren liess, sorgte jedenfalls weitherum für Unverständnis. Gemeindepräsidenten von SVP und FDP äusseren sich denn auch dahingehend, dass sie die Aufforderung der Justizdirektion einfach ignorieren würden.

Zu reden gibt auch die Leistungsüberprüfung 2016 des Zürcher Regierungsrates, kurz «Lü16». Mit 125 Einzelmassnahmen soll der kantonale Finanzhaushalt bis 2019 um eineinhalb Milliarden Franken «verbessert» werden; diese gehen einher mit saftigen Gebührenerhöhungen. Die Begrenzung des Pendlerabzugs auf 3000 Franken sollte die Einnahmen zwar steigern, hätte aber dem Gewerbe geschadet und eine Steuererhöhung für etwa 150 000 Personen bedeutet; das Stimmvolk bestätigte dann einen Abzug von 5000 Franken. Zu einer verbesserten Finanzsituation sollte nach dem Willen des Regierungsrates auch die sogenannte Lex Hirslanden beitragen.

Hierbei handelte es sich um eine ziemlich willkürliche, jedenfalls marktwirtschaftlich kaum zu begründende staatliche Abschöpfung von zusatzversicherten Patienten, die speziell die Klinik Hirslanden oder die Schulthess-Klinik getroffen hätte. Gesundheitsdirektor Thomas Heiniger (FDP) konnte sich nach dem erwarteten bürgerlichen Aufstand zurücklehnen und darauf hinweisen, dass er seinen Beitrag geleistet habe. Doch das Gesundheitswesen bleibt im Kanton Zürich Kostentreiber Nummer eins. Die Ausgliederungen und Pseudo-Privatisierungen von Spitälern – vor allem vom

Freisinn vorangetrieben – hat dazu geführt, dass der Kanton zwar weiterhin bezahlen muss, aber fast nichts mehr zu sagen hat.

Während Umfahrungsprojekte der Zürcher Landschaft in Eglisau oder Grüningen oder der Zusammenschluss der Oberlandautobahn im Planungsstadium steckenbleiben, macht die Stadt mit gütiger Mithilfe von Baudirektorin Carmen Walker Späh mächtig Dampf für den Rosengartentunnel. Es handelt sich dabei um ein recht luxuriöses Milliardenengeschenk des Kantons zur Verschönerung der rot-grünen Stadt Zürich. Besonders unpopulär war die Einführung eines «Schiffsfünflibers» zur Entlastung der notorisch unterfinanzierten Schifffahrt im Bereich des Zürcher Verkehrsverbundes. Trotz erheblicher Proteste aus der Bevölkerung hat der Regierungsrat inzwischen klargemacht, dass er an der Massnahme festhalten will. Im Bildungsbereich musste die Christlichdemokratin Silvia Steiner zwar die Reformflut von SP-Regierungsrätin Regine Aeppli übernehmen. Einschlägige Schulreformen wie der Lehrplan 21 mit einseitiger ideologischer Ausrichtung oder Investitionen in Krippen und Horte finden ihre Mehrheit regelmässig im Mitte-links-Lager; die Mehrkosten werden jeweils zu einem guten Teil auf die Gemeinden abgeschoben. Nach wie vor fließen auch im Kanton Zürich viel zu viele Bildungsmittel in die Infrastrukturen: Man investiert in Beton statt in Köpfe.



Kathrin Arioli.

### «Historische Wahl mit Signalwirkung.»

ten werden jeweils zu einem guten Teil auf die Gemeinden abgeschoben. Nach wie vor fließen auch im Kanton Zürich viel zu viele Bildungsmittel in die Infrastrukturen: Man investiert in Beton statt in Köpfe.

### 6,5 Milliarden Schulden

Der mit satter Mehrheit bürgerlich regierte Kanton Zürich lebt seit Jahren über seine Verhältnisse; das staatliche Wachstum liegt weit über dem Wirtschaftswachstum. Die Verschuldung beträgt 6,5 Milliarden. Gemäss Planung soll es 2018 rund 27 500 kantonale Vollzeitstellen geben, was innert fünf Jahren einer Steigerung von über 10 Prozent entspricht. Die Zürcher Kantonalbank wäre als drittgrösste Universalbank der Schweiz zweifellos systemrelevant. Ausgestattet mit einer unbegrenzten Staatsgarantie, müsste sie eigentlich ausserkantonale und internationale Risiken scheuen. Doch die ZKB kaut noch immer an ihren USA-Abenteuern, kommt dafür trotz überwiegend bürgerlichem Bankrat den Linken entgegen: Wer Wertpapiergeschäfte tätigen will, muss sich per Unterschrift einverstanden erklären, dass die ZKB vollumfänglich Auskünfte auch an schweizerische Behörden erteilen darf. Obwohl das Bankkundengeheimnis im Inland nach wie vor existiert, hat die Zürcher Kantonalbank den automatischen Informationsaustausch vorsorglich eingeführt. Noch effizienter kann man den Linken nicht entgegenarbeiten. ○



# Fiktives Einkommen, reale Armut

Der Eigenmietwert bei Liegenschaften ist eine fiktive steuertechnische Grösse, er kann aber sehr reale Folgen haben: Einem Aargauer Rentner wurden die Ergänzungsleistungen verweigert. Er zog bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. *Von Philipp Gut*



*Kleines Zusatzeinkommen dank Untervermietung.*

Der Fall geht so: Der Rentner, nennen wir ihn Martin Müller, wurde von der Arbeitslosenversicherung ausgesteuert und bezieht heute eine AHV-Rente. Müller, so könnte man meinen, hat es gut, denn er besitzt eine Liegenschaft. Diese ist für ihn jedoch kein Segen, sondern eher ein Fluch. Seit Jahren liegt er im Clinch mit den Behörden und Gerichten, zuletzt urteilte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte über seinen Fall.

Doch der Reihe nach. Martin Müller beantragte Ergänzungsleistungen, weil sein Einkommen nicht ausreicht. Jährlich erhält er von der AHV 21 864 Franken. Vermögen besitzt Müller nicht. Auch sein Vorsorgekapital ist aufgebraucht, weil er in früheren Jahren wegen der Umstellung von der Vergangenheits- zur Gegenwartsbesteuerung einmal doppelt besteuert worden war und diese Steuerschuld nur mit dem Pensionskassengeld begleichen konnte.

Ein kleines Zusatzeinkommen verdient Müller mit der Untervermietung seiner Liegenschaft an eine Mitbewohnerin («Wohngemeinschaft»). Von ihr erhält er 2400 Franken im Jahr. Mit der AHV-Rente kommt Müller so auf ein Total der Einkünfte von 24 264 Franken. Damit liegt sein Einkommen unter dem gesetzlichen Existenzminimum. Dieses beträgt für Alleinstehende 19 290 Franken plus 13 200 Franken für Wohn- und Mietkosten. Zusammen macht dies 32 490 Franken.

Nun kommt das Problem. Würde Martin Müller in einem Mietverhältnis leben, wäre dieses Existenzminimum eine klare Grundlage zur Berechnung seiner Ansprüche auf Ergänzungsleistungen. Da seine Einkünfte von

rund 24 000 Franken unter diesem Minimum liegen, hätte er Ergänzungsleistungen im Umfang von rund 10 000 Franken zugut. Weil Müller jedoch Hausbesitzer ist, verweigern ihm die Behörden die Ergänzungsleistungen.

Der Grund ist der sogenannte Eigenmietwert. Das bedeutet: Wer eine Wohnung oder ein Haus besitzt und selber darin wohnt, dem wird derjenige Betrag als steuerpflichtiges Einkommen angerechnet, den er auf dem Markt für die Vermietung des eigenen Wohnraums erhalten würde. Er darf dafür die Kosten für die Hypothekarzinsen von den Steuern abziehen. Bei den seit Jahren rekordtiefen Hypozinsen legen viele Hausbesitzer am Ende drauf.

## Ausgaben übersteigen Einnahmen

Bei Martin Müller wirkt sich dieser Eigenmietwert – in seinem Fall 28 820 Franken – besonders nachteilig aus. Bei der Frage, ob der Rentner Anspruch auf Ergänzungsleistungen hat, spielt dieser Betrag eine entscheidende Rolle: Die zuständige Stelle, die Sozialversicherungsanstalt des Kantons Aargau, zählt ihn, wie es das Gesetz vorsieht, zu den Einnahmen – und so kommt der Rentner auf ein Jahreseinkommen von etwas über 50 000 Franken. Er erzielt also einen Einkommensüberschuss. Damit verfällt sein Anspruch auf direkte Ergänzungsleistungen.

Rentner Müller hält dagegen: In Wirklichkeit überstiegen seine Ausgaben die Einnahmen deutlich, der Eigenmietwert sei ja nur eine fiktive Grösse. Mehr noch: Durch den Eigenmietwert steigen auch seine Steuern – «obschon die wirtschaftliche Leistungsfähig-

keit überhaupt nicht gegeben ist», wie Müller sagt. Der Rentner rechnet vor, was ihm am Ende des Monats tatsächlich in der Tasche bleibt. Vor Steuern seien es gut 2000 Franken, nach Steuern noch rund 1670 Franken. Das sind über 1000 Franken weniger als das offizielle Existenzminimum.

Es könne nicht sein, dass ihm der Staat die ihm zustehende Existenzsicherung versage, indem er von einem fiktiven Einkommen ausgehe, argumentiert Müller. Die gesetzlich festgelegten Spielregeln hätten «nichts mit der Realität zu tun». Seit eineinhalb Jahren kämpft Müller juristisch durch alle Instanzen gegen die aus seiner Sicht unsinnige Regelung an. Im Sommer 2016 legte er gegen die Verfügung der Sozialversicherungsanstalt Einsprache ein. Weil die Einsprache abgelehnt wurde, zog er den Fall an das Versicherungsgericht des Kantons Aargau weiter. Auch dieses lehnte die Beschwerde mit Urteil vom 23. Februar 2017 ab. Martin Müller appellierte in der Folge an die Zweite sozialrechtliche Abteilung des Bundesgerichts in Luzern. Dieses trat auf die Beschwerde indes nicht ein. Müller klagte schliesslich vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg gegen die Schweiz. Der Gerichtshof erklärte die Beschwerde am 5. Oktober 2017 für unzulässig.

Interessant ist die juristische Begründung, die das Schweizer Bundesgericht in einem ähnlich gelagerten Fall vorbrachte. In einem Urteil vom 13. März 2015 hatte das Bundesgericht die Frage beantwortet, ob die Rechtsprechung dahingehend zu ändern sei, dass bei einer in der eigenen Liegenschaft wohnenden Person, die Anspruch auf Ergänzungsleistungen erhebt, «der Eigenmietwert bei der Anspruchsberechtigung weder als fiktives Einkommen noch als fiktiver Mietzins zu berücksichtigen» sei. Die Bundesrichter sahen jedoch keinen Grund für eine Praxisänderung. Die allfälligen negativen Folgen – wie sie Martin Müller beispielhaft erleben sollte – seien «unter dem Gesichtspunkt der Gleichbehandlung mit Personen, die ihr Haus oder ihre Wohnung vermieten und selbst anderswo als Mieter wohnen, als vom Gesetzgeber gewollt hinzunehmen». Rentner Müller nützt diese formalistische Begründung nichts. Er muss weiterhin mit 2000 Franken im Monat leben, weil ihm der Staat die Ergänzungsleistungen verweigert – aufgrund eines fiktiven Einkommens, das ihn in Wirklichkeit ärmer macht, als er schon ist.

## Breitbeinige PR-Feministinnen

«Womanspreading» heisst ein neuer Trend auf der Fotoplattform Instagram. Die emanzipatorische Idee gerät dabei in den Hintergrund. Was bleibt, ist Selbstvermarktung.

Ursprünglich galt es als Fauxpas der Männer: breitbeinig dasitzen und viel Platz für sich beanspruchen. «Manspreading» verkörpere, wie mir nach eigenem, unwissentlichem Fehlverhalten von einer Kollegin erklärt wurde, die männliche Dominanz und sei somit überhaupt nicht angebracht. Dass seit kurzem nun auch ein weibliches Pendant zu dem Wort in den sozialen Medien kursiert, war vorhersehbar. Allerdings gibt es einen Unterschied. Posieren auf Instagram Stars wie die Models Bella Hadid oder Elsa Hosk mit weit offenen Beinen, dann ist es kein Fehlverhalten, sondern eine Geste der feministischen Selbstermächtigung. So zumindest die Interpretation. Worauf genau die Pose aufmerksam machen soll, geben die beiden allerdings nicht preis. Sie versehen ihre breiten Beine lediglich mit einer Bemerkung über Klamotten oder mit zusammenhanglosen Emojis. Hosk nutzte die Pose, um Zuneigung zu ihren glitzernden Stiefeln auszudrücken, und Hadid, um ihr Jetset-Leben zu kommentie-



Geste der Selbstermächtigung: Bella Hadid.

ren. Obwohl das Nachdenken über Gestik, Machtdemonstration und Geschlechterrollen durchaus berechtigt ist, wirkt das hier alles nicht sehr inhaltlich.

So etwas ist nicht neu. Mit dem Lied «Hengstin» setzte im vergangenen Jahr vermeintlich auch die deutsche Rockband Jennifer Rostock ein feministisches Zeichen. Für Aufmerksamkeit sorgte allerdings nicht das Lied, sondern das Video dazu, in dem Sängerin Jennifer Weist nackt in die Kamera singt. Auch hier verlor sich der Fokus auf Weists Person. Der Inhalt selbst blieb auf der Strecke. Als Feministin wurde sie dennoch gefeiert. Dass es auch anders ginge, zeigte 2014 die Gleichberechtigungskampagne «HeForShe». Auch hier wurde das Thema in die sozialen Medien getragen, und auch hier halfen Prominente – unter anderen Emma Watson – dem Ganzen auf die Beine. Im Gegensatz zu Hadid und Hosk legte Watson dabei den Fokus aber nicht auf ihre Person, sondern blieb sachlich. Wichtig war nicht die Botin, sondern die langfristige Botschaft.

Ob die «Womanspreaderinnen» so etwas überhaupt wollen, darf bezweifelt werden. Bella Hadid war zuletzt eher damit beschäftigt, mit ihren Liebschaften oder dem Nippelblitzer auf der Victoria's Secret Show Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Elsa Hosk macht mit ihrem abnehmenden Körpergewicht von sich reden. Um auch das als emanzipatorisch verstehen zu können, benötigen die Fans der beiden Models aber vor allem wohl eins: viel Fantasie. *Anton Beck*

# HUBLOT



**BIG BANG UNICO**



**HUBLOT**

BOUTIQUES  
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

---

# Berner Intrigantenstadl

---

Der Walliser CVP-Nationalrat Yannick Buttet wird beschuldigt, ein übler Frauenbelästiger zu sein. Der Boulevard fordert ultimativ seinen Rücktritt. Tatsache ist: Buttet hat einen Fehler gemacht, doch manche Vorwürfe zielen ins Leere. *Von Hubert Mooser*



*Peinlichster Augenblick im Leben:* CVP-Nationalrat Buttet.

Die Situation war komisch, wenn nicht sogar bizarr: CVP-Nationalrat Yannick Buttet hat als Oberstleutnant der Schweizer Armee an Hunderten Diensttagen die perfekte Camouflage im freien Feld trainiert. Und dann dies: In der Nacht vom 18. auf den 19. November holt ihn die Walliser Polizei wie einen kleinen Strauchdieb aus einer Thujahecke hervor, wo er sich in Deckung bringen wollte, nachdem er zuvor bei seiner früheren Geliebten, der CVP-Politikerin Véronique B., Sturm geläutet hatte. Die Mutter von zwei Kindern alarmierte genervt die Polizei, und die Beamten waren offenbar schneller als üblich vor Ort. Es war der peinlichste Augenblick im Leben Buttets, der, bildlich gesprochen, mit heruntergelassener Hose erwischt wurde.

Damit wurde aber auch amtlich, was bisher im Verborgenen ablief – das unschöne Ende einer Liebesaffäre. Im Wallis, wo mit harten Bandagen in der Politik gerungen wird, bleibt eine derartige Geschichte nicht lange unter dem Deckel. Das mussten vor Buttet auch schon andere erfahren: Der heutige Staatsrat Christophe Darbellay wurde im Herbst 2016 zwar nicht aus einem Busch geholt, er musste dafür öffentlich einen Seitensprung und ein uneheliches Kind beichten.

Nun hat es mit Yannick Buttet einen weiteren prominenten CVP-Politiker erwischt. Es dauerte knapp zwei Wochen, bis das Dossier Buttet auf verschlungenen Pfaden den Weg in die Redaktion von *Le Temps* fand. Gestützt auf amtliche Dokumente, berichtete die Zeitung letzten Donnerstag über die Ereignisse, die sich vor dem Hause von Buttets Geliebter in Siders abgespielt hatten, rapportierte unzählige SMS-Attacken des Politikers und Vorwürfe von Politikerinnen und Journalistinnen über unzulässige Anmache und angebliche Übergriffe. Aus dem Liebkind der Walliser CVP wurde quasi über Nacht der Sex-Unhold der Nation. Doch was ist dran an den Vorwürfen?

### Angebliches Opfer widerspricht

«Im Suff baggerte Buttet eine Zürcher SVP-Nationalrätin an», titelte der *Sonntagsblick* am letzten Wochenende. Hinten im Blatt dann die Schlagzeile: «Jetzt spricht eine Betroffene». Im Artikel wird mehr oder weniger unterstellt, der Walliser Politiker habestockbetrunken SVP-Nationalrätin Barbara Steinemann angemacht, obwohl diese in ihrem Statement klar zum Ausdruck brachte, er habe sie nicht belästigt. «Sowohl der *Sonntagsblick* als auch der *Blick* sowie *Blick* online haben krampfhaft versucht, mir irgendeine Beschwerde gegen Herrn Buttet in den Mund zu legen», sagt Steinemann. Sie habe sich in keiner Weise negativ über den Ratskollegen geäussert. Und sie habe am Sonntag auch mit grossem Aufwand versucht, die Geschichte richtigzustellen, dennoch hätten Online-Medien die Darstellung des *Sonntagsblicks*

weitergesponnen. Und der *Blick* habe am darauffolgenden Tag die Geschichte des Schwesterblattes aufgewärmt. Steinemann spricht von einer «Hexenjagd».

### Offene Rechnungen

Laut Steinemann, dem angeblichen Opfer, ist die Geschichte eine glatte Erfindung. Nur eines



«Hexenjagd»: SVP-Nationalrätin Steinemann.

stimmt: Buttet hatte viel getrunken. Aber er war an diesem Nachmittag nicht der einzige Politiker mit zu vielen Promillen im Blut.

Es ist eine Tatsache, dass bis zur Stunde keine der angeblich betroffenen Parlamentarierinnen und Journalistinnen ihre schlechten Erfahrungen im Umgang mit Buttet offen darzulegen vermochte. Die von der Westschweizer Zeitung *Le Matin* angefragten angeblichen Buttet-Opfer konnten nicht einmal sagen, ob man ihre Erfahrungen mit dem Walliser CVP-Politiker als sexuelle Belästigung bezeichnen könne. Die Zeitung brachte auch die Genfer SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz als eine von Buttet belästigte Politikerin ins Spiel. Sie hat dies bisher nicht bestätigt. Auf eine Anfrage der *Weltwoche* reagierte sie bis Redaktionsschluss nicht.

Ein falsches Wort, ein anzüglicher Spruch, alles wird inzwischen gegen Buttet in Stellung gebracht. Ohne Zweifel ist die inzwischen als Stalking-Affäre bekannte Geschichte eine günstige Gelegenheit, mit Buttet ein paar offene Rechnungen zu begleichen. Das glauben auch hochrangige CVP-Vertreter. Wie gelangte zum Beispiel das Dossier zu *Le Temps*? Insgesamt hätten knapp zehn Leute das Dossier Buttet gesehen, heisst es im Umfeld des CVP-Nationalrates. Dazu gehört der Staatsanwalt, der im Falle Buttet die Untersuchung leitet und der liiert ist mit CVP-Nationalrätin Géraldine Marchand-Balet. Über diese Politikerin, im Parlamentarier-Rating der *Sonntagszeitung* das Schlusslicht, hat sich Buttet in der Vergangenheit mehrfach und öffentlich kritisch geäussert.

Und da gibt es den Polizeikommandanten Christian Varone, dessen Beamten Buttet aus dem Busch holten. Der Freisinnige kandidierte 2013 für den Walliser Staatsrat, scheidete aber wegen eines in der Türkei geklau-

ten antiken Steins. CVP und FDP waren bei diesen Wahlen Verbündete gegen die SVP. Aber im Lauf der Steinaffäre liess die CVP Varone fallen.

Schliesslich gibt es die SVP, die es nach der Abwahl von Oskar Freysinger aus der Walliser Regierung gerne sieht, wenn sich CVP-Vertreter mit Skandalgeschichten demontieren.

Auch in Bern hat Buttet Gegner: Es ist nicht überraschend, dass CVP-Bundesrätin Doris Leuthard in der Öffentlichkeit Buttets Verhalten als «unakzeptabel» kritisierte. Buttet hat die Bundesrätin einige Male öffentlich attackiert – wegen ihrer Raumplanungspolitik. Parteichef Gerhard Pfister habe Buttet sofort aus dem Präsidium kippen wollen, als die ersten Anschuldigungen in der Presse auftauchten, heisst es im Wallis. Pfister habe in Vizepräsident Buttet den Spion seines Vorgängers Christophe Darbellay gesehen. Dem widerspricht der Zuger. Er habe so etwas weder gesagt noch gedacht. «Der Rücktritt von Yannick Buttet als Vize wurde – mindestens von mir – in keiner Weise erzwungen.»

### Kaskade von SMS

Yannick Buttet hat ohne Zweifel einen grossen Fehler begangen, als er in der Nacht auf den 19. November bei seiner Ex-Geliebten in Siders auffuhr und bei ihr so lange klingelte, bis diese die Polizei rief. Er hatte mit ihr längst Schluss gemacht und daheim brav gebeichtet, nach-

### Laut Steinemann, dem angeblichen Opfer, ist die Geschichte eine glatte Erfindung.

dem die uneheliche Vaterschaft von Christophe Darbellay aufgefliegen war. Buttet sei wohl davon ausgegangen, dass auch seine Geschichte früher oder später ans Licht kommen könnte, sagen Walliser CVPler. Denn schon damals kursierten viele Frauengeschichten über ihn, der in der Politik das Hohelied auf die traditionelle Familie anstimmte, privat aber andere Wege ging. Dann wurde es kompliziert, weil die Geliebte laut Eingeweihten von anderen Seitensprüngen erfuhr.

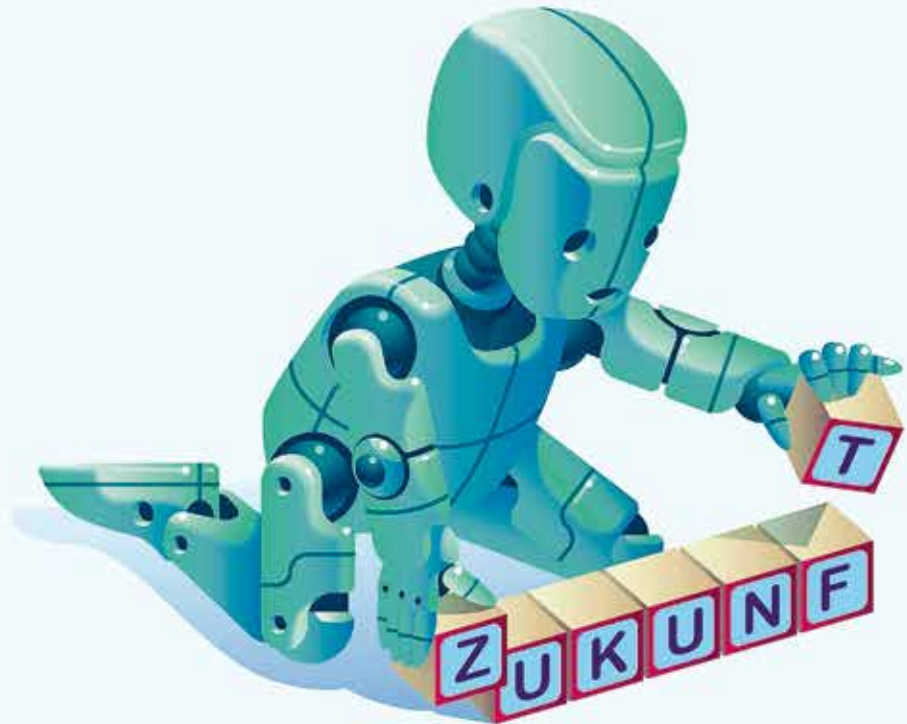
Umgekehrt konnte sich Buttet nicht richtig lösen von Véronique B. Es fielen böse Worte, in einer Kaskade von SMS bis in den März 2017. Danach blockierte die Geliebte alle Nachrichten von Buttet. Am 7. November trafen die beiden anlässlich des CVP-Bezirksparteikongresses in Siders erstmals wieder aufeinander. Am 15. November, bei einem weiteren CVP-Anlass, sahen sie sich erneut. Anwesende sagen, die beiden hätten sich nicht auffällig verhalten und miteinander geredet. In der Nacht auf den 19. November, nach einem feuchtfröhlichen Abend, wollte Buttet noch einmal mit der Ex-Geliebten reden, sie aber nicht mit ihm. Der Rest ist Geschichte. ○

# Dem Menschen überlegen

Künstliche Intelligenz macht uns den Platz als Krone der Schöpfung streitig. Die neue Technologie führt ein Eigenleben. Wird es zum Volksaufstand gegen Roboter kommen?  
Von Linus Reichlin und Mark Oliver (Illustration)

Der Mensch sieht sich gern als Krone der Schöpfung, und das ist nicht ganz unbegründet, denn von allen Tieren ist er dasjenige, das am meisten Information speichern und am meisten neue Information generieren kann. Die Frage ist nun, ob sich die Evolution mit diesem Meisterwerk der Informationsspeicherung und -vermehrung zufriedengibt oder ob der Mensch wie seine Vorläufer nur eine Etappe ist auf dem Weg zu einer Spezies, die mit Information noch geschickter umgehen wird als er. Und genau danach sieht es aus. Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass die Evolution mit uns zu ihrem Ende gekommen ist. Im Gegenteil deutet vieles darauf hin, dass die Evolution eine neue Möglichkeit entdeckt hat, die Entwicklung noch intelligenterer Geschöpfe wesentlich zu beschleunigen. Das geschieht jetzt in unserer Zeit, und Sie und ich, wir alle werden Zeugen dieses in der Evolutionsgeschichte einmaligen Vorgangs – ist das nicht wunderbar? Wir alle erleben gerade richtig grosses Natur-Kino! Was unter dem Begriff künstliche Intelligenz, kurz KI, zurzeit in allen Medien und Parlamenten diskutiert wird, ist nämlich nichts anderes als der Versuch der Natur, die Weiterentwicklung einer Spezies nicht mehr durch den langwierigen genetischen Prozess voranzutreiben, sondern durch Nutzung der vorhandenen geistigen Ressourcen einer Spezies.

Wir Menschen sollen die Spezies, deren geistige Fähigkeiten die unseren dereinst übertreffen werden, selbst bauen! Auf diese Weise braucht die Natur nicht mehr darauf zu warten, dass wir uns über viele Jahrtausende hinweg von Generation zu Generation, salopp gesagt, klügergebumbst haben, sondern der Fortschritt tritt fast schlagartig auf, und das Wachstum der Fähigkeit zur Informationsvermehrung verläuft exponentiell. Genau das ist in den vergangenen zwanzig Jahren geschehen. Denken wir mal zurück: Noch in den neunziger Jahren war der hauptsächliche Informationsspeicher unser Gehirn. Wenn man sich vor Augen führt, dass im Gehirn nur ungefähr 2,5 Petabyte an Information Platz haben (das entspricht der Informationsmenge, die benötigt wird, um das Online-Spiel «World of Warcraft» zu betreiben), kann man von einem gravierenden Mangel an Speicher-



## Vorteil implizites Wissen.

kapazität sprechen. Es gab aber auch nicht viel zu speichern: Man kann es heute kaum noch glauben, aber in einer Zeitung stand früher den ganzen Tag lang dasselbe drin! Aber vor allem war spezifische Information nur schwer erhältlich. Man konnte sich nicht auf einer Zugfahrt darüber informieren, wie viele Kinder Angelina Jolie hat oder was die Heisenbergsche Unschärferelation ist. Folglich wusste man es eben einfach nicht. Man war nicht dümmer als heute, aber man wusste weniger, und wer weniger weiss, erzeugt weniger neue Information und trägt weniger zur Gesamtintelligenz der Menschheit

## In führenden Firmen bringen die klügsten Köpfe der KI alles bei, was wir einem Kind beibringen.

bei. Dann jedoch setzte eine Entwicklung ein, die von Anfang an exponentiell verlief und die inzwischen jedem, der sich ein Smartphone oder einen Computer leisten kann, die Fähigkeit verleiht, ungeheure Informationsmengen zu speichern, neue Information zu erzeugen sowie sie in ein Netzwerk einzuspeisen, das die neue Information jedem zugänglich macht, der sich sein Passwort merken kann. Eine exponentielle Entwicklung zeichnet sich unter anderem

dadurch aus, dass man permanent mittendrin steckt, wie bei einer Hetzjagd, bei der man gleichzeitig der Hetzer und der Gejagte ist – man kommt gar nicht dazu, darüber nachzudenken, was genau da eigentlich geschieht. Ohne dass wir es geplant hätten, ist das Internet zu einer Vorform künstlicher Intelligenz geworden, aber den Rang als Krone der Schöpfung macht es uns nicht streitig. Das Internet kann zwar mehr Information speichern und mehr neue generieren als ein einzelner Mensch, aber letztlich ist es nur ein Instrument aller Menschen, die es nutzen. Durch das Internet werden die Menschen klüger, nicht es selbst. Das ist bei der KI anders.

Künstliche Intelligenz will selbst klüger werden. Die dahintersteckende Überlegung ist die, dass der Mensch eine KI entwickelt, die dadurch, dass sie selbst klüger werden will, so klug wird, dass der Mensch, der sie benutzt, umso klüger wird. Das Ziel ist, dass die KI, anders als das Internet, gespeicherte Information selbständig analysiert und neue Information erzeugt, die ihre Fähigkeit der Analyse verbessert. Mit anderen Worten: Die KI soll lernen zu lernen. Zurzeit werden weltweit Milliardenbeträge investiert, um die Lernfähigkeit von KI zu erhöhen, und fast wöchentlich

werden Fortschritte vermeldet. In führenden KI-Firmen wie Deep Mind, zu Google gehörend, bringen die klügsten Köpfe der Computerwissenschaft der KI alles bei, was wir einem Kind beibringen, wobei damit gemeint ist, dass man der KI beibringt, es sich selbst beizubringen. Die Vorstellung, eine KI werde programmiert und arbeite lediglich die ihr vorgegebenen Aufgaben auf vorgegebenem Weg Schritt für Schritt ab, ist falsch, denn es geht ja gerade darum, die KI nicht mehr programmieren zu müssen. Das hängt mit den Anwendungen zusammen, für welche die KI konzipiert wird. Das einfachste Beispiel sind selbstfahrende Autos. Ein Auto durch eine Stadtlandschaft zu manövrieren, ist eine extrem komplexe Aufgabe, bei der das Unvorhersehbare, das Unwahrscheinliche und das Überraschende eine grosse Rolle spielen. Man kann schlicht nicht jedes mögliche Ereignis im Strassenverkehr in einen Programmcode packen. Es würde Jahrzehnte dauern, einen solchen Code zu erstellen; und um ihn zu speichern, benötigte man pro selbstfahrendes Auto einen Lastwagen mit Festplatten. Es ist, wenn man selbständig agierende Systeme haben will, schlicht eine Notwendigkeit, dass die KI lernt, die Umwelt wahrzunehmen, Ereignisse zu werten und autonom Entscheidungen zu treffen, die nicht auf einer Programmierung beruhen, sondern auf einer Fähigkeit. Die KI, die gegenwärtig in den USA testweise Lastwagen über den Highway steuert, ist fähig, Auto zu fahren. Eine andere KI, die bei der Analyse von MRT-Bildern eingesetzt wird, ist fähig, Tumoren zu erkennen.

Da die KI diese Fähigkeiten durch Lernen erworben hat, ist ihr nach oben keine Grenze gesetzt: Sie kann im Prinzip unbeschränkt viel lernen und ihre Fähigkeiten folglich unbeschränkt verbessern. Die meisten KI beherrschen zurzeit nur eine Fähigkeit, in der sie aber fast immer besser sind als der Mensch. Die Faustregel lautet: Sobald eine KI eine Fähigkeit entwickelt hat, ist sie dem Menschen in der betreffenden Disziplin in kurzer Zeit ebenbürtig und danach sofort überlegen. KI, die nur über eine oder wenige Fähigkeiten verfügt, nennt man schwache KI. Wenn die chinesische Regierung, wie kürzlich geschehen, verkündet, China wolle bis 2030 führend sein auf dem Gebiet der KI, und wenn Eric Schmidt, der frühere CEO von Google, daraufhin die USA dazu aufruft, China zuvorkommen, ist damit allerdings nicht schwache, sondern sogenannte starke KI gemeint, eine KI, die alle menschlichen Fähigkeiten gleich gut oder besser beherrscht als der Mensch. Eine solche KI ist noch die Musik einer allerdings nicht allzu fernen Zukunft.

**A**ber auch die bereits vielfältig eingesetzte schwache KI ist nicht zu unterschätzen. Auch sie kann nämlich etwas geradezu Wunder-

volles, etwas, was Computer zuvor nicht konnten: KI kann lernen, zu schwimmen. Wer Kinder hat, weiss, dass man ihnen das Schwimmen nicht beibringen kann, indem man ihnen sagt, wie man schwimmt. Denn das Wissen darüber, wie man schwimmt, ist sogenanntes implizites Wissen. Damit ist gemeint, dass man die Information, wie man schwimmt, nicht kodifizieren, sie also weder mathematisch noch sprachlich noch sonst wie notieren kann. Folglich kann man implizites Wissen nicht als Information übermitteln. Das Kind muss durch Versuch und Irrtum selbst lernen zu schwimmen. Wir können ihm nur hilfreiche Anweisungen geben, aber das Kind muss es selbst tun, um die Fähigkeit zu entwickeln. Dasselbe gilt fürs Fahrradfahren, fürs Kartoffelschälen, fürs Laufenlernen, für die Kunst der Verführung und erstaunlich viele andere Fähigkeiten.

Das Gegenteil davon ist explizites Wissen. Dieses ist kodifizierbar, wie beispielsweise, dass  $2+2=4$  ist. Die Aussage «Afrika ist ein Konti-

---

## Die Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Das ist aber auch eine gute Nachricht.

---

nent», ist explizites Wissen. Bisher konnten Computer ausschliesslich explizites Wissen speichern und nur explizites Wissen als Output produzieren. Aber um Auto fahren oder als Pflegeroboter in einem Altersheim arbeiten zu können, muss die KI sich implizites Wissen aneignen können. Das bedeutet jedoch auch eine Grenzüberschreitung, und zwar eine evolutionäre. Denn die Fähigkeit, implizites Wissen zu erwerben, war bisher uns (und anderen Tieren) vorbehalten. Es war das, was uns von den Maschinen unterschieden hat, und gleichzeitig war es das, was den Maschinen fehlte, um in echte Konkurrenz zu uns zu treten. Wenn die Evolution sich überlegt hätte: «Wie kann ich die Entwicklung einer neuen intelligenten Spezies beschleunigen?», wäre sie auf die Idee gekommen, uns Maschinen bauen zu lassen, die Erfahrungen machen und dadurch lernen. Selbstverständlich hat sich die Evolution nichts dergleichen «überlegt», aber es geschieht nun trotzdem. Und wie alles, was mit KI zusammenhängt, verläuft die Entwicklung in atemberaubendem Tempo. Es gibt bereits KI, die anderer KI selbständig beibringt, eine menschliche Fähigkeit zu erlernen: Die eine hilft der anderen sozusagen beim Schwimmenlernen. Die Computerwissenschaftler, die solche KI-Systeme trainieren («programmieren» ist, wie wir jetzt wissen, der falsche Ausdruck), schauen oft nur staunend zu, wie die KI eigene, nicht selten sehr originelle Ideen entwickelt. Das ist der entscheidende Unterschied zu den früheren technischen Revolutionen: Die Dampfmaschine, die Fliess-

bänder der Fabriken und die Computer alter Schule spielten nicht in der *human league* mit. Sie waren im Grunde nichts als Werkzeuge, die ihre Wirkung nur entfalten konnten, wenn der Mensch sie benutzte. KI hingegen ist ein Werkzeug, das ohne den Menschen funktionieren soll, das ist ja der Clou dabei. Es ist streng genommen sogar falsch, KI als Werkzeug zu bezeichnen: KI ist Ersatz.

**I**st das alles gefährlich? Wird KI uns in absehbarer Zeit die Jobs wegnehmen? In der Natur bringt das Dummere das Klügere hervor, das ist die Richtung, in der die Entwicklung des Homo sapiens verlief, und salopp gesagt haben die Neandertaler ihre Jobs an die Menschen verloren, und zwar zu hundert Prozent. Ökonomisch gesehen, ist es so, dass die EU, die USA, China und Japan nicht Unsummen in die KI-Forschung investieren, nur damit ein Jurist in Paris, ein Arzt in Chicago und ein Schreiner in Peking von KI bei ihrer Arbeit unterstützt werden. KI ist, wie gesagt, Ersatz, und als Unterstützung wird sie nur deswegen eingesetzt, weil es noch keine KI-Systeme gibt, die die gesamte Arbeit etwa eines Juristen selbständig ausführen können. Die heutigen, noch unausgereiften KI-Systeme erhöhen aber die Produktivität des Juristen oder des Schreiners, und deswegen werden sie tendenziell neue Arbeitsplätze schaffen.

All jene, die schon immer gesagt haben, dass KI, wie die Dampfmaschine, keine Arbeitsplätze vernichten, sondern im Gegenteil neue schaffen wird, werden sich bestätigt sehen. Nur wird die Entwicklung der KI nicht stehenbleiben. Die Summe der Fähigkeiten, über die ein KI-System verfügt, wird steigen. Eines Tages wird die KI, die den Juristen und den Schreiner bei ihrer Arbeit bisher nur unterstützten nach einem Update fähig sein, diese Arbeit selbständig auszuführen. Auch die zuvor neuentstandenen Jobs werden dann von KI schneller, billiger und besser ausgeführt werden können. Wer das nicht will, muss jetzt, unverzüglich, reglementierend in die KI-Forschung eingreifen und ihr Grenzen setzen, und diese Grenzen müssten global eingehalten werden. Mit anderen Worten: Die Entwicklung ist nicht aufzuhalten. Das ist aber auch eine gute Nachricht. Denn es ist eine ungeheuer faszinierende Entwicklung, die uns völlig neue Horizonte eröffnen könnte. Vielleicht wird die KI uns mitnehmen in eine Zukunft, die für uns ohne sie unerreichbar gewesen wäre. Vielleicht werden wir aber auch alle als Arbeitslose an einem virtuellen Swimmingpool sitzen und einen Volksaufstand gegen die Roboter planen. Wahrscheinlich wird, wie immer, beides eintreten.

# Berlusconisierung von links

Politiker schlagen Alarm: Konservative Millionäre kauften Zeitungen und gefährdeten damit die Demokratie. Dabei investieren in der Schweiz auch linke Millionäre viel Geld in ihnen wohlgesinnte Medien. Womöglich sogar mehr als ihre rechten Kontrahenten. *Von Rico Bandle*

Ein Gespenst geht um in der Schweiz. Es heisst «Berlusconisierung». Der frühere SRG-Generaldirektor Roger de Weck brauchte den Begriff, wenn er die Bedeutung des gebührenfinanzierten Radio- und Fernsehens hervorheben wollte. Erst kürzlich warnte SP-Fraktionspräsident Roger Nordmann davor. Und in unzähligen Zeitungskommentaren rund um die «No Billag»-Initiative ist darüber zu lesen. «Berlusconisierung», das bedeutet, dass ein reicher Mann mit politischer Agenda Medienunternehmen aufkauft, um die eigene Ideologie zu verbreiten. So wie das Silvio Berlusconi in Italien gemacht hat, wengleich seine vielen Fernsehsender mehr auf leichtbekleidete Damen als auf Politik setzen.

Die «Berlusconisierung» ist nicht nur in der Schweiz ein Thema. Erst letzte Woche wurde beispielsweise bekannt, dass in den USA die schwerreichen Financiers der Tea Party, die Koch-Brüder, das Magazin *Time* erworben haben. Wohl kaum, um daraus ein linksalternatives Blatt zu machen. Die Übernahme erinnert an jene des Jean-Frey-Verlags durch Tito Tettamanti 2001. Der Tessiner Investor bewahrte damit die *Weltwoche* vor einem Zugriff des linksliberalen Ringier-Verlags.

## Kein Grund zur Häme

Der wichtigste politische Akteur in der Schweizer Medienlandschaft ist SVP-Vordenker Christoph Blocher. 1986 kaufte er das von der Schliessung bedrohte *Bündner Tagblatt*, das mittlerweile dem lokalen Monopolisten Somedia gehört. 2010 übernahm Blocher die serbelnde *Basler Zeitung*, dieses Jahr zusätzlich das Gratiszeitungsimperium der Zehnder-Medien. Schon länger im Zeitungsgeschäft ist auch SVP-Politiker und Autoimporteur Walter Frey mit lokalen Gratiszeitungen im Raum Zürich.

Allerdings sind seine Blätter noch nie als Instrument für politische Meinungsmache aufgefallen.

Von den Medienengagements Blochers ist viel die Rede: Sie dienen als Horrorvision einer von rechts dominierten Medienlandschaft, finanziert von einem machthungrigen Milliardär. Im selben Atemzug folgt meist die Forde-

Brunner das jährliche Defizit in der Höhe zwischen einer und zwei Millionen Franken. Ein anderer Landis-&Gyr-Erbe, Nick Mijnsen, engagiert sich bei der Stiftung, die das linke Luzerner Onlineportal *Zentralplus* betreibt.

Der grösste Medienfinancier der Schweiz dürfte eine Frau sein: Roche-Erbin und Milliardärin Beatrice Oehri. Nach der Übernahme

der *Basler Zeitung* durch Blocher finanzierte sie über ihre Stiftung für Medienvielfalt den Aufbau und Betrieb des linken Konkurrenzprodukts *Tageswoche*.

Blocher und Oehri verbindet die Intransparenz in Finanzfragen – Oehris Stiftung gibt keinerlei Auskunft über ihre Geldflüsse –, deshalb kann über den Mitteleinsatz nur spekuliert werden. Gemäss dem gutinformierten Basler Internetdienst *Onlinereports* hat Oehri in den ersten fünf Jahren «mindestens zwischen 20 und 30 Millionen Franken» in die *Tageswoche* investiert – à fonds perdu. Mit dem grosszügigen Geldfluss ist seit diesem Jahr Schluss, wie die Zeitung in ihrem Onlineportal schreibt: «Bis im Jahr 2016 haben wir rund 20 Prozent unseres Bedarfs selbst erwirtschaftet und wurden hauptsächlich von der Stiftung für Medienvielfalt getragen. Ab 2017 sollte es umgekehrt sein: 80 Prozent oder mehr müssen wir selbst erwirtschaften, den Rest übernimmt die Stiftung für Medienvielfalt.» Ob

das gelingen wird, ist offen, das Überleben der Zeitung steht auf der Kippe.

Das Beispiel *Tageswoche* zeigt: Geld allein reicht nicht, um ein schlagkräftiges Medienprodukt zu machen. Womöglich hatte das viele Geld auch eine lähmende Wirkung. Die Zeitung ist nicht nur ökonomisch gescheitert, sie konnte auch nur selten Debatten anstossen oder mit einer spannenden Recherche Aufmerksamkeit erregen. Was kein Grund zur Häme ist: Medien-



«Roter Dani»: Landis-&Gyr-Erbe Brunner.



A fonds perdu: Roche-Erbin Oehri.



Lähmende Wirkung: Basler Tageswoche.

runge nach Subventionen für unabhängige Medien und starke Gebührensender.

Ignoriert wird dabei stets, dass in der Schweiz auch linke Millionäre tief in die Taschen greifen, um ihnen genehme Medienerzeugnisse zu finanzieren. Landis-&Gyr-Erbe Daniel Brunner, genannt «roter Dani», finanzierte jahrelang die *Zuger Presse*, eine links-grüne Zeitung für den Kanton Zug. Bis zum Verkauf des Blatts an die LZ Medien Holding (heute NZZ) 2005 deckte



vielfalt ist auf alle Seiten wichtig; dass die *Tageswoche* ihre Chance und das viele Geld nicht besser zu nutzen vermochte, ist bedauerlich.

### Niemand spricht von «Oehrisierung»

Die Basler *Tageswoche* ist zwar die weitaus grösste Investition von Oehris Stiftung, aber nicht die einzige. Im ganzen Land unterstützt die medienscheue Mäzenin linke Medienprojekte vorwiegend im Onlinebereich, zum Teil nur mit kleinen Beträgen: das *Journal B* in Bern, *Tsüri.ch* in Zürich, *Saiten* in St. Gallen und so fort. In ihrem Fall spricht allerdings niemand von «Berlusconisierung» oder «Oehrisierung».

Mit ihrem Engagement ist Oehri nicht alleine. In Zürich startet im Januar die Online-Zeitung *Republik*, die zahlreiche bekannte Journalisten für sich gewinnen konnte. Für Aufsehen sorgte das Projekt diesen Sommer, als es ihm gelang, bei einer Crowdfunding-Aktion 3,45 Millionen Franken aufzutreiben.

### Geld allein reicht nicht, um ein schlagkräftiges Medienprodukt zu machen.

Was aber nichts daran ändert, dass das Projekt nur dank den grosszügigen Zuwendungen von Millionären zustande kommt: den Brüdern Daniel, Martin und Marcel Meili. Sie stellen der *Republik* nicht nur eine Menge Geld zur Verfügung, sondern auch das Gastrecht in ihrer Liegenschaft an der Zürcher Langstrasse.

In der Schweiz gibt es viele Millionäre mit linker Gesinnung; oft sind es Erben, denen ihr Reichtum unangenehm ist. Insgesamt dürfte der Betrag, den sie in den letzten Jahren für die Unterstützung von ideologisch genehmen Medienprojekten aufwarfen, kaum kleiner sein als jener ihrer rechten Pendanten. Womöglich ist er sogar um einiges höher.

Zwischen den Engagements gibt es einen markanten Unterschied: Unternehmer wie Blocher oder Tettamanti beharren darauf, dass ihre Investitionen Geld abwerfen. Um dies sicherzustellen, nehmen sie die Chefredaktoren finanziell in die Verantwortung, beteiligen sie am Unternehmen. Bei den linken Projekten hingegen handelt es sich vorwiegend um mäzenatische Zuwendungen. Entsprechend schnell verschwinden die Millionen – und mit ihnen früher oder später die journalistischen Produkte. Die Initianten der *Republik* versichern allerdings, sich des Problems bewusst zu sein und es besser machen zu wollen.

Die vielgehörte Warnung, rechtsgerichtete Millionäre würden mit ihren Investitionen in Medien die Demokratie untergraben, ist wenig stichhaltig. Sonst würde für die linken Millionäre dasselbe gelten. Dass konservative Medien erfolgreicher sind und die Kunst der Aufmerksamkeitserzeugung besser beherrschen, kann man ihnen schwer zum Vorwurf machen. ○

## Tabak

# Verpaffte Steuermillionen

### Seit 2004 versucht der Bund, mit einem Fonds der Bevölkerung das Rauchen abzugewöhnen. Total 150 Millionen Franken hat er dafür ausgegeben. Was hat es gebracht?

Nichtraucher sind in der Schweiz in der Minderheit – zumindest bei den 18- bis 75-Jährigen. Zu diesem erstaunlichen Befund kommt eine repräsentative Umfrage des Vergleichsdiensts *Comparis.ch*: 36,4 Prozent der genannten Altersgruppe rauchen täglich, 10,8 Prozent rauchen gelegentlich, und 4 Prozent rauchen zwar, aber keine Zigaretten. Übrig bleiben 48,4 Prozent Nichtraucher.

Diese Werte weichen erheblich von den Zahlen ab, welche das Bundesamt für Gesundheit (BAG) publiziert. Gemäss dem sogenannten Suchtmonitoring rauchen lediglich 18 Prozent der Bevölkerung täglich und 7,6 Prozent gelegentlich. Die Nichtraucherquote betrage demnach rund 75 Prozent.

### Mehr Genussraucher

Ein Teil der Unterschiede lässt sich durch die Alterszusammensetzung der Befragten erklären. Reicht das Band bei der *Comparis*-Untersuchung nur von achtzehn bis 75 Jahren, so umfasst das Suchtmonitoring auch die ganz Jungen zwischen fünfzehn und achtzehn und die ganz Alten über 75 – beide Gruppen rauchen deutlich seltener als der Durchschnitt der Bevölkerung. Felix Schneuwly, Leiter Public Affairs bei *Comparis.ch*, erklärt die Abweichungen zusätzlich durch eine vermutlich unterschiedliche Definition des «gelegentlichen» Rauchens. Für ihn zeigt die *Comparis*-Untersuchung, dass «der Anteil an Gelegenheits- und Genussrauchern wohl höher ist, als es die offiziellen Statistiken vermuten lassen». Die neuen Zahlen von *Comparis* werfen die Frage auf, was die teuren Antiraucherkampagnen der vergangenen gut zehn Jahre gebracht haben. Seit 2004 wird auf Zigaretten eine Abgabe von 2,6 Rappen pro Paket erhoben, welche dem sogenannten Tabakpräventionsfonds (TPF) zugutekommt, der vom BAG verwaltet wird. Gesamthaft hat der TPF seit seiner Errichtung über 150 Millionen Franken für die Raucherprävention ausgegeben.

Einen Rückgang der Raucherzahlen weist das BAG allerdings nur für die ersten sechs Jahre seit Bestehen des Fonds aus. So sank die Quote der Raucher gemäss BAG-Erhebung von 30 Prozent im Jahr 2004 auf 27 Prozent im Jahr 2010. Doch seit 2011 bewegt sich der Anteil seitwärts bei 25 Prozent. Die markante Senkung um zwei Prozentpunkte zwischen 2010 und 2011 liegt vor allem an einer Methodenänderung. Wurden bis 2010 Personen zwischen vierzehn und 62 Jahren

befragt, so sind es seit 2011 Personen über fünfzehn Jahren, also inklusive der Alten, die vorwiegend Nichtraucher sind.

Befürworter der Tabakprävention weisen gerne darauf hin, dass der Verkauf von Zigaretten rückläufig sei. Doch zumindest für die letzten fünf Jahre ist auch dies kein belastbares Indiz dafür, dass der Tabakkonsum in der Tat abnimmt. Zwar ging der Verkauf von industriell gefertigten Zigaretten im Inland von 12 Milliarden Stück im Jahr 2010 auf 9,5 Milliarden Stück im Jahr 2016 zurück. Doch gleichzeitig

nahm der Konsum der billigeren, selbstgerollten Zigaretten markant zu. Allein zwischen 2011 und 2014 erhöhte sich ihr Anteil um einen Drittel. Weiter zeigt eine Untersuchung der Beratungsgesellschaft KPMG, dass seit dem sogenannten Frankenschok auch der Zigaretten-Einkaufstourismus in Richtung Deutschland und Italien deutlich zugenommen hat, wo die

Zigaretten günstiger sind als hierzulande. Fachleute sind der Meinung, dass der Rückgang bei den Inlandverkäufen durch die genannten Ausweichmöglichkeiten weitgehend ausgeglichen wird, dass also immer noch gleich viel Tabak gekauft wird.

Je mehr die Prävention an ihre Grenzen stösst, desto aktiver werden die Tabakgegner auf anderen Gebieten. Die Arbeitsgemeinschaft Tabakprävention verlangt weitere Erhöhungen der Tabaksteuer – was den «Zigi»-Einkaufstourismus erst recht befeuern würde, wie Erfahrungen aus Grossbritannien zeigen, wo das Paket im Durchschnitt gegen 12 Franken kostet. Der Berner SP-Ständerat Hans Stöckli möchte den grau oder schwarz importierten Zigaretten durch eine staatliche Datenbank zu Leibe rücken, in welcher der geografische Fussabdruck jedes Päckchens erfasst werden soll – ein bürokratisches Monstrum.

Der Tabakpräventionsfonds liess eine Anfrage der *Weltwoche* zur Wirksamkeit seiner Kampagnen unbeantwortet. Das BAG schreibt, es sehe «weiterhin grossen Handlungsbedarf» und verweist darauf, dass sich die «tabakbedingten Krankheitskosten» in der Schweiz auf 1,7 Milliarden Franken pro Jahr belaufen. «Hinzu kommen Erwerbsausfallkosten von 3,9 Milliarden Franken pro Jahr.» Je weniger wirksam die Rezepte der Antiraucherpolitik sind, desto stärker soll die Dosis erhöht werden. Florian Schwab



Unwirksame Rezepte.

# Bitcoin: Sieben Fragen und Antworten

Die Onlinewährung klettert auf Höchstkurse. Im letzten Jahr hat sie ihren Wert mehr als verzehnfacht. Handelt es sich um eine Spekulationsblase, oder steckt mehr hinter der rätselhaften Euphorie der Investoren? *Von Florian Schwab*

Sein Kurs eilt von Rekord zu Rekord: Konnte man noch vor einem Jahr für 800 Franken einen Bitcoin kaufen, muss man mittlerweile rund 11 000 Franken dafür aufwenden. Für Credit-Suisse-CEO Tidjane Thiam ist Bitcoin «die eigentliche Definition einer Spekulationsblase», für die Anhänger der neuen Währung ist das eine technische Revolution, ebenfalls mit der Erfindung des Internets (Bitcoin-Unternehmer Wences Casares). War Bitcoin vor wenigen Jahren noch ein esoterisches Thema für eine kleine, eingeschlossene Gemeinde von Internetfreaks, wird das Zahlungssystem angesichts der jüngsten Kurssprünge überall heiss diskutiert. Höchste Zeit, die wichtigsten Fragen zum Thema zu beantworten:

## 1. Was ist Bitcoin?

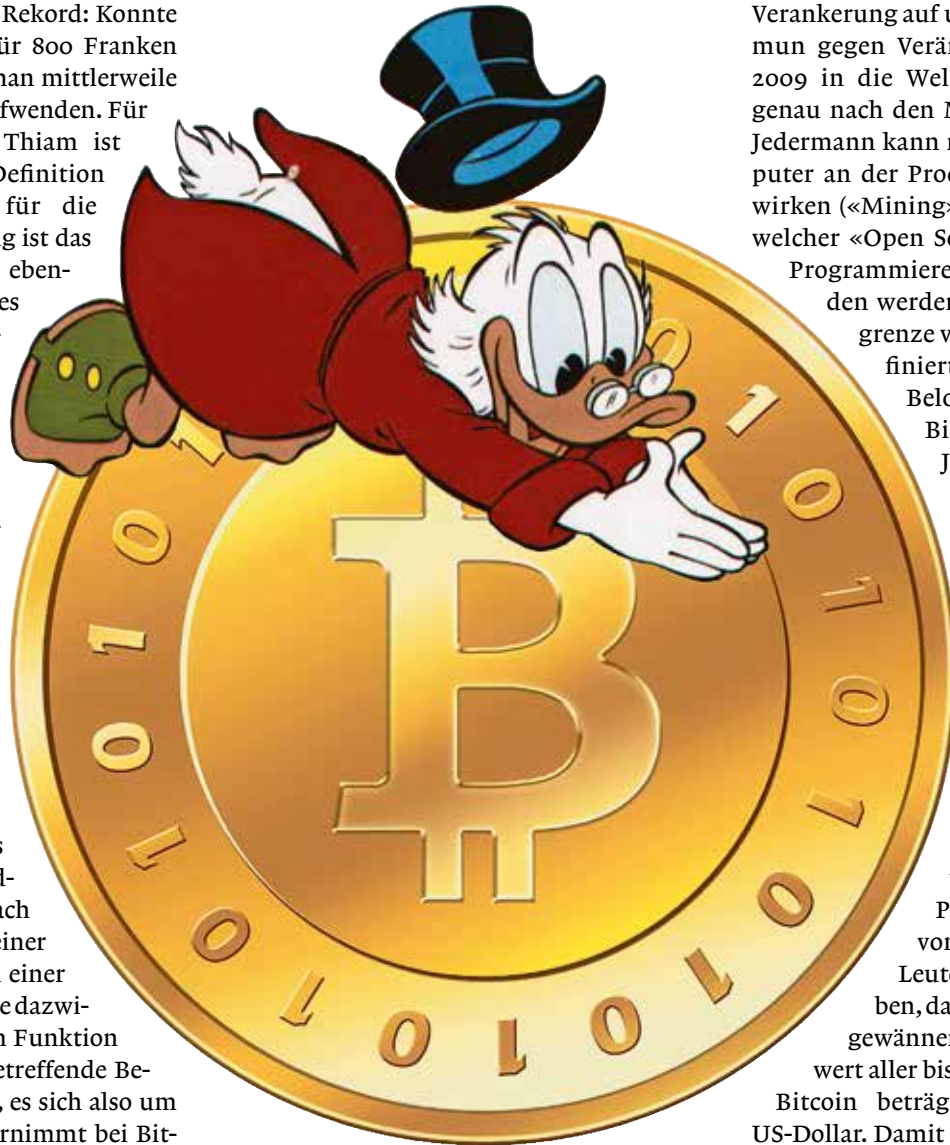
Der Erfinder Satoshi Nakamoto hat Bitcoin als digitales Bargeld konzipiert. Eine Geldüberweisung sollte so einfach werden wie das Verschicken einer E-Mail. Und zwar direkt von einer Adresse zur anderen, ohne eine dazwischengeschaltete Bank. Deren Funktion – sicherzustellen, dass der betreffende Betrag überhaupt verfügbar ist, es sich also um «echtes» Geld handelt – übernimmt bei Bitcoin eine Datenbank, die dauernd auf Tausenden weltweit verteilten Computern gespiegelt wird: die sogenannte Blockchain-Datenbank. Jede Überweisung von einer Adresse zur anderen wird verschlüsselt in der Blockchain gespeichert. Der tausendfache Eintrag kann an-

---

**Der Herausgeber von Bitcoins ist keine Person, kein Unternehmen, sondern ein Computerprogramm.**

---

schliessend nicht mehr geändert werden. Versucht jemand, auf einem Computer die Angaben zu ändern, fällt dies den anderen Computern im Netzwerk auf. Mit der zunehmenden Dichte an Knotenpunkten nimmt also die Sicherheit des Systems zu. Das Netzwerk selbst wird ebenfalls nicht durch eine zentrale



*Es spielen die Gesetze von Angebot und Nachfrage.*

Stelle verwaltet, sondern jedermann kann die entsprechende Software auf seinem Computer ausführen und diesen so zu einem der derzeit über 11 000 Knotenpunkte machen (wofür er aus den Transaktionsgebühren entschädigt wird, die bei jeder Bitcoin-Überweisung abgezogen werden). Nakamoto, dessen wahre Identität bis heute nicht geklärt ist, hat im Jahr 2008 einen Aufsatz über diese theoretischen Grundlagen veröffentlicht und im Januar 2009 das darauf basierende Computerprogramm im Internet veröffentlicht.

## 2. Wer gibt die Online-Währung heraus?

Der Herausgeber von Bitcoins ist keine Person und kein Unternehmen, sondern das erwähnte Computerprogramm, das dank der

Verankerung auf unzähligen Computern immun gegen Veränderungen ist. Im Januar 2009 in die Welt gesetzt, funktioniert es genau nach den Maximen seines Erfinders: Jedermann kann mit einem speziellen Computer an der Produktion von Bitcoins mitwirken («Mining»). In dem Programmcode, welcher «Open Source» ist, also von jedem Programmierer eingesehen und verstanden werden kann, ist aber eine Obergrenze von 21 Millionen Bitcoin definiert. Über die Zeit wird die Belohnung für das Mining von Bitcoins immer kleiner. Im Jahr 2036 werden 99 Prozent der Bitcoins erschaffen sein, und voraussichtlich im Jahr 2140 wird die Marke von 21 Millionen Bitcoin erreicht.

## 2. Warum explodiert der Preis?

Es spielen die Gesetze von Angebot und Nachfrage. Weil das Angebot an Bitcoins (siehe vorige Antwort) begrenzt ist, ist die Preisentwicklung vor allem von der Nachfrage getrieben. Leute kaufen Bitcoins im Glauben, dass diese mit der Zeit an Wert gewinnen. Der derzeitige Gesamtwert aller bislang erschaffenen 16,7 Mio.

Bitcoin beträgt knapp 200 Milliarden US-Dollar. Damit ist der Bitcoin immer noch eine kleine Währung. Zum Vergleich: Die Notenbankgeldmenge in Schweizer Franken beträgt rund 550 Milliarden, jene in US-Dollar 3800 Milliarden. Zu den jüngsten Kurssprüngen hat massgeblich beigetragen, dass etliche Handelsplattformen (wie hierzulande Swissquote) Bitcoin als neue Anlageklasse aufgenommen haben.

## 3. Soll man Bitcoins kaufen?

Als Geldanlage ist der Bitcoin hochspekulativ. Langfristig hängt sein Wert davon ab, inwiefern sich das Zahlungsmittel Bitcoin als Alternative zu staatlichen Währungen bei einem breiteren Publikum etabliert. Mit anderen Worten: Wie bei jeder Währung, die nicht durch ein physisches Gut wie Gold gedeckt ist, kommt es darauf an, ob die Nutzer der Werthaltigkeit des Geldes vertrauen. Anders als bei staatlichen

Währungen gibt es keine Mechanismen, um durchzusetzen, dass der Bitcoin als Zahlungsmittel akzeptiert wird. Derzeit vertrauen offenbar viele Leute darauf, dass sie sich in Zukunft für ihre Bitcoins reale Güter und Dienstleistungen kaufen können. Geht dieses Vertrauen verloren, dann kann der Bitcoin-Kurs rasch in sich zusammenfallen.

#### 4. Wo kann man Bitcoins kaufen?

Grundsätzlich können Bitcoins von jedem verkaufswilligen Besitzer erworben werden. In Zürich und Genf findet regelmässig sogenannte Meetups statt, wo sich die Nutzer zum Erfahrungsaustausch treffen und wo in der Regel auch mit Bitcoins gehandelt wird. Zusätzlich gibt es etliche Online-Börsen, über welche Privatpersonen und Unternehmen Bitcoins kaufen und verkaufen können. Die einfachste Möglichkeit ist aber, Bitcoins von einem institutionellen Händler wie Bitcoin Suisse, Xapo oder Swissquote zu erwerben.

#### 5. Taugt er zu mehr als zur Spekulation?

In erster Linie wurde der Bitcoin als Zahlungsmittel konzipiert, auch wenn die momentanen Kursausschläge diese Funktion etwas in den Hintergrund treten lassen: die Möglichkeit, Geldbeträge in Sekundenschnelle über das Internet zu verschieben, zu einem Bruch-

teil der Transaktionskosten, die im traditionellen Bankensystem anfallen. Ein weiterer Vorteil ist, dass Bitcoin-Transaktionen anonym (oder richtiger: pseudonym) sind. Zwar werden sämtliche Überweisungen einer Bitcoin-Adresse in der Blockchain-Datenbank gespeichert, aber bei richtiger Handhabung der Geräte ist nicht zu ermitteln, welcher Person die Bitcoin-Adresse gehört. Erfahrungen zeigen, dass die Nachfrage nach Bitcoins in repressiven Staaten mit einer inflationären Währung besonders gross ist. Aufgrund der Obergrenze von 21 Millionen Einheiten ist der Bitcoin darauf programmiert, deflationär zu wirken, also im Wert zu steigen: Während die staatlichen Notenbanken die Geldmenge kontinuierlich erhöhen, um mit dem Wirtschaftswachstum Schritt zu halten, ist die Geldmenge beim Bitcoin begrenzt. Sprich: Bei gleichbleibendem Bitcoin-Angebot und gleichbleibender Nachfrage nach Bitcoins kann man sich aufgrund des Wirtschaftswachstums für einen Bitcoin immer mehr kaufen.

#### 6. Welches sind die grössten Probleme?

Aufgrund der hohen Anonymität haben auch Kriminelle eine Vorliebe für Bitcoin entwickelt. Im sogenannten Darknet, den dunkelsten Winkeln des Internets, wo das Verbrechen blüht, ist Bitcoin das beliebteste

Zahlungsmittel. Es ist somit nicht unwahrscheinlich, dass staatliche Behörden in Zukunft versuchen werden, die Online-Währung einzudämmen. Offen ist auch die Frage, wie

#### Bitcoins sind kaum mit dem traditionellen Finanzsystem verwoben.

gross und bedeutend Bitcoin werden müsste, bis die staatlichen Zentralbanken ihr Geldmonopol bedroht sehen und damit ihre Fähigkeit, die Wirtschaft über die Geldpolitik zu steuern. Zahlreiche Publikationen von Notenbanken zeigen, dass sie Bitcoin skeptisch betrachten.

#### 7. Was passiert bei einem Crash?

Sollte der Bitcoin-Kurs kollabieren, dann verlieren alle, die die Online-Währung aus spekulativen Gründen gekauft haben, ihr Geld. Anders als bei früheren Crashes wie etwa dem Platzen der Dotcom-Blase ist aber nicht zu befürchten, dass dies grössere volkswirtschaftliche Auswirkungen hat. Bitcoins sind kaum mit dem traditionellen Finanzsystem verwoben, und es gibt auch keine Anzeichen, dass sich Leute im grossen Stil in staatlichen Währungen verschulden, um Bitcoins zu kaufen.



Digitalradio  
DAB+

## Radio Central wünscht frohe Weihnachten!

Mit Radio Central spielerisch durch die Adventszeit. Gewinnen Sie vom 01. bis am 25. Dezember jeden Tag tolle Geschenkkarten und hören Sie dazu die schönsten Weihnachtslieder.



RadioCentral **RadioCentral**

[www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)



# Aufstieg der Superstar-Firmen

In der modernen Wirtschaft stellen Firmen wie Google, Amazon oder Microsoft alle anderen in den Schatten. Für die Konsumenten verspricht diese Entwicklung beste Aussichten.

Von Beat Gygi

Grosse Firmen werden Jahr für Jahr grösser, nehmen den kleinen das Sonnenlicht weg und sind so beweglich, dass sie den lokalen Regierungen bei Bedarf über alle Landesgrenzen hinweg davoneilen können. Solche Einschätzungen sind nicht nur oberflächliche Sprüche oder gezieltes Jammern der Kleinen. Die Konzentration der wirtschaftlichen Leistung in grossen internationalen Unternehmen ist in vielen Ländern zu erleben, die Folgen spürt man unter anderem an den Arbeitsmärkten. Bedeuten grosse Firmen grosse Probleme für die andern? Bisweilen entsteht dieser Eindruck. Die höchsten Strafen, welche die EU-Wettbewerbsbehörde bisher gegen Einzelunternehmen ausgesprochen hat, richteten sich gegen die amerikanischen Informatikriesen Microsoft (560 Millionen Euro), Intel (1,2 Milliarden) und Google (2,4 Milliarden), allesamt internationale Konzerne, denen die EU-Kommission Missbrauch ihrer marktbeherrschenden Stellung vorwirft.

## Zusätzlicher Schwung

Grosse Banken wurden bereits mit dichten Regulierungen eingezäunt, damit sie nicht mehr *too big to fail* sein und schädliche Nebenwirkungen erzeugen können. Dem noch unregulierten mächtigen weltweiten Kommunikationsnetz Facebook wird von Politikern und Medien vorgehalten, es schade mit seiner Informationsverbreitung der Demokratie mehr, als es nütze. Und der in fast alle Produktmärkte hineinwachsende Verteiler Amazon macht auf der ganzen Welt Handelsketten einen Teil ihrer Geschäftsgrundlage streitig. In der Schweiz dient der Hinweis auf die Marktmacht von Riesen wie Google oft als Argument, die eigenen Märkte nicht voll zu öffnen, sondern lieber eine Art lokale Gegenkraft aufzubauen.

Als die Swisscom, die SRG und die Ringier-Gruppe 2016 ihre Werbevermarktung im Gemeinschaftsunternehmen Admeira zusammenlegten, geschah dies auch mit dem Ziel, den Werbemarkt Schulter an Schulter gegen Google und ähnliche internationale Konkurrenten zu verteidigen. Mit gleichen Absichten hat die privat-öffentliche Initiative Digital Switzerland kürzlich ein Projekt zur digitalen Identifikation der Bürger auf den Weg gebracht. Neun private und öffentliche inländische Firmen wollen zusammen mit dem Bund ein Schweizer System zur einfachen und sicheren Identifikation im Internet errichten, damit sich die Leute nicht via

Google, Facebook oder andere Dienste in die Netze einloggen und auf diese Weise ihre Daten ins Ausland liefern.

Mit etwas Abstand betrachtet, sind grosse Spitzenunternehmen mit starker Marktstellung so etwas wie Gewinnmaschinen, die sich durch den eigenen Schwung zusätzlich beschleunigen. Sie arbeiten offenbar produktiver als die Konkurrenten, gewinnen dadurch Marktanteile, können so zu noch günstigeren Kosten arbeiten und noch mehr Geld verdienen als die andern und wieder mehr investieren. David Dorn, Ökonomieprofessor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, hat zusammen mit Kollegen von

## Mit etwas Abstand betrachtet, sind grosse Spitzenunternehmen so etwas wie Gewinnmaschinen.

Harvard und dem Massachusetts Institute of Technology (MIT) solche Entwicklungen in den USA und andern Ländern untersucht, auch mit genauerem Blick auf den Einsatz von Kapital und Arbeit in den Unternehmen.

Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass sich die Verteilung des volkswirtschaftlichen Einkommens zwischen Kapital und Arbeit verschiebt, indem die Lohnquote beim Gesamteinkommen vielerorts sinkt – die Schweiz ist wegen wachsender personalintensiver Branchen eine Ausnahme. Diese Gewichtsverschiebung zu Lasten der Arbeitseinkommen suchen die Forscher zu erklären. Im Rückblick meint Dorn: «Was mich bei unseren empirischen Erkenntnissen besonders verblüfft hat, ist der Befund, dass es in den verschiedensten Branchen und verschiedensten Ländern eine Tendenz zu einer Marktkonzentration gibt. Der Anteil der grössten Firmen am Gesamtumsatz einer Branche ist am Steigen. Dieses Muster betrifft nicht nur den Technologiesektor, sondern alle Branchen.»

Damit lässt sich auch eine sinkende Lohnquote erklären. «Statistisch konnten wir sinkende Lohnquoten zurückführen auf das Erstarken der Grossunternehmen», sagt Dorn, denn grosse Firmen hätten im Durchschnitt einen geringeren Lohnanteil und seien in der Regel auch profitabler als die Konkurrenz. Deshalb verlagere sich die Wirtschaftsleistung einer Branche tendenziell in Richtung dieser Firmen, was eben auch die gesamtwirtschaftliche Lohnquote drücke.

Warum kommt es auf breiter Front zu Marktkonzentrationen und zum Erstarken der grossen Unternehmen? Nach Dorns Einschätzung lässt sich das statistisch nicht endgültig beantworten, aber es gebe aufschlussreiche Korrelationen: Branchen mit stark steigender Konzentration seien auch deutlich produktiver geworden. «Eine Erklärung ist, dass es eben sehr produktive Unternehmen gibt, die in ihren Märkten die Konkurrenten ziemlich an die Wand drücken können», sagt Dorn dazu, und mit seinen Kollegen wählte er auch die geeignete Etikette dafür: «Superstar-Firmen» sind es, die derart wachsen und ertragsmässig – oft auch an der Börse – in die Höhe schiessen, dass sie irgendwann die Branche dominieren.

Doch warum treten zunehmend Superstars auf die Bühne? Dorn weist darauf hin, dass die Globalisierung der Wirtschaft und der Siegeszug des Internets dazu geführt hätten, dass die Konsumenten die konkurrierenden Angebote besser miteinander vergleichen könnten, und dass auch die Verteilssysteme dadurch effizienter geworden seien. Verschiedene Bezugsquellen für ein bestimmtes Buch seien online gut miteinander vergleichbar. Wer den Artikel konsequent am günstigsten anbiete, könne mehr oder weniger die ganze Nachfrage auf sich ziehen. Der Beste räumt den Grossteil ab. Dorn: «Die Dynamik kommt daher, dass ein grosser Teil der Kunden den Artikel vom Branchenprimus kaufen kann.» Für Konsumenten sei das natürlich gut, aber das Risiko bestehe, dass die Branchenleader bei Erlangung der Marktmacht diese auch ausspielen und beginnen könnten, Monopolrenten zu realisieren.

## Auch kleine Firmen haben Stärken

Ist es denn nicht so, dass Platzhirsche automatisch angegriffen werden, wenn einer allzu mächtig wird und monopolmässige Preise verlangt? Dorn weist darauf hin, dass in den USA die Quote der Gründung neuer Firmen schon seit den achtziger Jahren rückläufig sei. Es seien laufend weniger Firmen, die von unten nachstossen würden, bei den Börsengängen sei es ähnlich. Der Grund ist Dorns Ansicht nach nicht klar. Die einen führten dies auf die starke Regulierung zurück, andere eher darauf, dass die Grossen regelmässig kleine Firmen aufkaufen. Google und Facebook hätten sich ja schon viele neue Teile einverleibt.

In der Schweiz sticht die Pharmabranche durch ein enormes Exportwachstum hervor und



Der Beste räumt ab: Jeff Bezos (Amazon), Mark Zuckerberg (Facebook), Bill Gates (Microsoft), Sundar Pichai (Google).

setzt vergleichsweise wenig Arbeitskraft ein. Geht das in Richtung Superstars? Dorn: «Das ist plausibel, Pharma ist ebenfalls eine Branche mit Grössenvorteilen, da die Entwicklung eines neuen Medikaments teuer ist und nur wenige dazu fähig sind. Hinzu kommt der Patentschutz, der vorübergehend Monopolrechte gewährt.» Viele kleine Firmen hofften darauf, bei geschäftlichem Erfolg von Grossen aufgekauft zu werden, weil sie die Investitionen in ein eigenes Vertriebsnetz nicht leisten könnten.

Tatsächlich gewinnen in der Schweizer Exportwirtschaft die Chemie- und Pharmafirmen seit etwa zehn Jahren laufend an Gewicht. Als der Franken nach der Aufhebung der Euro-Kurs-Untergrenze zum Jahresbeginn 2015 schlagartig stärker wurde und den Exporteuren das Leben schwerer machte, wurden die grossen Chemie- und Pharmakonzerne zu regelrechten Stars des Aussenhandels. Ihre Bran-

### Die Kleinen sind als Spezialisten für radikale Innovationen für den grossen Sprung gerüstet.

chen waren in jüngster Zeit für etwa 45 Prozent der gesamten Warenausfuhren aus der Schweiz verantwortlich. Damit geriet die Maschinen- und Elektroindustrie, die vor zwanzig Jahren dominierender Exportzweig gewesen war, in den Schatten und kommt heute noch auf rund 15 Prozent.

Nur super sind die Superstars aber nicht, denn kleine Firmen haben auch ihre Stärken. Martin Wörter, Ökonom bei der Konjunkturforschungsstelle (KOF) der ETH Zürich, lenkt den Fokus auf die Innovationstätigkeit, da gebe es deutliche Unterschiede je nach Firmengrösse: Bei den grossen Unternehmen sehe man vor allem inkrementelle Innovationen, also Verbesserungen in kleinen Schritten, und eher Prozessinnovationen, Verbesserungen von Abläufen, Marketing oder Organisation. «Bei den kleinen Firmen dagegen sieht man eher radikale Innovationen und hauptsächlich Produktinnovationen», sagt er. Klar, auch die Grossen brächten neue Produkte hervor und auch Kleine feilten an Details, aber die Arbeitsteilung sei doch deutlich.

### KMU müssen sich abheben

«Das hängt auch damit zusammen, dass die Innovation bei vielen kleinen Unternehmen das wichtigste Mittel für einen Markteintritt ist», fügt Wörter an. Um mit den grossen Firmen zu konkurrieren, müsse sich ein KMU wirklich von den andern abheben, mit neuem Produkt und Marktauftritt, nicht über Grössenvorteile. Kleinere hätten schliesslich auch andere Risiken zu tragen, vor allem mit Blick auf die Finanzierung. Forschung und Entwicklung müssten hauptsächlich aus internen Mitteln finanziert werden, weil Aussenstehende dafür kaum Kapital gäben. Da grössere Firmen typischerweise über mehr interne Mittel verfügten als kleinere, bleibe einem KMU eben

nur der Versuch zur radikalen Neuerung – der dann oft existenzentscheidend sei.

Was Wörter dann anfügt, lässt aufhorchen: «Seit Ende der neunziger Jahre sinkt in der Schweiz der Anteil der Firmen, die Forschung und Entwicklung betreiben. Im Jahr 2000 lag die durchschnittliche Quote bei knapp 30 Prozent, jetzt sind wir bei knapp 15 Prozent der Firmen mit mehr als fünf Beschäftigten.» Das liegt nicht an den Grösseren (über 250 Beschäftigte), denn etwa die Hälfte der Grossen hat seit langem die Aufgabenbereiche Forschung und Entwicklung fest eingerichtet, um sich so ihre Marktstellung abzusichern. Hohe Fixkosten mit Labors, Anlagen und qualifiziertem Personal lassen sich umso leichter auf Umsatz oder Ertrag verteilen, je grösser das Unternehmen ist. Laut Wörter gibt es denn auch grundsätzlich einen positiven Zusammenhang zwischen den Forschungs- und Entwicklungsausgaben einer Unternehmung und deren Produktivität.

Es sind die Kleinen, die ihren Charakter im Laufe der Zeit geändert haben. Sie haben sich stärker zu Spezialisten für radikale Innovationen gewandelt, sich für den grossen Sprung gerüstet. Sie schaffen es eher als die Grossen, einen bedeutenden Umsatzanteil mit einem neuen Produkt zu realisieren. Nach Wörters Einschätzung kommt die Radikalität bei der Suche nach Neuem in der Schweiz von den KMU. Auch kleinere Stars haben ihre Auftritte und Sonnenlicht, selbst wenn sie etwas später gekauft werden und dann zum Glanz der Superstars beitragen. ○



«Mann Gottes»: Richter Moore.

## Showdown in Alabama

Seit der erzkonservative Richter Roy Moore wegen sexueller Nötigung am Pranger steht, schaut die ganze Welt auf Alabama. Die Senatswahl im US-Südstaat nächsten Dienstag hat Folgen für die gesamte Politik und Präsident Trumps Agenda. Moores Wahlkampfchef Bill Armistead nimmt Stellung. *Von Urs Gehriger*

Gewöhnlich liegt Alabama fernab des Nachrichtenstroms, selbst wenn der US-Südstaat einen neuen Senator wählt. In diesen Winter tagen ist alles anders. Das «Herz des Südens» («Heart of Dixie») am Golf von Mexiko steht im Fokus der amerikanischen Politik – und mittendrin ein Mann, den die Presse den «Ajatollah von Alabama» nennt.

Judge Roy Moore, 70, ehemaliger Richter am Obergericht von Alabama, bezeichnet Homosexualität als «Verbrechen gegen die Natur». Er lehnt die Evolutionstheorie ab. Ausserdem erklärte er, die Terroranschläge von 9/11 seien möglicherweise die Strafe Gottes für frevelhaftes Verhalten wie Abtreibung oder Sodomie. «Roy Moore ist ein Fanatiker, eine Homophobe, ein Verschwörungstheoretiker», schrieb der *Boston Globe* nach Moores Sieg in der republikanischen Vorwahl Ende September.

Seither hat sich die Stimmung gegen Moore massiv verschärft. Neun Frauen haben ihn, den bibelfesten Saubermann, der sexuellen

---

**Seit der Wahl Trumps wagt es kaum mehr jemand, sich auf Umfragen zu verlassen.**

---

Nötigung beschuldigt. Ereignet haben sollen sich die Übergriffe vor rund vierzig Jahren, als Roy Moore ein junger Richter war. Einige der Klägerinnen waren damals Teenager, die jüngste gerade mal vierzehn Jahre alt. Während landesweit reumütige Sexualtäter medial ein «mea culpa» zelebrieren, bleibt Roy Moore eisern: Er weist jeden einzelnen Vorwurf zurück. Nie habe er eine unziemliche oder gar strafbare Handlung begangen.

Am 12. Dezember kommt es in Alabama zum Showdown zwischen Moore und seinem demokratischen Herausforderer Doug Jones. Es geht um den Senatsitz von Jeff Sessions, den Präsident Trump zum Justizminister gemacht hat. Es ist eine Wahl mit Folgen für die gesamte amerikanische Politik. Es geht um die republikanische Dominanz im US-Senat, um Steve Bannons populistische Revolte und – last, but not least – um die Glaubwürdigkeit des Präsidenten.

Verliert Roy Moore, dann:

- schmilzt die Mehrheit der Republikaner im Senat auf zwei mickrige Sitze;
- verliert Steve Bannons populistische Revolte gegen das republikanische Establishment eine Schlüsselfigur – und möglicherweise ihren ganzen Schwung;

— blamiert sich Donald Trump in Alabama zum zweiten Mal. Der Präsident hatte in den Vorwahlen auf Moores Konkurrenten Luther Strange gesetzt. Am letzten Montag schliesslich schlug er sich auf Moores Seite. Der Präsident telefonierte dem «angeschossenen» Kandidaten und ermunterte ihn mit den Worten: «Go get' em, Roy.»

### Kopf-an-Kopf-Rennen

Trumps Unterstützung für den Mann, der als «Unhold» und «Pädophiler» dargestellt wird, ist ein riskantes Unterfangen. Der Tenor der Leitmedien und der Polit-Elite lautet: «Es gibt keine Wahl, Richter Moore ist untauglich für das Amt.»

Doch Trumps Riecher könnte richtig sein. In Alabama stehen viele hinter ihrem ehemaligen Oberrichter. «Ich verfolge Roy Moores Karriere seit 25 Jahren», sagt Jessica Cho aus Opelika. «Sein Ruf war stets einwandfrei.» Sie habe sich nicht im Detail mit jeder Anschuldigung befasst. «Das Timing dieser Attacken, kurz vor der Wahl, ist aber auf lächerliche Weise verdächtig.» Der Financier der Demokraten, George Soros, die *Washington Post* und die republikanische Elite würden Geld in die Schmierenkampagne pumpen, so Liegenschaftshändler Doug Mitchell. «Moore ist ein frommer Christ, damit ist er für viele ein rotes Tuch.» Es sei doch klar, dass das Establishment einen solchen Mann nicht in Washington dulde. Vielleicht habe er sich vor vierzig Jahren nicht immer ganz korrekt verhalten, aber bis jetzt seien keine Beweise vorgelegt worden, die eine Haftstrafe rechtfertigen würden.

Doch die zahlreichen Anschuldigungen haben Moore offensichtlich geschadet. Alabama ist ein konservativer Staat im Bibelgürtel, wo Trump bei der Präsidentschaftswahl mit 28 Prozent Vorsprung gewonnen hat. Kurz: Unter normalen Umständen ist ein Sieg des republikanischen Kandidaten so gut wie

sicher. Nun sagen die meisten Umfragen ein Kopf-an-Kopf-Rennen voraus. Allerdings wagt es seit der Wahl Trumps kaum mehr jemand, sich auf Umfragen zu verlassen.

Die *Weltwoche* hat Roy Moores Wahlkampfchef Bill Armistead zum Stand des Rennens befragt und ihn mit den Vorwürfen gegen seinen Kandidaten konfrontiert.

**Herr Armistead, Sie kämpfen allein gegen das Polit-Establishment und die landesweite Presse. Was stimmt Sie zuversichtlich, dass Sie trotzdem gewinnen werden?**

Wir sind zuversichtlich, dass wir gewinnen werden, weil die Leute in Alabama Richter Roy Moore kennen. Sie haben vierzig Jahre an ihn geglaubt und glauben weiterhin an ihn. Sie kennen ihn als Ehrenmann und integre Person. Sie wissen, dass er ein Mann Gottes ist, der fest an die Heilige Schrift glaubt, auf deren Grundlage er sein Leben führt.

**Das passt nicht so recht zu den Vorwürfen, die gegen ihn erhoben wurden. Neun Frauen haben ihn der sexuellen Belästigung bezichtigt, einige von ihnen gar pädophiler Handlungen. Ihr Kandidat weist sämtliche Vorwürfe zurück. Bleibt es dabei?**

Diese Vorwürfe von Dingen, die angeblich vor vierzig Jahren geschehen sein sollen, passen überhaupt nicht zu dem Mann, den wir kennen. Es ist ironisch, dass diese Beschuldigungen ausgerechnet ein paar Wochen vor der Wahl auftauchen. Wenn irgendetwas von dem wahr sein sollte, was gegen Roy Moore vorgebracht wird, warum wurde es nicht vor vierzig Jahren vorgebracht, zum Zeitpunkt, als es angeblich geschehen sein soll? Die Leute in Alabama schenken solchen Anschuldigungen, die zum Ziel haben, einen Mann und seine Familie zu zerstören, keinen Glauben. Sie vertrauen dem Mann, den sie seit Jahrzehnten kennen, mehr als Fremden, die plötzlich hier auftauchen.



«Zuversichtlich»: Wahlkampfchef Armistead.

**Sie glauben an eine Verschwörung, die darauf abzielt, Roy Moore zu zerstören?**

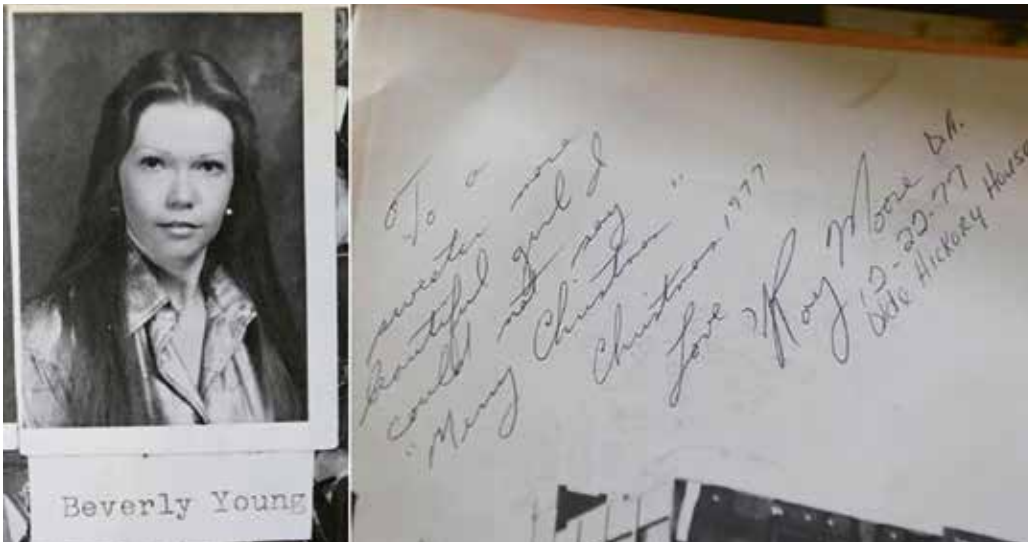
Das Ganze ist offensichtlich von Leuten ausserhalb Alabamas orchestriert. Von der *Washington Post* oder dem Nationalkomitee

**«Die Leute vertrauen dem Mann, den sie seit Jahrzehnten kennen, mehr als Fremden.»**

der Demokraten und sogar von einigen Republikanern wie dem Mehrheitsführer im Senat, Mitch McConnell. Sie wollen nicht, dass Roy Moore in den Senat kommt. Sie wollen jemanden, der ihr Spiel mitspielt, und nicht jemanden, der die Wahrheit ausspricht über ihre Machenschaften in Washington.

**Die *Washington Post* veröffentlichte Anfang November eine Recherche, die weltweit Schlagzeilen machte. Drei Frauen beschuldigten Moore, er hätte sie 1979 als damals minderjährige Mädchen sexuell belästigt. Haben Sie geahnt, dass sich etwas gegen Ihren Kandidaten zusammenbraut?**

Wir wussten immer, dass sie etwas sehr Seltsames tun müssten, um Richter Moore am Gewinn des Senatssitzes zu hindern. Es war allen klar, dass Richter Moore gegen linke Zeitungen wie die *Washington Post* ist, die es geniessen, Konservative in den Dreck zu ziehen, egal, ob sie aus Alabama kommen oder aus einem anderen Staat. Auch vor dem Präsidenten machen sie nicht halt. Wir wussten nicht, womit sie kommen würden, aber wir waren angewidert, als wir gesehen haben, in welcher schmutziger Weise sie die Glaubwürdigkeit von Richter Moore attackiert haben.



«Komplette Fälschung»: Jahrbuch von 1977 mit angeblicher Widmung von Roy Moore.

Das ist derart jenseitig, dass es die Wähler massiv zurückweisen werden. Sie kennen die *Washington Post* und ihre Taktik.

**Die heftigsten Bezeichnungen gegen Ihren Kandidaten kommen von der Anwältin und Frauenrechtlerin Gloria Allred. Sie trat in New York mit einer Frau vor die Presse, die Roy Moore vorwirft, er habe sie als Sechzehnjährige sexuell genötigt. Denken Sie, die Frauen würden vor der Weltpresse lügen?**

Gloria Allred ist einschlägig bekannt. Sie sucht das Scheinwerferlicht, um in die Schlagzeilen zu kommen. Weder sie noch die *Washington Post* gelten in Alabama als glaubwürdig. Mitch McConnell hat mit dieser Fehde begonnen. Auch er besitzt in Alabama keine Glaubwürdigkeit. Es geht ihnen einzig und allein darum, einen guten Mann zu zerstören. Würde die *Washington Post* die korrupten Machenschaften in der Hauptstadt aufdecken, dann würde sie unserem Land einen Dienst erweisen.

**Zum Beweis von Moores Nähe zu ihr legte Allreds Mandantin, Beverly Young Nelson, ein Schuljahrbuch vor, in das er angeblich eine Widmung geschrieben hat.**

Wir wissen, dass die Unterschrift im Jahrbuch von Miss Nelson eine Fälschung ist. Wir wissen auch, dass Gloria Allred dies weiss. Der einzige Beweis, den sie vorgelegt haben, ist gefälscht. Die Unterschrift im Jahrbuch soll aus dem Jahr 1977 stammen. In Wirklichkeit wurde sie dort reinkopiert, sie stammt aus einer Scheidungs-urkunde von Miss Nelson, die Roy Moore 1999, 22 Jahre später, unterzeichnet hat.

**Woher wissen Sie, dass es eine Fälschung ist?**

Das Scheidungsverfahren von 1999, das Richter Moores Unterschrift trägt, wurde von seiner Sekretärin signiert.

**Von ihr stammen die Initialen D. A. hinter der Unterschrift?**

Genau. Sie stehen für Deborah Adams.

**Deshalb kommen Sie zum Schluss, dass es eine Fälschung ist?**

Genau. Roy Moores Name wurde gestempelt und sie signierte mit ihren Initialen. Hätte Roy Moore tatsächlich Miss Nelsons Jahrbuch signiert, hätte er bestimmt nicht die Initialen D. A. angehängt. Das war lange bevor Miss Adams seine Sekretärin geworden ist. Das ist eine komplette Fälschung.

**Sie verlangen eine grafologische Untersuchung. Gibt es Anzeichen, dass Allred einwilligt?**

Wir haben Gloria Allred gebeten, das Jahrbuch an eine unabhängige Drittpartei zur grafologischen Untersuchung auszuhändigen. Sie weigert sich, dies zu tun. Sie hat damit im Grunde zugegeben, dass es sich um eine Fälschung handelt. Sie hat dem Fernsehsender MSNBC ge-

sagt, selbst wenn sich die Unterschrift als Fälschung herausstellen sollte, glaube sie an die Version ihrer Mandantin. Das zeigt klar, dass sie unglaublich ist.

**Ihr Konkurrent Doug Jones unterstützt Pro-Choice. Wie wichtig ist die Abtreibungsfrage in Alabama?**

Es gibt nichts Wichtigeres als das Leben selbst. Doug Jones ist für eine Abtreibung bis unmittelbar vor der Geburt. Teilgeburtsabtreibung nennt man das. In dem Moment, in dem das Baby bereit ist, aus dem Körper zu treten, wird sein Kopf punktiert und das Hirn herausgesogen, um das Kind zu töten. Doug Jones sagt, er sei erst für das Leben, wenn das Kind einmal auf der Welt ist. Mit anderen Worten, er findet es in Ordnung, wenn man ungeborenes Leben bis zum neunten Monat, also bis kurz vor der Geburt, tötet.

**Und das finden viele Bürger in Alabama nicht in Ordnung?**

Für die Alabamer zählt einzig das Leben, ob inner- oder ausserhalb der Gebärmutter. Für sie ist Doug Jones ein Extremist. So jemanden werden sie nicht wählen. Richter Moore glaubt, dass das Leben mit der Empfängnis beginnt und dass niemand das Recht hat, Gottes Kreatur zu zerstören.

**Präsident Trump hat Moore offiziell seine Unterstützung zugesprochen. Über die Anschuldigungen wegen sexueller Belästigung sagte er: «Er streitet es total ab, ihr müsst auch auf ihn hören.» Wie wichtig sind die Worte des Präsidenten?**

Es ist keine Frage, dass Donald Trump Richter Moore dem Demokraten vorzieht. Er hat allen Amerikanern gesagt, dass Doug Jones ein fanatischer Linker ist. Das deckt sich mit dem, was wir schon immer gesagt haben. Jones gehört zum selben Schlag wie Elizabeth Warren, Bernie Sanders oder Chuck Schumer. Die Alabamer wollen jemanden, der die Trump-Agenda unterstützt. Wir haben mit überwältigendem Mehr für Trump gestimmt.

**Wenn Ihr Kandidat gewinnt, scheint die nächste Krise bereits vorgezeichnet. Mitch McConnell sagte: «Wenn Moore gewählt wird, bin ich fast überzeugt, dass die Wahl ein Fall für die Ethikkommission sein wird.» Und er zeigt sich ziemlich sicher, dass er aus dem Senat ausgeschlossen werden würde.**

Es spricht Bände über seinen Charakter und seine Werte. Er tut alles, um Roy Moore vom Senat fernzuhalten. Er geht so weit, dass er sagt, sie würden versuchen, Moore auszuschliessen, selbst wenn er gewählt würde. Das wird nicht geschehen. Viele Senatoren, auch demokratische, sagten, sie würden niemals den Willen der Bevölkerung von Alabama ignorieren. Es wird nicht passieren, denn alle wissen: Wenn die Stimme der Alabamer überstimmt wird, haben wir politisch den totalen Krieg. ○



**Inside Washington**

## Sturm im Wasserglas?

**Flynn bekennt sich als schuldig. Trumps Kritiker jubeln. Wird der Präsident über ihn stolpern?**

Der ehemalige Nationale Sicherheitsberater, General Michael T. Flynn, hat in der letzten Woche eingeräumt, gegenüber FBI-Ermittlern unwahre Angaben gemacht zu haben. Falls er verurteilt wird, könnte es ihm eine Haftstrafe von bis zu fünf Jahren einbringen.

Die *New York Times* bezeichnete Flynns Schuldgeständnis als «Erdbeben» für das Weisse Haus. Der ehemalige Staatsanwalt Andrew McCarthy tat die Nachricht jedoch als «unerheblich» ab.

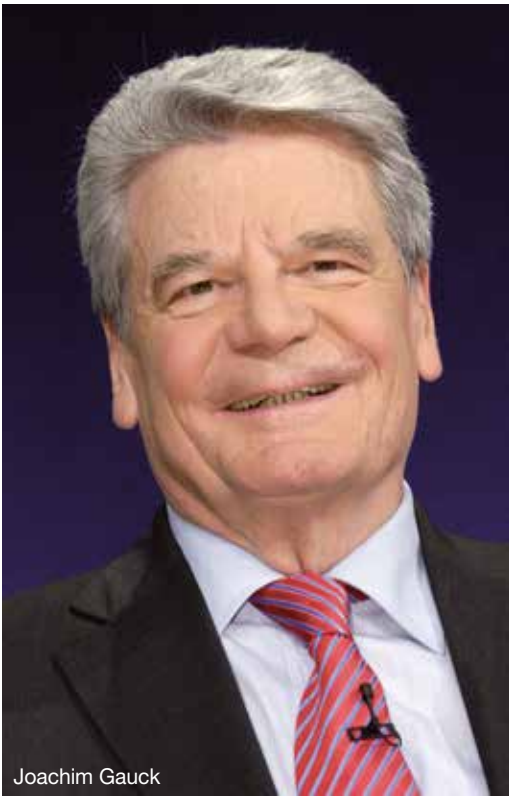
Im Mittelpunkt stehen die Gespräche, die Flynn als Mitglied des Übergangsteams von Präsident Trump mit dem russischen Botschafter Sergei Kislyak geführt hat. Nach Auffassung des Harvard-Juristen Alan Dershowitz waren die Gespräche mit dem russischen Diplomaten «nicht gesetzwidrig». Flynn selbst «mag dieser Ansicht sein, aber wenn dem so ist, dann hat er sich jedenfalls geirrt».

James S. Robbins, Sonderberater des Verteidigungsministers unter Präsident George W. Bush, geht sogar noch weiter: «In der Übergangszeit spricht der gewählte künftige Präsident mit ausländischen Vertretern. Das gehört zu seinem Job und ist keineswegs Hochverrat.» Robbins weist darauf hin, dass Obama 2008 noch vor seiner Wahl ins Weisse Haus politische Diskussionen mit «zahlreichen» ausländischen Würdenträgern und Politikern geführt habe.

Obamas ehemaliger Verteidigungsminister Leon Panetta bezeichnet Spekulationen, Flynns Kontakte mit dem russischen Diplomaten seien «strafbar» gewesen, als «weit hergeholt».

Was bedeutet Flynns Schuldbekennnis für Präsident Trump? Steht Trump selbst im Visier von Sonderermittler Robert Mueller? Das weiss nur Mueller. Ein ehemaliger Staatsanwalt erklärte gegenüber dem *Wall Street Journal*: «Wir erleben, dass ein paar Puzzleteile zusammengesetzt werden, aber es ist viel zu früh für eine Prognose darüber, was am Ende dabei herauskommt.» Amy Holmes

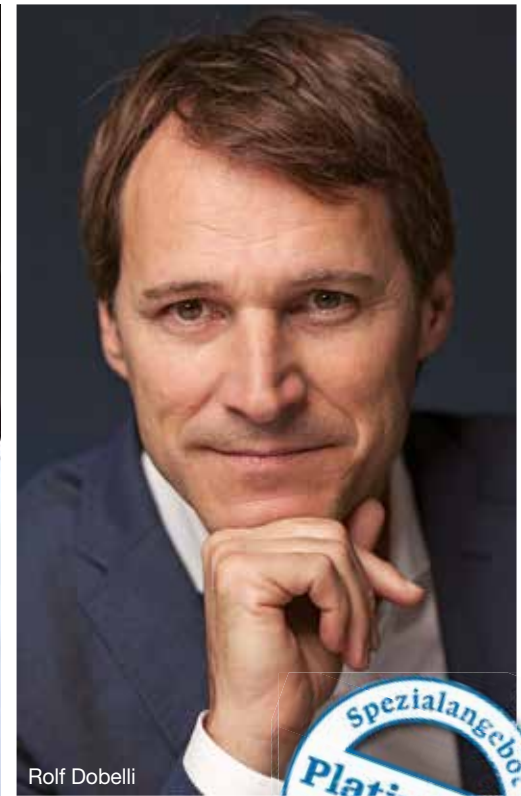




Joachim Gauck



Bruce Dickinson



Rolf Dobelli



## 16. Internationales Alpensymposium 2018 Plan B – neue Ideen für Europa

Europa durchlebt turbulente Zeiten: Joachim Gauck, Pfarrer und ehemaliger deutscher Bundespräsident, wagt eine Prognose für 2018. Für weitere Höhepunkte sorgen der ehemalige deutsche Finanzminister und «Kavallerie-Experte» Peer Steinbrück sowie Bruce Dickinson, Unternehmer, Berufspilot und Sänger der Hardrock-Band Iron Maiden.

Grossbritannien steckt in der Brexit-Falle, in Frankreich setzt ein charismatischer Präsident neue Akzente, und Deutschland sucht nach Orientierung nach dem politischen Erdbeben. In diesem Kontext versammelt das 16. Alpensymposium führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur zum hochkarätigen Gedankenaustausch im Berner Oberland. Unter dem Motto «Plan B» ermuntert Symposiumsgründer Oliver Stoldt unternehmerisch denkende Menschen, im Zeitalter des Umbruchs und der Digitalisierung Berührungspunkte abzubauen, Ideen zu entwickeln und mutig durchzustarten. Wie immer bieten sich in Interlaken beste Gelegenheiten für hervorragende persönliche Kontakte, Geschäfte und gesellschaftliche Präsenz. Traditionell wird das Programm am ersten Symposiumsabend mit dem Networking-Dinner abgerundet. Freuen Sie sich auf die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen.

### Referenten (Auswahl):

- **Joachim Gauck:** Deutschland und Europa
- **Peer Steinbrück:** Das Gewicht Europas im globalen Massstab
- **Bruce Dickinson:** Vom Rockstar zum Businessman
- **Rolf Dobelli:** Kunst des guten Lebens
- **Kathrin Altwegg:** Rosetta – Wenn alles anders kommt, als man denkt
- **Samuel Koch:** Rolle vorwärts – das Leben geht weiter
- **Florian Schroeder:** Alle Möglichkeiten, aber keine Wahl?
- **Masha Amoudashi:** Herz über Kopf – Qualität aus Begeisterung
- **Michel Fornasier:** Mensch und Robotik – Zukunftsvisionen
- **Roman F. Szeliga:** Humor – Der Powerfaktor für Innovation
- **Anders Indset:** Simplicity is the most complex thing today

### Platin-Club-Spezialangebot

#### 16. Internationales Alpensymposium

- Dienstag, 16. Januar 2018
- Mittwoch, 17. Januar 2018

#### Teilnahmegebühren (zzgl. MwSt):

Package-Preis für Abonnenten: Fr. 1495.–  
(ohne Abo: Fr. 1625.–)

#### Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel and Spa»
- Freie Nutzung des Hallenbads und Spas mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 16. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (16. Januar) inkl. Tischgetränke

#### Veranstaltungsort:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel and Spa», Interlaken

#### Anmeldung und weitere Informationen:

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim Veranstalter: Telefon +41 (0)43 55 66 44 0  
E-Mail: oliver.stoldt@premium-conferences.ch  
Bitte geben Sie Ihre Abo-Nummer bekannt.

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Land der unvollendeten Katastrophen

Vor hundert Jahren erklärte sich Finnland für unabhängig von Russland. Was folgte, war eine erstaunliche Erfolgsgeschichte vom Armenhaus am Rande Europas zum prosperierenden EU-Mitglied. *Von Henrik Meinander*

Am 6. Dezember 1917 stimmte das Parlament des autonomen Grossfürstentums Finnland nach 108 Jahren Zugehörigkeit zum Zarenreich mit grosser Mehrheit für die Unabhängigkeit. Wie kam es, dass dieses Grenzland unweit der damaligen russischen Hauptstadt Petrograd (heute: St. Petersburg), in dem daher viele russische Soldaten stationiert waren, diesen radikalen Schritt vollzog und ungeachtet der dramatischen Wendungen in der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit bewahren konnte?

Unmittelbarer Anlass für die Unabhängigkeitserklärung war die bolschewistische Machtergreifung in Petrograd Anfang November 1917. Die nicht sozialistisch gesinnten Finnen befürchteten, dass die Revolution und das Chaos in Russland auf ihr Land übergreifen könnten. Unterstützt wurden die Unabhängigkeitsbestrebungen von der deutschen Reichsregierung, die, um den Zweifrontenkrieg zu beenden, den Bolschewiken erst zur Macht verhalf und ihnen dann einen Friedensvertrag diktierte. Am Ende, so die Vorstellung in Berlin, würden Russlands Westprovinzen einschliesslich Finnlands in deutsche Vasallenstaaten verwandelt werden.

## Stabilität und Souveränität

Ein erster Schritt war der Anfang März 1918 geschlossene Friedensvertrag von Brest-Litowsk. Noch im Januar waren die finnischen Sozialdemokraten von den Bolschewiken ermuntert worden, ihre eigene Revolution in Angriff zu nehmen, doch der im Friedensvertrag vereinbarte Abzug der russischen Truppen aus Finnland bedeutete eine erhebliche Schwächung der finnischen Rotgardisten. Einen Monat später landete eine deutsche Division in Südfinnland, die den Sieg der finnischen Konterrevolutionäre sicherte und das Land bis zum Herbst 1918 fest im Griff hatte. Anfang Oktober wurde sogar Prinz Friedrich Karl von Hessen als König von Finnland eingesetzt. Doch mit der deutschen Kapitulation im November 1918 veränderte sich die geopolitische Lage abermals.



Zar Alexander I.

**Der Zar gewährte einen Sonderstatus und belies die schwedischen Gesetze.**

Friedrich Karl verzichtete auf den Thron, und durch die Wahl eines neuen Parlaments, das im Sommer 1919 mit grosser Mehrheit eine republikanische Verfassung verabschiedete (die bis zur Jahrtausendwende in Kraft bleiben sollte), wurden die Beziehungen zu den siegreichen Westmächten rasch verbessert.

Mit dem unerwarteten Zusammenbruch des Deutschen Reichs und des Zarenreichs bot sich Finnland auf einmal die reale Chance, die Unabhängigkeit zu erlangen und die sozialen Wunden zu heilen. Als das Land im Herbst 1939 abermals in einen Krieg hineingezogen wurde, konnte es seine nationale Existenz daher sehr viel besser verteidigen.

Wie kam es aber, dass Finnland als einziges der Länder, die in Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg neu entstanden waren, seine Stabilität und Souveränität bis auf den heutigen Tag bewahren konnte? Es lag vor allem an der politischen Kultur, die sich in jenen sechs Jahrhunderten herausgebildet hatte, in denen es Teil des Königreichs Schweden gewesen war. Daher war Finnland, als es 1809 im Zuge der

Napoleonischen Kriege an das Zarenreich abgetreten werden musste, bereits von westlichen Werten und den Grundsätzen der skandinavischen Gesellschaftsordnung geprägt.

Zar Alexander I., der Finnland als autonomes Grossfürstentum in sein Reich eingliederte, erkannte den Sonderstatus des neu hinzugekommenen Territoriums an und versprach, dass dort am lutherischen Glauben und an den schwedischen Gesetzen festgehalten würde. So konnte Finnland, wie die anderen skandinavischen Länder, seine Modernisierung fortsetzen. Am Ende des 19. Jahrhunderts war dort eine Zivilgesellschaft entstanden, in der immer lauter nationale und demokratische Forderungen erhoben wurden.

Diese Entwicklung sorgte natürlich für Konflikte mit der russischen Zentralmacht, aber sie bereitete – im Gefolge der ersten russischen Revolution von 1905 – den Weg zur radikalsten Parlamentsreform in Europa: Im Grossfürstentum wurde das allgemeine Wahlrecht eingeführt, und die Gesellschaft gewöhnte sich an die Werte von Toleranz und Kompromissbereitschaft, die in einer parlamentarischen Demokratie unabdingbar sind.

Gewiss, auch in Finnland gab es Revolution und Terror. Aber die Sozialdemokraten kehrten schon im Herbst 1918 in das politische Leben zurück und errangen bei den Parlamentswahlen im März 1919 einen entschei-



*Militärbündnis mit der Wehrmacht: Präsident Ryti (l.), Oberbefehlshaber Mannerheim, 1942.*



*Gewinner der Globalisierung:* Kinderspielplatz in der Stadt Kotka.

denden Sieg. Die bald darauf in Angriff genommenen Sozialreformen trugen dazu bei, dass politische Konflikte auf der lokalen und nationalen Ebene friedlich beigelegt werden konnten.

In den folgenden Jahrzehnten gab es immer wieder soziale Herausforderungen, aber aufgrund der traumatischen Erfahrungen nach 1918 und dank der Stabilität ihrer politischen Kultur konnten die Finnen die Bedrohungen abwehren, die Faschismus und Kommunismus für ihre Demokratie und die Marktwirtschaft darstellten. Tatsächlich kann man am Beispiel Finnlands sehr gut zeigen, wie stark sich politische Erfahrungen auf die Entwicklung eines Landes auswirken. Oder um es mit der amerikanischen Soziologin Pippa Norris zu formulieren: «Kultureller Wandel ist abhängig vom eingeschlagenen Pfad.»

### Niemand stand den Finnen bei

Warum aber assoziieren die Finnen die Geschichte ihrer Unabhängigkeit bis heute so sehr mit den beiden Weltkriegen? Sicher deswegen, weil beide Kriege die Existenz des Landes bedrohten und für weite Teile der Bevölkerung Tod und Zerstörung brachten.

Zum Ende des Ersten Weltkrieges kamen 1918 aufgrund von Kriegsfolgen, Terror und der grauenhaften Bedingungen, unter denen die roten Aufständischen in Lagerhaft gehalten wurden, fast 40 000 Finnen ums Leben. Im Zweiten Weltkrieg gab es 97 000 Tote, ein Zehntel des Territoriums fiel an die Sowjet-

### Finnland hat in den Weltkriegen schwer gelitten und hat dennoch überlebt.

union, und nach dem Waffenstillstand von 1944 mussten umfangreiche Kriegsreparationen an Moskau geleistet werden.

Der renommierte finnische Diplomat Max Jakobson hat mit Blick auf diese traumatischen historischen Erfahrungen Finnland als ein «Land unvollendeter Katastrophen» bezeichnet. Aufgrund seiner geografischen Nähe zur Sowjetunion hat Finnland unter den Weltkriegen schwer gelitten, aber es hat beide überlebt, ohne sein Fundament zu verlieren – seine nationale Souveränität und sein kulturelles Erbe.

Die meisten Finnen betrachten den Zweiten Weltkrieg daher als unvermeidliches Opfer,

das notwendig war, um anschließend einen skandinavischen Wohlfahrtsstaat aufbauen zu können. In anderen osteuropäischen Ländern sind die Kriegserinnerungen weitaus komplizierter und tragischer: Besatzung, hohe Verluste in der Zivilbevölkerung, unermessliche Zerstörung, Holocaust, kommunistische Diktatur und so weiter.

Niemand stand den Finnen bei, als die Rote Armee im Spätherbst 1939 angriff. Der Winterkrieg endete 105 Tage später mit einer Niederlage, aber nicht mit sowjetischer Besatzung, wie sie die baltischen Staaten in der Folgezeit erlebten. Die traumatische Erfahrung, von den Westmächten im Stich gelassen worden zu sein, erklärt, warum nur wenige Finnen das Militärbündnis mit der deutschen Wehrmacht von 1941 bis 1944 ablehnten.

Der damalige Präsident Risto Ryti und Oberbefehlshaber Gustaf Mannerheim hatten im Grunde keine andere Wahl, als auf das Angebot Berlins einzugehen und sich am «Unternehmen Barbarossa» zu beteiligen, dem Überfall auf die Sowjetunion. Zwar endete der Krieg drei Jahre später mit einer erneuten Niederlage, aber die finnische Armee hatte abermals eine sowjetische Invasion verhindern

können. Dies erleichterte die Nachkriegszeit und machte es unter anderem möglich, dass Helsinki die Olympischen Sommerspiele 1952 ausrichten konnte.

Aber auch ökonomische Gründe waren für die relativ günstige Entwicklung verantwortlich. Wegen ihres kulturellen Erbes, ihrer guten logistischen Einrichtungen und der un-

---

### Man lebt mit der Nato in einer Art offener Ehe, was den Finnen Sicherheit gibt.

---

ermesslichen Forstbestände konnten die Finnen jene technologischen Innovationen effizient übernehmen, die Europa im ausgehenden 19. Jahrhundert erfasst hatten. Am Ende des 20. Jahrhunderts war aus dem einstigen Armenhaus eines der wohlhabenderen Länder Europas geworden. Trotz gegenwärtiger Strukturprobleme gehört Finnland zweifellos zu den Gewinnern der Globalisierung und digitalisierten Marktwirtschaft.

#### 1340 Kilometer lange Grenze zu Russland

Auch geografische Vorteile spielten eine Rolle. Die 1340 Kilometer lange Grenze zu Russland wird für Finnland immer eine militärische Herausforderung sein. Aber die Sowjetunion und später Russland ist seit



Lutherischer Glaube: Dom von Helsinki

1945 ein wichtiger Markt für die finnische Exportwirtschaft.

1948 unterzeichneten Finnland und die Sowjetunion den Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand. Viele westliche Beobachter glaubten, dass dies zur schrittweisen Sowjetisierung des Landes führen werde – das böse Schlagwort von der «Finnlandisierung» war geboren. Aber beide Seiten hatten inzwischen gelernt, dass konstruktive gutnachbarliche Beziehungen deutlich vorteilhafter waren. Als blockfreier Staat konnte Finnland sich allmählich in den west-

europäischen Wirtschaftsraum integrieren, solange dies nicht den Sicherheitsinteressen der Sowjetunion zuwiderlief.

Diese unauffällige Stärkung der Anbindung an den Westen dauert auch nach dem Beitritt Finnlands zur Europäischen Union 1995 fort. Finnland arbeitet zwar im Rahmen der Partnerschaft für den Frieden mit der Nato zusammen, folgt aber auch hier dem schwedischen Modell. Anders ausgedrückt: Man lebt mit der Nato in einer Art offener Ehe, was den Finnen Sicherheit gibt, sie aber zu keiner militärischen Reaktion verpflichtet, falls etwa eines der baltischen Länder angegriffen würde.

Die Mehrheit der Bevölkerung lehnt eine Nato-Mitgliedschaft nach wie vor ab. Zugleich sind die meisten Finnen, genau wie die Schweden, für eine enge Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten, dem mächtigsten Verbündeten. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Vielleicht zeigt sich darin jene pragmatische Haltung, zu der die Finnen aufgrund ihrer Erfahrungen im Laufe ihrer hundertjährigen Unabhängigkeit gefunden haben.

Henrik Meinander ist Historiker und Inhaber des schwedischsprachigen Lehrstuhls für Geschichte an der Universität Helsinki.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Mark Zuckerberg & Co.:

## Wer die erfolgreichsten

## Philanthropen sind.

**Diese Woche:**  
Der grosse Gönner-Check.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

# Handelszeitung

# Schatten im Paradies

Der Machtkampf in der bayerischen CSU ist beendet: Markus Söder löst Horst Seehofer ab. Verliert die Partei damit ihren Einfluss auf die deutsche Politik?

Von Wolfgang Koydl

Vom Hof gejagt haben sie den Altbauern noch nicht. Er muss nur ins Austragshäusl umziehen, wie man in Bayern die Hütte nennt, wo die Alten ihren Lebensabend fristen. Das Gesinde steht allerdings schon bedingungslos hinter dem Jungbauern. Man weiss schliesslich, wer künftig auf dem Hof anschafft.

So stellt sich die Situation bei den bayerischen Christsozialen dar. Nach einem wochenlangen, mit allen unschönen Details in der Öffentlichkeit ausgetragenen Machtkampf hat der ehrgeizige Dauer-Kronprinz Markus Söder endlich sein Ziel – halbwegs – erreicht: Im Januar zieht er als Ministerpräsident in die bayerische Staatskanzlei ein. Der Mann, der bislang mit schrägen Karnevals-kostümen auffiel, schlüpft in eine neue Rolle: die des Landesvaters.

## Risiko der Bedeutungslosigkeit

Sein Vorgänger, CSU-Oldie Horst Seehofer, darf noch ein wenig als Parteichef weitermachen. Aber er ist politisch derart angezählt, dass er sich wohl nicht mehr lange auf den Beinen halten wird. Und da er nun aller Voraussicht nach als Minister in ein neues Kabinett Merkel nach Berlin wechseln dürfte, wird seine restliche Autorität noch schneller dahinschmelzen. Denn als Minister muss er sich der Kabinettsdisziplin, sprich: der Zuchtrute der Kanzlerin, unterordnen. Aus dem bayerischen Löwen wäre dann endgültig ein schnurrendes Kätzchen geworden. Über kurz oder lang wird er daher wohl zu seiner Modelleisenbahn zurückkehren können, die er im Keller seines Einfamilienhauses in Ingolstadt liebevoll aufgebaut hat.

Söder wurde von den CSU-Abgeordneten im Münchner Landtag einstimmig gekürt. Das ist insofern überraschend, als der ruppige Franke nicht nur Freunde in der Partei hat. Er gilt als Polarisierer, der eigentlich bloss von einem Parteifreund eine hohe Meinung hat: von sich selber.

Aber die CSU hat erkannt, dass sie nur dann eine Chance hat, die Landtagswahlen im kommenden Jahr zu gewinnen, wenn sie geeint



Das Ende von Bayerns Sonderrolle in Deutschland? Markus Söder.

auftritt. Bei den Wählern ist der unziemliche Zwist um die politischen Spitzenpositionen in Bayern nicht gut angekommen. In seiner Dankesrede lobte der künftige Spitzenkandidat Söder denn auch ausdrücklich seine beiden schärfsten innerparteilichen Rivalen über den

---

Der Wahlslogan der AfD war so einfach wie genial: «Wer CSU wählt, bekommt Merkel!».

---

grünen Klee und säuselte von Harmonie, Einigkeit und Miteinander. Man müsse sich unterhaken, statt aufeinander einzuhacken.

Die Frage ist, ob das reichen wird, bei den Wahlen die absolute Mehrheit zu verteidigen, die die CSU seit Jahrzehnten wie selbstver-

ständiglich gepachtet hat. Bei der Bundestagswahl im September stürzten die Christsozialen auf – für ihre Verhältnisse – apokalyptisch anmutende 38 Prozent ab. Jüngere Umfragen belegen, dass der Abwärtstrend ungebremst anhält.

Die ärgste Konkurrenz der Partei ist die Alternative für Deutschland (AfD), die nirgendwo im Westen Deutschlands ein besseres Ergebnis erzielt hat als zwischen den Alpen und Aschaffenburg. Ihr Wahlslogan war so einfach wie genial: «Wer CSU wählt, bekommt Merkel!». Damit trafen sie die Staatspartei an ihrem empfindlichsten Nerv. Denn unter der Führung der Kanzlerin ist ihre deutsche Schwesterpartei CDU immer weiter nach links gerückt und hat die bayerischen Kameraden so gegen deren Willen mitgezogen.

Doch da man mit Multikulti und Migrantenromantik in Bayern keine Wahlen gewinnt, müsste die CSU klar nach rechts gegensteuern – mit dem Risiko, dass dann die Bande zur CDU zerreißen. Doch damit hätte sie jeglichen Einfluss auf die deutsche Politik verloren und wäre lediglich eine bedeutungslose regionale Kraft.

## Wenn keine Wunder geschehen

Ob Söder dieses Dilemma auflösen kann, ist fraglich. Sicher, mit knackigen Bemerkungen wie dem Hinweis, dass in bayerische Klassenzimmer Kruzifixe und keine Kopftücher gehörten, hat er seine konservativen Referenzen immer wieder bekräftigt. Doch als Regierungschef muss er immer auch über die Schulter nach Berlin schielen, wo seine Partei vermutlich in einer neuen grossen Koalition mit deutlicher links agierenden Sozialdemokraten zusammensitzen wird.

Wenn keine Wunder geschehen – und die sind sogar im selbsterklärten weiss-blauen Paradies selten –, wird wohl das Ungeheuerliche eintreten und die CSU nach den Wahlen einen Koalitionspartner brauchen. Es wäre mehr als eine Schmach, es wäre das Ende der einst so stolzen, mächtigen bayerischen Partei. Und es wäre das Ende von Bayerns Sonderrolle in Deutschland – Finis Bavariae. ○

**Total: 673 650 Millionen Franken**

# BILANZ

Das Schweizer Wirtschaftsmagazin

12

Dezember 2017

CHF 14.-

Euro 14.-



# DIE 300 REICHSTEN

*plus:*

**MONIKA RIBAR** Die überschätzte Vorzeigefrau | **AMAZON**  
Der Geheimplan für die Schweiz | **LONZA** Überraschende Nummer 1  
**RAIFFEISEN** Der Finma-Zoff

# Jetzt am Kiosk!

# Unverzichtbare Inhalte

Von Thilo Sarrazin — «Jamaika» ist gescheitert, Schwarz-Rot kommt in Sicht. Warum der Ausstieg der FDP richtig war.



Der Schwur der SPD, angesichts des katastrophalen Wahlergebnisses in die Opposition zu gehen, überlebte den Ausstieg der FDP aus den Sondierungsgesprächen mit Christdemokraten und Grünen nur um 48 Stunden. Dann war selbst dem begriffsstützigen Parteivorsitzenden Martin Schulz klar geworden, dass Neuwahlen die SPD in neue, noch unbekannte Tiefen reißen würden. Der erneute Griff nach der Kanzlerschaft wäre als Wahlkampfaußage lächerlich. Das realistische Wahlziel konnte also nur eine grosse Koalition sein, diese aber wurde der SPD auch ohne Neuwahl auf dem Silbertablett dargeboten. Das Neuwahlprojekt erschien vor diesem Hintergrund als frivol. In einer parlamentarischen Demokratie braucht man die Mehrheit im Parlament. Mit dem Fehlen einer solchen Mehrheit war einst die Weimarer Republik in jene Krise gerutscht, die schliesslich ihr Ende einleitete. So muss sich die SPD, ob es ihr gefällt oder nicht, für weitere vier Jahre erneut dem Würgegriff einer Kanzlerin aussetzen, von der sie immer wieder links überholt wird, wenn es machtpolitisch gerade passt.

Die natürliche Alternative wäre Schwarz-Gelb gewesen. In den 68 Jahren seit Gründung der Bundesrepublik Deutschland kamen schwarz-gelbe Koalitionen auf 33 Regierungsjahre. Trotz des grossen FDP-Wahlerfolgs wurde diese «klassische» und weitaus häufigste Koalition verhindert durch die ungewöhnliche Schwäche der CDU/CSU. Ihr fehlen die Stimmen aus dem rechten Spektrum, die nunmehr die AfD auf sich vereint hat.

## «Umfallerpartei»

Bei der Aussicht auf «Jamaika» lief den Grünen erkennbar das Wasser im Munde zusammen. Die FDP dagegen hatte gelernt: Schon zweimal kostete sie der unbedachte Drang zur Macht fast die Existenz: 1961 hatte ihr damaliger Chef Erich Mende den Wahlkampf bestritten mit der Forderung, Adenauer müsse als Bundeskanzler abtreten. Am Ende fiel er um und wurde Vizekanzler unter Adenauer. Die FDP galt fortan als «Umfallerpartei», 1969 wäre sie fast aus dem Bundestag geflogen. Bei der Wahl 2009 drängte FDP-Chef Guido Westerwelle mit solchem Eifer in das Amt des Aussenministers, dass er darüber Inhalte vergass. Die FDP schluckte den Atom-

ausstieg und die Zertrümmerung des Maastricht-Vertrages. 2013 fand der Wähler sie entbehrlich, sie scheiterte an der Fünf-Prozent-Klausel.

Der Inhalt der FDP kann nur der unveräusserliche und stets gefährdete Kern der liberalen Idee sein: Ein Staat, der durch einen sowohl sparsamen als auch strikten Ordnungsrahmen seine Bürger voreinander schützt und ihnen so geliebte Freiheit ermöglicht, der aber gleichzeitig durch den bewussten Verzicht auf unbedachte Eingriffe die Richtung der Gesellschaft offen-



*Bruchpunkt der Sondierungen:* Lindner, Merkel.

hält. Der Staat soll der Regulator des Zusammenlebens freier Individuen sein, aber weder ihr Aufpasser noch ihre oberste sinngebende Instanz. Der Kern des liberalen Gedankens ist schon durch seinen Abstraktionsgrad gefährdet. Der Mehrheit der Bürger bleibt er unzugänglich, das macht ihn aber nicht weniger wichtig.

Er steht in krassem Gegensatz zum Kern der grünen Identität: Die Grünen möchten einen Staat, der die Gesellschaft auf Ziele zwangsverpflichtet, die im Kern utopisch sind. Immer geht es darum, Busse zu tun für einen falschen Lebenswandel und die Bürger (oder die Unternehmen) durch das staatliche Gängelband auf den «richtigen» Weg zu zwingen. Stets geht es dabei entweder um den Schutz der Natur oder gleich um das Wohl der Menschheit.

Noch nie hat es einen Grünen interessiert, dass die Hauptursache für eine fortschreitende Naturzerstörung und für den Einwanderungs-

druck aus Afrika und dem Nahen und Mittleren Osten die ungebremsste Bevölkerungsexplosion ist. Die sechzig Millionen Kinder, die in diesen Regionen jedes Jahr auf die Welt kommen, werden ja wahrlich nicht von Europäern gezeugt. Aber die industrialisierte Welt soll die Rechnung bezahlen durch irrealer Ziele zur CO<sub>2</sub>-Reduktion und durch das Tolerieren von Masseneinwanderung. Das ist der heutige Kern des grünen Denkens, das auch weite Teile der Medien, der CDU und der SPD beherrscht. Quasi durch einen Zangenangriff wird so sowohl die industrielle als auch die kulturelle Basis Deutschlands und ganz Europas bedroht. Hier kann striktes und strenges liberales Denken helfen:

— Der Ordnungsrahmen einer freien Gesellschaft funktioniert nur mit dem kulturellen Einverständnis seiner Bürger. Die Herrschaft des Gesetzes reicht allein nicht aus. Das erfordert die Pflege und Bewahrung der kulturellen Identität, die aber ohne strikte Kontrolle der Einwanderung und die gezielte Selektion jener, die kommen dürfen, nicht zu haben ist.

— Die weltweite Reduktion der CO<sub>2</sub>-Produktion kann durch Deutschland nur marginal beeinflusst werden. Deutschland muss sich auf realistische Ziele konzentrieren, am besten durch eine entsprechende finanzielle Belastung der Emissionen, und muss dabei die weltweite Gesamtwirkung im Auge behalten.

Die künftige Einwanderungspolitik und die Weiterentwicklung der deutschen Energiewende sind deshalb die entscheidenden Punkte, bei denen liberales und grünes Denken zusammenstossen. FDP-Chef Lindners Stärke lag darin, dass er dieser Kollision nicht auswich, sondern sie zum Bruchpunkt der Sondierungen machte. Angela Merkels Schwäche war, dass sie sich nicht entschiedener auf die Seite der FDP stellte, aber dann hätte sie wohl gegen ihre eigenen Überzeugungen handeln müssen. Ohne diesen Bruch, dessen historische Bedeutung man kaum überschätzen kann, wäre die FDP über kurz oder lang in Beliebigkeit und Bedeutungslosigkeit versunken.

Die CSU ist leider durch Seehofers Verhalten zum Hofhund der CDU geworden. Er kläfft und fletscht die Zähne, aber Frauchen hält ihn fest an der Kette. Hätte er sich losgerissen und wäre der FDP zu Hilfe gekommen, wäre es an den Grünen gewesen, die Sondierungen scheitern zu lassen. Von der CDU war in diesem Text kaum die Rede, das hat seinen Grund. Unter Angela Merkel hat sie programmatisch aufgehört zu existieren. Ihre Programmatik gleicht einer Qualle, die in der vorherrschenden Meeresströmung gestaltlos dahintreibt und sich von externen Kräften – bzw. von Angela Merkel – kurzfristig in jede nur denkbare Form pressen lässt. Das war anders, als vor 56 Jahren Konrad Adenauer mit Erich Mende rang.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



*Erste Präsidentin der Vereinigten Staaten:* Robin Wright als Claire Underwood in «House of Cards».





## Ikone der Woche

# Keine für den Rücken

Von Claudia Schumacher

**L**ebendig wird's, wenn sich parallel zu den Ereignissen in einer Lieblingsserie Ähnliches in der Realität ereignet: Rund um Kevin Spacey und Robin Wright, die Hauptdarsteller der Kultserie «House of Cards», gab es schon länger Geschichten im Spannungsfeld von Macht, Geld und Niedergang – fast so interessant wie in der Serie selbst.

Jetzt ist Spacey raus: Nachdem im Zuge der «me too»-Debatte bekanntgeworden war, dass sich Spacey an Männern vergriffen hatte – auch an einem zum Tatzeitpunkt minderjährigen –, wurde er von Netflix gefeuert. Die nächste Staffel von «House of Cards», die sechste und letzte, wird ohne ihn stattfinden; wie Netflix nun verkündete, wird seine männliche Hauptfigur auch nicht ersetzt. Stattdessen wird Robin Wright das Serien-Finale als *leading woman* allein auf ihrem Rücken tragen – und das gibt es in Serien, die Männer und Frauen gleichermaßen ansprechen, so selten wie im Film.

Wright hat es verdient. Schliesslich hat sie bereits die fünfte Staffel vor der Spannungslosigkeit gerettet, indem ihre Figur Claire Underwood am Ende nach der Macht griff – und alle nochmal wachrüttelte und neugierig machte auf die nächste Staffel. Man wäre ja fast abgesprungen, so langweilig war das ewige Intrigenspinnen von Spaceys Präsident Frank Underwood langsam, aber sicher geworden.

### Hart und weich

Weder Wright noch ihre Figur, die in der nächsten Staffel also Präsidentin der Vereinigten Staaten ist, sind Frauen, die sich damit begnügen, den Männern in ihrem Umfeld den Rücken zu stärken. 2016 hatte Wright dasselbe Gehalt verlangt wie Kollege Spacey – und sie bekam es. Dass sie in «Wonder Woman» die Trainerin der Amazonen spielte, kommt nicht von ungefähr. Nur privat scheint Wright nicht ganz so hart und entschieden zu sein wie die Figuren, die sie spielt: Wrights Liebesbeziehungen zu Sean Penn und Ben Foster verliefen hochemotional, sie flimmerten und mündeten in langwierige On/Offs. Auch wenn man Wrights Leinwandpräsenz wohl eher mit Härte assoziieren mag, ist da immer auch etwas Weiches, etwa in den Augen, das ihr erst die unwiderstehliche Note verleiht.

Wird ihre Claire Underwood der Präsidentschaft gerechter werden als deren Mann? Nicht unbedingt. Dass sie über Leichen geht, hat sie bewiesen. Und auch, dass sie ihre Intrigennetze behutsamer spinnt und Menschen mit noch grösserer Geschmeidigkeit zu manipulieren weiss – womit es erst richtig gefährlich werden könnte in Staffel sechs.

# Tragödie des grossen Mannes

Conrad Ferdinand Meyer erzählt in «Jürg Jenatsch» das Leben eines Schweizer Helden, dessen Erfolg auf Verrat, dessen blutiger Tod auf Liebe, dessen Leidenschaft auf Feindschaft fusst. Der Roman offenbart die Muster, die das menschliche Dasein bestimmen. *Von Georg Kohler*

Es ist das ewige, nie zu Ende gespielte Drama vom Verhängnis der Macht, die zwielichtige Tragödie des «grossen Mannes»: der Held, der seine vernichtenden Leidenschaften aus Kraft und Feindschaft schöpft, der für den Erfolg selbst zu Verrat bereit ist. Wer der Geschichte von «Jürg Jenatsch» begegnet, erkennt – trotz der historischen Distanz, aus der sie spricht – die Existenzmuster, die menschliches Dasein bestimmen; jene Momente faszinierenden Unglücks, die man in Schillers «Wallenstein» und nicht weniger in den besten zeitgenössischen Filmen über den elenden Scharfsinn des Kampfes um politische Herrschaft und dessen Triumph entdeckt.

Das Buch von Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898) verbindet die Analyse der Logik der Macht mit einer bewundernswert sicheren Regie der Emotionen. Auch in pathosfernenpostheroischen Zeiten vermag uns das Schicksal des Jürg Jenatsch noch zu begeistern. Und nicht umsonst ist die erste Fassung des Romans als Fortsetzungsfolge erschienen; Spannungsaufbau, Stimmungswechsel, Perspektivensprünge und Bilder, deren unaufdringliche Symbolik das Lesegedächtnis lebendig erhalten, sorgen dafür, dass die Aufmerksamkeit nie ermüdet, weil das Ganze im Blick bewahrt bleibt und man doch stets von neuem überrascht wird.

«Eine Geschichte aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges» war der Untertitel, den Meyer 1871 unter seine in der Zeitschrift *Die Literatur* veröffentlichte Erstfassung des Romans setzte. Tatsächlich sind die Karrieren sowohl des historisch bekannten wie des (in vielem fiktionalen) Romanhelden Jenatsch



Von Dämonen beherrschte Schöpfung: C. F. Meyer.

nicht zu verstehen, ohne die Umstände dieses Jahrzehnte dauernden Konflikts um Religion, öffentliche Gewalt und geografische Grenzen in der Mitte Europas zu kennen. Fast alle europäischen Machthaber wurden nach und nach in das Kriegsgeschehen hineingezogen.

## Kampf um das Veltlin

Von Anfang an dabei waren die spanischen und österreichischen Habsburger, zu denen das Fürstentum Mailand gehörte, und andererseits die lutherischen Landesfürsten; bald einmal kamen auch Dänemark und Schweden unter Gustav Adolf Wasa dazu. Etwas später Frankreich und das mit ihm verbündete Venedig, die sich aus interessenpolitischen Gründen im Kampf um Macht und Gegenmacht engagierten. Und es sind eben Frankreich und Venedig, die – neben dem spanischen Mailand – im «Jenatsch» die entscheidende Rolle spielen.

Die alte Eidgenossenschaft hatte die glückliche Fähigkeit, sich aus der das Reich verwüstenden Auseinandersetzung herauszuhalten, doch das Gebiet des heutigen Kantons Graubünden – damals «Frei-Rätien» genannt – war im 17. Jahrhundert noch weitgehend autonom. Einerseits im Inneren tief gespalten und andererseits mit Gebirgspässen und einem strategisch wichtigen Untertanengebiet begabt,

dem Veltlin, wurde das Land sehr bald für alle Krieksakteure von hoher militärisch-politischer Bedeutung. Was den Drei Bünden den Krieg ins Land brachte. Die spanisch-habsburgische Partei strebte nämlich aus leicht ersichtlichen Gründen danach, das Veltlin – welches Frei-Rätien hundert Jahre zuvor Mailand entrissen hatte – wieder ihrem Mailänder Herzogtum anzugliedern. Denn das Tal war für das Habsburgerreich alles andere als nebensächlich: Fast nur über seine Strassen und Gebirgsübergänge konnten Geld und Truppen von Süden nach Norden und nach Osten in die spanischen Niederlande und nach Tirol verschoben werden. Und eben deshalb wollten die Antagonisten Habsburgs – Frankreich, Venedig und auch die Eidgenossenschaft – auf keinen Fall zulassen, dass das Veltlin erneut in mailändisch-spanischen Besitz kam. Mit der Hilfe des Obristen Jenatsch (hier entspricht C. F. Meyer der historischen Wahrheit) feierte ein französisches Heer unter dem Hugenotten Henri Duc de Rohan entscheidende Siege zwischen Chiavenna und Bormio.

Der scharfe Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg war es, der Jenatsch erlaubte, sein Spiel um die Freiheit Bündens und den Erhalt des Veltlins erfolgreich zu Ende zu spielen; freilich allein mit Hilfe eines ungeheuerlichen Verrats am Hauptverbündeten, am «guten Herzog» Rohan – und an seiner eigenen Integrität: Der glaubensfeste Protestant Jenatsch zerstörte Rohans Leben, wurde zum römischen Katholiken und zum Alliierten Spanien-Habsburgs. Jenatsch bezahlte den Sieg zuletzt mit seinem eigenen Leben, doch die europäischen Mächte gaben sich danach für lange Zeit mit der bündnerischen Herrschaft über das Veltlin zufrieden. Sie bildete den Puffer zwischen den feindseligen Lagern.

Dass seine grosse Politik nur über eine ruchlose Intrige und durch perfide Missachtung jeglicher Loyalitäts- und Freundschaftspflichten zu erreichen sein würde, konnte Jenatsch zum Zeitpunkt, da er sein Ziel ins Auge fasste, nicht wissen. Man darf annehmen, dass er einen solchen Lauf der Dinge nicht zu erwägen bereit gewesen wäre. Gleichwohl tritt ziemlich genau in der Mitte des Romans eine Gestalt auf, die sich die spätere Wendung der Verhältnisse als möglich – und sogar als wahrscheinlich – vorzustellen in der Lage ist. Es ist der venezianische Minister, der Provveditore Grimani, der durch kühle Analyse der gegebenen

## Literatur-Extra

- 66 **Erfolg dank Verrat**  
Georg Kohler über C. F. Meyers «Jürg Jenatsch»
- 70 **Land der brüllenden Kühe**  
Daniel Kehlmanns «Tyll»
- 71 **Gewiefte Konstruktionen**  
Die Autorin Andrea Gerster
- 72 **Weltliteratur aus dem Wallis**  
Corinna Billes Novellen
- 73 **Lewinskys neuer Besitzer**  
Wer hat den Nagel & Kimche-Verlag gekauft?
- 74 **27 Buchtipps**  
Von Petra Gössi bis Viktor Giacobbo
- 78 **Unangepasst bis auf den Grund**  
Peter Handkes neuer Roman
- 79 **Bösewicht Blätter**  
Literatur von Oskar Freysinger
- 80 **«Wer redet, ist nicht tot»**  
Matussek liest Debatten-Ratgeber



Das Unerhörte getan, das Unmögliche erreicht: Krieger Jenatsch.

Kräftekonstellation auf dem Schachbrett der politischen Figuren die Entwicklung antizipiert. Schon im Gespräch mit dem in Venedig die Veltliner Kampagne vorbereitenden Duc de Rohan, dem Befehlshaber der französischen Truppen, die gegen die mailändischen und habsburgischen Armeen ins Feld ziehen sollen, entwirft er das Szenario, das sich in wenigen Jahren verwirklichen wird.

### Zwischen Freiheit und Knechtschaft

Was Grimani auf den Punkt bringt, ist der schmerzhaft – tragische oder dämonische – Zusammenhang zwischen epochaler, den Ausnahmefall markierender, rücksichtslos vollzogener Strategie des Erfolgs und ethischer Norm; das Verhältnis zwischen durchsetzungsfähiger Handlungsmächtigkeit einerseits und unbedingter, den Werten der Treue, Wahrhaftigkeit und personalen Achtung ver-

pflichteter Sittlichkeit andererseits. Es ist das Problem der «schmutzigen Hände».

Das Problem der «schmutzigen Hände» ist Thema jeder ernstzunehmenden politischen Philosophie. Sein Kern ist die Beziehung von Macht und Moral, von Recht und Erfolg; die Relation zwischen bejahenswerten Zwecken und den miesen Mitteln ihrer Realisierung. Die Sache ist alt und immer aktuell. Man könnte eine lange Liste von Namen und geschichtlichen Ereignissen beginnen, die das bezeugen. Schon Platon räumt seinen gerechten Philosophenkönigen den Spielraum für Einzelfallentscheidungen jenseits üblicher Normen ein (weshalb die «Politeia» bekanntlich auf die Forderung nach der auch die Könige bindenden *rule of law* verzichtet).

Die entscheidende Überlegung, die einen Akteur in solchen Konflikten zu ermuntern vermag, ist im Grunde immer dieselbe: Wenn

Zweck, Aufgabe und Ziel richtig und gut für die allermeisten sind, in deren Interesse man zu handeln meint, dann sind auch schlechte und falsche Taten nur noch lässliche Sünden; jedenfalls in Kauf zu nehmen und manchmal sogar, im buchstäblichen Sinn, notwendig.

Je prinzipieller jemand eine Entscheidungssituation auf diese Weise beschreibt, je heftiger er sie auflädt zur grundsätzlichen Wahl zwischen Freiheit und Knechtschaft, zwischen Freund und Feind, zwischen Untergang und Selbstbehauptung, desto stärker fühlt er sich

### Jenatsch erkennt die nächsten Züge, die das Machtspiel verlangt: Die Seiten sind zu wechseln.

zur Lüge, zur Täuschung und zur – notrechtlichen – Amoral ermächtigt. Und wenn der entsprechende Täter mit persönlichen Gewissensqualen und innerer Not zu kämpfen hat, dann beweist das erst recht, dass hier eben in höherem, das eigene Wohl überschreitendem Auftrag gehandelt wird...

Wo C. F. Meyer Jenatsch mit Rohan konfrontiert, behandelt er exakt diesen Konflikt. Was Meyers Darstellung über die philosophische Analyse hinaus eindringlich und grossartig macht, ist indes die Schilderung der menschlichen Gefühle, die bei dieser besonderen Begegnung im Spiele sind.

### Meister der Macht

Rohans militärischer Triumph im Veltliner Feldzug und Jenatschs Aufstieg zum führenden Kopf seines Landes gehören unmittelbar zusammen. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Die unwiderstehliche Fortune des Kriegers Jenatsch verwandelt sich aber dort in machiavellistisches Doppelspiel und in die Politik der «schmutzigen Hände», wo die Phase beginnt, die Grimani schon vorwegnahm. Rohan, der «gute Herzog [...] wie er im ganzen Land geheissen wurde», der Jenatsch und den Bündnern die Souveränität und die alten Grenzen versprochen hatte, wird nach den Siegen im Veltlin selbst zum Instrument in den Händen des kältesten Meisters der Macht: Frankreichs Kardinal Richelieu folgt dem Eigeninteresse seines Landes, der machtpolitischen Staatsräson. Folglich verweigert er die Zustimmung zum entscheidenden Übereinkommen, das Rohan – mit der Unterstützung Jenatschs – dem bündnerischen Rat vorgelegt und akzeptabel gemacht hatte. In einem langen, dramatischen Gespräch muss Rohan die Niederlage dem zum unbestrittenen Chef der Bündner aufgestiegenen Jenatsch eingestehen.

Jenatsch erkennt sofort die nächsten Züge, die das Machtspiel verlangt: Die Seiten sind zu wechseln. Da die meisten im Land stationierten Soldaten aus Rätien kommen, kann Frankreich gegen einen Aufstand nicht viel ausrichten

## Hörbücher

# C.F. Meyer komplett

## Das Gesamtwerk des Schweizer Autors in einer grossartigen CD-Edition.

Nicht nur Musik muss gut tönen, sondern auch Literatur.» Das könnte als Motto von Albert Bolliger gelten, 1937 geboren, als Organist auf allen Kontinenten unterwegs. 1990 gründete er seinen eigenen Verlag und gab seither rund vierzig CDs heraus mit Aufnahmen seines Spiels auf historischen Orgeln weltweit. Sein Wissen darum, wie den Klang der alten Instrumente und die Akustik der monumentalen Räume einzufangen, übertrug er später auf die Literatur. 2006 veröffentlichte er in seinem Sinus-Verlag das erste Hörbuch, «Der hinkende Teufel» von Luis Vélez de Guevara. Seinen damaligen Grundsätzen ist er bis heute treu geblieben: nur beste Schauspieler engagieren, die den Text möglichst nahe am Original vortragen. Sorgfalt ist oberstes Gebot, die Aufnahmen sind frei von Firlefanzen, neuartigen Interpretationen oder vereinfachenden Kürzungen.

Musil, Nietzsche, Shakespeare, Dostojewski und viele weitere Autoren kamen seither hinzu. Das wahre Meisterstück hat er jetzt, nach mehreren Jahren Arbeit, vollendet: das Gesamtwerk des Schweizer Autors Conrad Ferdinand Meyer auf 46 CDs. Die Hörbücher und Hörspiele, gelesen von über zwanzig Schauspielern – darunter Stars wie Birgit Minichmayr, Dörte Lyssewski, Eva Mattes, Frank Arnold und Christian Brückner – sind nur ein Teil der Edition. Dazu kommen rund 3000 Seiten Originaltext, die den CD-Boxen beiliegen, sowie Erläuterungen von namhaften Experten.

Was Albert Bolliger hier geleistet hat, kann nicht hoch genug gewertet werden: Die Edition erweckt den Schweizer Autor des 19. Jahrhunderts auf zeitlose Art zum Leben. Es handelt sich um eine Ausgabe, die der Grösse und Bedeutung C.F. Meyers vollumfänglich gerecht wird, die Lust macht, diesen vielseitigen Autor neu zu entdecken. Rico Bandle



C.F. Meyer:  
Gesamtwerk auf  
46 CDs,  
herausgegeben  
von Albert Bolliger.  
Sinus-Verlag.

Veranstaltung: C.F. Meyer – Plädoyer für einen grossen Schweizer Dichter. Mit Manfred Papst (Moderation), Iso Camartin (Referat) u. a. 7. Februar 2018, 19 Uhr, Predigerkirche Zürich.

ten; zumal ihm das Geld fehlt, seine Söldner zu bezahlen. Rohan muss also verraten, zuvor aber im Glauben an die Treue Jenatschs bestärkt werden. Das Gespräch schliesst in wortloser Entzweiung: «Rohan [...] ahnte nicht, welche Wandlung sich im Geiste des Bündners zu dieser Stunde vollzog und dass Georg Jenatsch nach innerem schweren Kampfe sich von ihm lossagte.»

Es gehört zu C.F. Meyers meisterlicher Gefühlsregie, dass in diesem Moment der Leser sowohl Jenatschs Haltung erwartet, ja billigt, als auch mit ihm leidet, wenn er «im Dienst der grossen Sache» zum Helden des nationalen Befreiungskampfes avanciert. Entsprechend wird in den folgenden Passagen Jenatschs Selbstüberredung und Rechtfertigung ziemlich mühelos als Konflikt einer edlen Seele zwischen persönlicher Solidarität und derjenigen mit der Heimat, als Konflikt zwischen individueller und politischer Ethik verstanden. Dass Jenatsch vielleicht auch von weniger altruistischen Motiven beherrscht sein könnte, kommt dem Leser nicht in den Sinn. Zwar wird Jenatsch zum «Judas», doch eben mit dem Recht des Vaterlandsretters. Der nun zum blossen Mittel degradierte Herzog ist ein tragisches, aber unvermeidliches Opfer, denn der eigentliche Gegner ist niemand anderes als derjenige, der den primären Verrat begangen hat: Richelieu.

«Jetzt vertiefte sich Jenatsch mit einem durch das Gefühl der Gefahr geschärften Geiste in die Schlangenwege [...] der französischen Politik. – Eine Befürchtung, die Rohan ihm preisgegeben, liess ihn einen Schlüssel finden zu den Gedanken des Kardinals. «Es ist nicht anders», sagte er sich, «Richelieu überlässt uns seinen protestantischen Feldherrn, solange der selbst Getäuschte auch uns aufrichtig zu täuschen vermag. – Stirbt des Herzogs Glaube oder unser Glaube, so ruft er ihn plötzlich ab und ersetzt den christlichen Worthalter durch einen Soldaten, der seine Kreatur ist ...» In knappem Kommentar erläutert der Erzähler, wie möglich wird, was Jenatschs personale Identität gefährdet – und schliesslich zerrütten wird: «Rasch wandte er den Blick weg von [seinem] Verrate [an dem guten Herzog]; er konnte ihn vollbringen, aber nicht betrachten.»

So geschieht der erste Schritt in Jenatschs Verwandlung vom prinzipiell ehrenhaft-tüchtigen, manchmal ungestüm leidenschaftlichen Menschen zum «sterblichen Gott» von historischer Grösse. Dass aber «Grösse» eine schillernde, keine bloss tragisch-edle Kategorie ist und höchstens in der Verklärung die Ehrfurcht gebietende Figur eines *mysterium tremen-*

*dum et fascinosum* auf dem Kampffeld übermenschlicher Schicksalsmächte annimmt, macht der Autor nach der zitierten Bemerkung sogleich deutlich: «Hinüber richtete er [Jenatsch] das Auge nach dem fernen Frankreich und er forderte den grossen Kardinal zum Zweikampf in die Schranken seines Berglandes, Mann gegen Mann, List gegen List, Frevel gegen Frevel.» Hinter der scheinbar das Selbstinteresse verleugnenden Tat zucken die Flammen der Megalomanie und narzisstischer Selbstillusionen: «... sein Herz brannte in wilder Freude, weil in Bündnen einer war, der sich der schlaunen Eminenz gewachsen fühlte».



Henri Duc de Rohan.

«Rohan ahnte nicht, welche Wandlung sich im Geiste des Bündners zu dieser Stunde vollzog.»

### Verraten und gedemütigt

Jenatsch vermag seine Ziele zu verwirklichen. Es gelingt ihm, Rohan zu überreden, weiter als Statthalter Frankreichs in Graubünden zu amten, so dass er im Schutz von dessen Vertrauen die Geheimdiplomatie beginnen kann, an deren Schluss jener Vertrag zwischen Rätien und dem im Mailand residierenden, spanisch-habsburgischen Bevollmächtigten zustande kommt, den Rohan zwar versprochen hatte, aber nicht zu realisieren vermochte: Bündnen wird wieder souverän und frei und erhält das Veltlin zurück. Allerdings nur um den Preis, dass Frankreich zum Abzug gezwungen ist; der «gute Herzog» aber – verraten und zu-

tiefst gedemütigt – wird um Amt, Rang, um Gut und Blut gebracht. Er stirbt als einfacher Soldat. Im Bewusstsein von Richelieus Rache ist er nicht nach Frankreich zurück, sondern ins Heer des evangelischen Herzogs Bernhard von Weimar gegangen, wo er «in der Tracht eines gemeinen Reiters» «[in der siegreichen Schlacht] bei Schloss und Stadt Rheinfelden» tödlich verwundet wird.

Öffentlich wird diese Nachricht am letzten Tag, den der Roman erzählt. Am Tag des Festes für Jenatschs Sieg, der auch der Tag des Zorns über dessen Treulosigkeit ist; der Tag, an dem Jenatsch selbst zu Tode kommt. Mit den pathetischen Worten des gegenüber Jenatsch stets argwöhnischen zeitgenössischen Historikers Fortunat Sprecher verabschiedet der Autor Meyer den – im Wortsinn – guten Menschen aus der Geschichte: «Als die Ärzte ihn öffneten, um ihn einzubalsamieren, fanden sie das Herz von Kümmernis gänzlich zerstört. So fuhr dahin in Ehren der edle Herzog Heinz aus Welschland.» Und in einem kühl konstatierenden Satz fügt der Erzähler die Reaktion dessen hinzu, der für all dies die grösste Verantwortung trägt: «Wie damals, da der Herzog am Tore von Chur Abschied nahm, stand Jenatsch eine Weile allein mit verfinstertem Antlitz.»



**Tragische Dimension:** «Der Untergang des Jürg Jenatsch» von E. Sturtevant, um 1900.

Meyers Bewunderung für die Geschichte machende Tat verdrängt nie, was diese verlangt. Und so ist es konsequent, wenn er den Helden zuletzt bekennen lässt, dass ein «Dämon» in seine Seele gefahren sei. Der alte Jugendfreund Waser, aus Zürich angereist, gratuliert Jenatsch in Chur zum Triumph: «Du hast, ich muss es dir sagen, das Unerhörte getan, und das Unmögliche erreicht.» Jenatschs Antwort ist so deprimiert wie aufrichtig: «Wenn du wüsstest, Heini, um welchen Preis und mit welchen Verrenkungen meines Wesens! Noch in den letzten Augenblicken wollten sie meine Heimat um das von mir Erraffte betrügen. – Da habe ich die letzte Karte ausgespielt – eine schmutzige Karte ...»

Jenatsch spielt auf die Auseinandersetzung mit seinem spanisch-habsburgischen Verhandlungspartner, dem Mailänder Herzog Serbelloni, an, dem er auf dessen Versuch hin, feste spanische Truppenstationierungen auf Bündner Boden durchzusetzen, unverhohlen mit dem nächsten Lagerwechsel drohte – ein erneutes Bündnis mit Frankreich gehöre «durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten, [sondern wäre] in der Lage der Dinge begründet». Zähneknirschend erkennt Serbelloni, dass sein Gegner die besseren Karten besitzt. Jenatsch gewinnt die Partie für Graubünden und besiegelt dadurch sein eigenes Schicksal. Das Attentat, das Jenatsch bald zur Strecke bringen soll, wird in Serbellonis Interesse geschehen.

### Abwesender Gott

Jenatsch ist viel zu klug, als dass man ihm nicht zutrauen müsste, präzise erkannt zu haben, welche Gefahren ihn bedrohen. Doch

im Gespräch mit Waser kommt dazu kein einziges Wort. Stattdessen gesteht er seine Erschöpfung – und dass ein grauenvoller Drang in ihm wirke: «[...] ich drängte vorwärts, vorwärts, damit der Fieberschauer meines Lebens nicht ohne Frucht bleibe, nicht umsonst sei. Nun bin ich am Ziele und gern möcht' ich sagen: «Ich bin müde!», wäre nicht ein Dämon in mich gefahren, der mich vorwärts ins Unbekannte, ins Leere peitscht.»

«Die Leere», in die Meyers Jenatsch am Schluss blickt, ist vieldeutiger Sinnraum. Er steht für ein ziellos gewordenes Streben, nun, da die alles Tun legitimierenden Aufgaben vollbracht wurden. Und er weist auf die Frage, welches die tiefsten Motive von Jenatschs Mission sind – Patriotismus, Freiheitseifer, Heimmattreue, Allmachtsträume, Rache für frühe Verletzungen, der verzweifelte Wunsch, seine von Beginn an zerstörte Lebensliebe zu Lucretia durch geschichtliche Grösse zu verdrängen und zu ersetzen ...?

Neben und über all diesen psychologischen Möglichkeiten ist stets auch eine andere, für Meyers Werk insgesamt charakteristische Bedeutung präsent: das metaphysische Thema des abwesenden Gottes und der missratenen, von «dämonischen» Kräften beherrschten Schöpfung. Weder der gute Herzog noch der in Meyers Augen nahezu makellose Schwedenkönig Gustav Adolf sind in der Lage gewesen, die aus den Fugen geratene Welt der Menschen ins Lot zu bringen.

Es ist Jenatschs, des einstigen Predigers und Pfarrers, eigene Erwägung, dass etwas Böses die Wirklichkeit verseucht, ein zutiefst Ungutes, dem mit Gebet, Gottgefälligkeit und

gerechtem Tun nicht beizukommen ist; ein Unheil, das nicht ein für alle Mal zu überwinden, allenfalls – durch individuelle Kühnheit und ausseralltägliche Grösse – ein Stück weit zu verändern ist. Mitleidlos bilanziert Jenatsch diesen Befund im Augenblick der Selbstermächtigung zum Verrat an Rohan. In einer heillosen Welt, in der ein machtloser Gott seine besten Diener nicht zu schützen vermag, brauche es die Energie eines sehr unchristlichen Geistes, um Dinge zustande zu bringen, die gewiss nicht für alle, aber wenigstens für die eigenen Leute gut sein können.

### Gilt das Recht des Stärksten?

So wird sichtbar, wie in der Tiefe des «Problems der schmutzigen Hände» die Frage auftaucht, ob es überhaupt so etwas wie *den* Sinn der Wirklichkeit gibt. Geht es aber nicht einfach darum, das zu erreichen, was *einem selbst* als das Wichtige und Richtige erscheint – und das nur *deshalb*, weil es das einem selbst Wichtige und Richtige ist, alles zu tun erlaubt, was es zu seiner Verwirklichung braucht? Gilt also das Recht der Stärkeren und des Stärksten?

Weder das Buch noch sein Held stellen ausdrücklich philosophische, metaphysisch-nihilistische Fragen. Doch diese drängen sich beinahe von selber auf, wenn man die Gedankenarbeit vertieft, die das Schicksal des Jenatsch, wie es der Roman darstellt, begleitet und es als exemplarisch für die Idee der geschichtlichen Grösse interpretiert. Und erst in solchen Begriffshorizonten gewinnt die verzweifelte Liebesgeschichte, die der Romanfigur Jenatsch den allerersten Anfangsglanz und die endgültige Schlusskontur verleiht, ihre mitreissend-grossartige, tragische Dimension.

Lucretia, die Tochter des ersten Feindes, den Jenatsch – zugegeben: aus empfindbaren Gründen – erschlagen hat, rettet später ihrem Georg dreimal das Leben, um ihn schliesslich auf dem Höhepunkt seiner Macht selber zu töten. Nicht aus Rache und auch nicht aus bösem Zufall kommt sie den gedungenen Mördern zuvor, sondern im plötzlichen Affekt und – so darf man die letzten Szenen des Romans deuten – um ihrem Geliebten endlich zu gehören und ihn ganz für sich zu haben.

In der gottverlassenen Menschenwelt sind Eros und Thanatos nicht mehr voneinander zu trennen: Eine Pietà sehr erlösungsferner Art ist deshalb die Erscheinung, die von Georg und seiner Lucretia im Gedächtnis haften bleibt, wenn man dem Verklingen der Erzählung nachhört; in eins Gegenbild und Spiegel einer grandiosen «Geschichte aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges».

Georg Kohler ist emeritierter Professor für politische Philosophie. Bei diesem Text handelt es sich um eine bearbeitete Fassung seines Kommentars aus dem Textbuch der neuen C.F. Meyer Hörbuchreihe (Sinus Verlag).

# Land der brüllenden Kühe

In seinem neuen Roman «Tyll» erzählt Bestsellerautor Daniel Kehlmann von einem Gaukler im Dreissigjährigen Krieg. Eine grosse Geschichte aus einer grossen Zeit.

Von Matthias Matussek

Selten fällt dem Leser ein Buch in die Hand, das schon in den ersten Sätzen einen Ton anschlägt, so schmucklos und fremd und zaubernd, dass er spürt, hier wird eine grosse Geschichte erzählt aus einer grossen Zeit: «Der Krieg war bisher nicht zu uns gekommen. Wir lebten in Furcht und Hoffnung und versuchten, Gottes Zorn nicht auf unsere fest von Mauern umschlossene Stadt zu ziehen, mit ihren hundertfünf Häusern und der Kirche und dem Friedhof, wo unsere Vorfahren auf den Tag der Auferstehung warten.»

In diesem ersten Absatz ist bereits alles enthalten, das Grosse und der Weltwinkel, der Ort und das prekäre Ausgeliefertsein seiner Bewohner, und erzählt wird tatsächlich aus der Mitte ihres Bewusstseins.

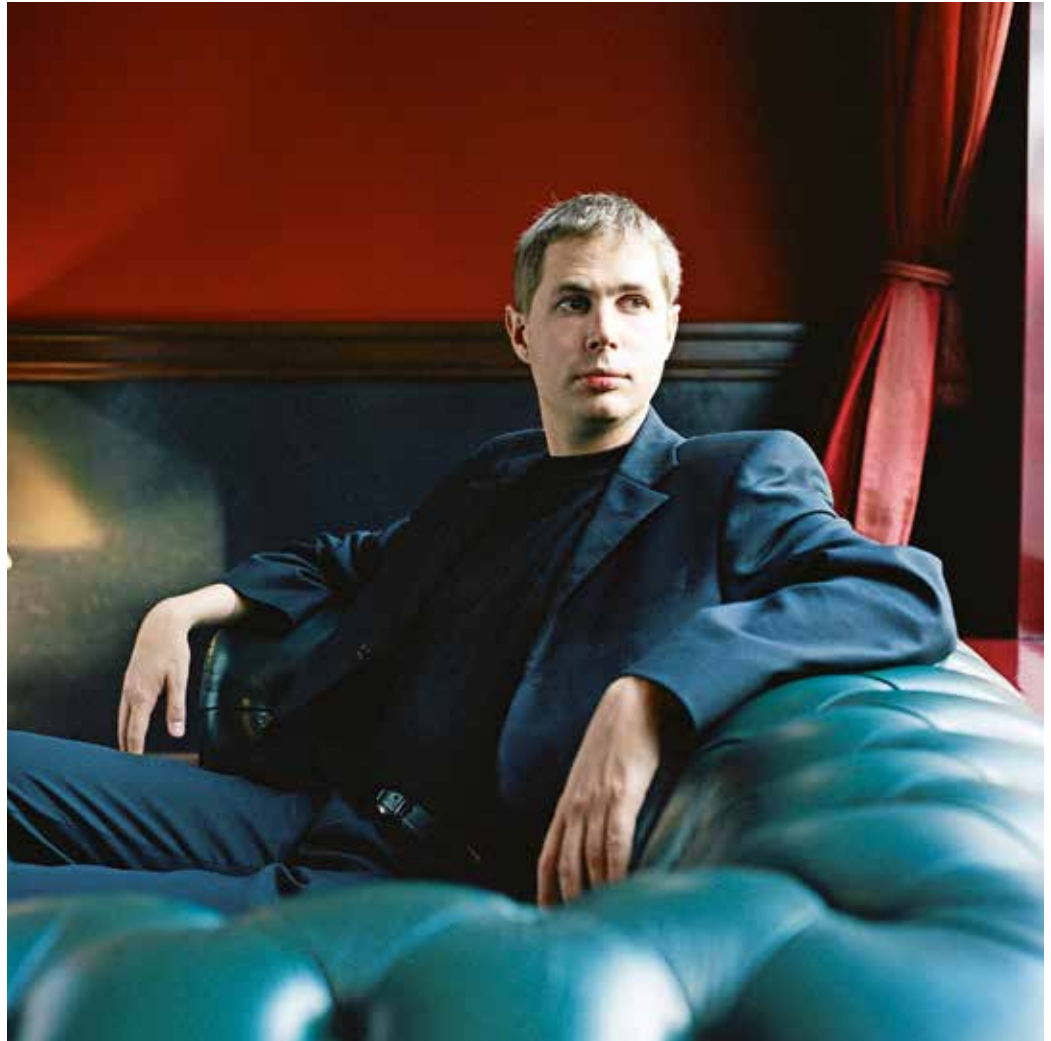
Die Zeit ist der Dreissigjährige Krieg, das grosse Völkerschlachten mit seinen wechselnden Frontverläufen, willkürlich wie das Wetter, mit den vagabundierenden Söldnern und zerlumpten Rotten, die auf Beute aus sind und einen kleinen Weiler wie den genannten, schutzlos trotz seiner Mauer, jederzeit brandschatzen und plündern können.

Daniel Kehlmann hat mit «Tyll» einen historischen Roman geschrieben, auf eine Weise, in der wir mit unseren Sinnen und unserem Verständnis mittendrin sind: in einer Welt ohne Zeitangaben – nur wenn die Kühe brüllen, wissen die Dörfler, dass es Zeit ist, sie zu melken. Plötzlich passiert in dieser trügerischen monotonen Endlosigkeit der Tage doch etwas, nämlich dass dieser legendäre Tyll in einem Wagen erscheint, und alle laufen zusammen, und dann jongliert er und tanzt auf dem Seil, dass alle das Brüllen der Kühe überhören, denn keiner möchte sich von diesem Schauspiel lösen.

## Freiheit über alles

Das Schauspiel handelt von einer Liebe, bei der die Tränen rollen: Der junge Prinz denkt, seine Geliebte sei gestorben, und er erdolcht sich aus Verzweiflung, doch die Holde schläft nur, und als sie erwacht und den toten Leib ihres Geliebten erblickt, bringt auch sie sich um, und das, obwohl «Romeo und Julia» von Shakespeare noch gar nicht erdichtet worden ist. Aber möglicherweise ist ihm diese Geschichte Tylls überliefert worden.

Kurz vor dem Gastspiel hatte Tyll noch die kleine, zwölfjährige, schüchterne Marthe gefragt, ob sie nicht mit ihm und der Alten und der Nele, seiner Begleiterin und Mitspielerin,



Horizont ins Welthistorische: Autor Kehlmann.

mitkommen möchte. Marthe würde gerne. Bloss weg von hier, wo nie etwas passiert. Doch sie schüttelt den Kopf. Ein paar Wochen später wird die Stadt überfallen und niedergebrannt, und auch Martha wird verbrennen, nur ein

## Zaubersprüche haben ihn überführt, die Geständnisse sind durch Folter erzwungen.

Alter überlebt. So ganz aus der Welt ist diese Stadt nicht, ab und zu wehen Flugschriften hindurch, bleiben an den Sträuchern hängen; sie lesen, so sie können, vom bösen Papst, vom teuflischen Martin Luther, von Doktor Faustus, und Tyll versucht in seinem Dorf das Seiltanzen, doch die schwarzen Künste sind nie fern.

Tatsächlich glaubt Tylls Vater, der glücklose und über die Welträtsel grübelnde Müller, der

mit einem faulen Knecht geschlagen ist und ohnehin wenig Interesse für sein Geschäft aufbringt, mit seinen primitiven Experimenten sowohl an die Wissenschaft wie an die Alchemie, er ritzt Zaubersprüche und Runen in die Balken seines Hauses.

Eines Tages soll Tyll Mehl zu einem Kunden ausfahren, der Knecht und die schwangere Mutter begleiten ihn. Auf der Wanderung verliert die Mutter ihr Kind, sie kehren um, und Tyll bleibt allein zurück.

Als am nächsten Tag Knecht und Vater zurückkehren, sehen sie Tyll oben im Baum, der Esel ist geköpft, Tyll trägt den Eselskopf, mit Mehl überweisst; wir werden nicht erfahren, was geschehen ist, aber in Zukunft wird Tyll mit einem sprechenden Esel durch die Lande fahren – das Handwerk des Gauklers haben er und Nele von einem anderen gelernt, der böse ist und sie töten will und daher getötet werden musste.

Den Vater haben zwei durchreisende Herren, der Jesuit Tesimond und sein Adlatus, der aufgeblasene Scharlatan und Alleswisser Kirchner, zuvor wegen Hexerei köpfen lassen; seine Zaubersprüche haben ihn überführt, die Geständnisse sind durch Folter erzwungen, ein zufällig des Weges kommender Gebildeter, der sich um die Verteidigung kümmern möchte, wird gleich mit ins Gefängnis gesteckt.

Ja, und dann, ausgerechnet hier, wird es komisch, denn der Verurteilte bekommt seine Henkersmahlzeit, dicke Hühnersuppe und Schweinebraten und Wein, und dann noch mal Wein und einen Kuchen, so dass es dem Müller durch den Kopf schiesst: «Dafür zu sterben, lohnt sich allemal.»

### Erzählerisches Kunststück

Wir begleiten Tyll durch die niedergebrannten und entvölkerten Landstriche des Krieges, und solche, die sich noch an Gauklern erfreuen können, bis er, geniale Wendung, zum erbärmlich geschrumpften Tross des «Winterkönigs» Friedrich stösst, der so genannt wird, weil er nur einen Winter lang König von Böhmen gewesen war, bis er vom Thron gestossen wurde.

An seiner Seite die ehrgeizige, wunderschöne und kluge Königin Elisabeth, Tochter des englischen Jakob I.; wie sehr ist sie ihrem Gatten überlegen an Klugheit und Mut. Mit Tyll, dem Freigeist, verbindet sie die Lust am stolzen Einzelgängertum und an der überraschenden Idee.

Ein erzählerisches Kunststück ist der Schluss, denn nun weitet sich der Horizont ins Welthistorische, die Königin, deren Mann gestorben ist, macht sich auf, völlig verarmt, mit der Magd, aus der ihr Hofstaat besteht, ins kleine verregnete Osnabrück, um an den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden teilzunehmen und dort um ihre Kurfürstwürde zu kämpfen. Sie muss, das weiss sie, nicht als Bettlerin, sondern als Monarchin auftreten, und tatsächlich gelingt es ihr, mit Chuzpe und Intelligenz, entscheidende Gespräche mit dem schwedischen Botschafter und dem kaiserlichen Gesandten zu führen.

Am Ende bietet sie Tyll an, bei ihr zu bleiben, an ihrem künftigen Hof, doch Tyll muss frei sein, und im Übrigen weiss er, dass er nie sterben wird, was Kehlmann auf das allerbeste beweist.

In diesem bunten und wundervoll erzählten Schmöker, und das im schönsten Wortsinn, möchte man bleiben, auch wenn die letzte Seite gelesen ist – und das schafft nur: hohe Literatur. Das beste Weihnachtsgeschenk überhaupt.



Daniel Kehlmann: Tyll. Rowohlt. 480 S., Fr. 35.90

## Autorinnen

# Gewieftete Konstruktionen

Die Ostschweizer Schriftstellerin Andrea Gerster schreibt mit Einfühlungsvermögen von den Fallstricken des Lebens, die alle kennen. *Von Rolf Hürzeler*



Schicksalsgeschichten: Andrea Gerster.

Jaguar? Die wenigsten haben die scheue Raubkatze je gesehen. Aber alle kennen den Sportwagen, der für viele mehr ist als ein Auto, ein gehobenes Lebensgefühl. Wer einen Jaguar fährt, ist dem Rest der Menschheit überlegen. Das glaubt zumindest der Architekt Alexander Steiner. Bis er eine Fussgängerin über den Haufen rast, die beim Unfall stirbt. Steiner muss einen Zeugen bestechen, um einer Haftstrafe zu entkommen, zumal er angetrunken gefahren ist.

Das ist die Ausgangslage im neuen Buch «Alex und Nelli» der Ostschweizer Schriftstellerin Andrea Gerster. Die ehemalige Journalistin hat bisher fünf Romane geschrieben, allesamt fiktive Schicksalsgeschichten, wie sie sich in jeder modernen Gesellschaft zutragen: Dramen aus dem Alltag mit einer möglichst grossen Fallhöhe der Protagonisten. «In jedem Leben kommt es einmal zu einem Absturz», sagt Gerster und spricht von dem, was Krisen auslösen können wie in ihrem früheren Roman «Ganz oben».

Autorin Gerster lebt im Thurgau, schreibt neben ihren Romanen Kinder- und Jugendbücher sowie Texte für Theater und Textcollagen für Kunstausstellungen. Sie ist eine genaue Beobachterin alltäglicher Begebenheiten, die sie als distanzierte Erzählerin der Leserschaft vermittelt, oft mit einer Prise Ironie wie jetzt wieder in «Alex und Nelli».

Andrea Gerster schlägt zum Gespräch den Besuch einer St. Galler Brasserie beim Bahnhof vor, wo sich die Pendler zum Feierabendbier treffen. Bei einem Tee erzählt sie vom Schreiben und von der Überwindung, die es sie kostete, sich hinter einen Text zu setzen. Aber der Drang zu schreiben, ist stärker, und sie macht sich mit Disziplin hinter die Arbeit. Gerster hält sich an Bürostunden, wenn auch mit flexibler Arbeitszeit, und erzählt von den Unbilden des Lebens, die jeden treffen können.

Im Fall des Jaguar-Besitzers sind die Konsequenzen des Autounfalls fatal. Der erfolgreiche Architekt mit viel Kohle spricht mehr und mehr dem Alkohol zu. Es kommt zur Trennung von seiner Lebenspartnerin Nelli Vetterli, die sich auf eine neue, wohlgeordnete Beziehung einlässt. Denn der exzentrische Alex war mit seinen Macken eine ziemliche Herausforderung, und die Liebschaft mit einem Langweiler könnte Entspannung bieten, das glaubt sie jedenfalls.

Gerster beschreibt in kurzen Kapiteln den Abstieg von Alexander, der sinnbildlich bald zu Alex und dann zu Ale wird – reduziert Mal für Mal. Auf seinen Jaguar muss er verzichten, er macht sich aus dem Staub und endet in der Pennerzene von Berlin. «Ich wollte mir beim Schreiben vorstellen, wie es einem Menschen ergehen kann, der sehr selbstbezogen ist und sich absolut nicht in andere einfühlen kann», sagt Gerster.

### Auftritt eines Kindes

Das tönt tragischer, als es ist: «Alex und Nelli» ist eine vergnügliche Lektüre. Das Buch besticht durch seine gewieftete Konstruktion, wobei die Autorin den Leser gerne auf eine falsche Fährte lockt. Einziger Einwand: Gersters Protagonistin Nelli, eine Psychologin, erklärt dem Leser den Absturz ihres Lebenspartners etwas gar aufdringlich.

Gleichzeitig mit dem Roman ist nun das Jugendbuch «Oda ist weg» herausgekommen, das von einem pubertierenden Comiczeichner als Ich-Erzähler handelt, der am liebsten Nutella verdrückt, aber von seiner Schwester auf Diät gesetzt wird. Das ist ein hartes Schicksal, das den Teenager arg herausfordert. Das Büchlein überzeugt durch seinen lakonischen Witz und Gersters Verständnis von der jugendlichen Welt; sie ist Mutter von fünf erwachsenen Kindern. «Aber ich habe erst Jugendbücher geschrieben, nachdem sie ausgezogen waren.»

Ein Kind hat auch in «Alex und Nelli» seinen Auftritt und zwar einen hartnäckigen. Es tritt der selbstbewussten Nelli derart nahe, dass diese sich zu einem drastischen Schritt gezwungen sieht. Welchen genau, das sei nicht verraten, aber er wird jeden und jede amüsieren.



Andrea Gerster: Alex und Nelli. Lenos. 180 S., Fr. 27.90; Oda ist weg, Da Bux. 52 S., Fr. 8.90



Facetten der Liebe: Autorin S. Corinna Bille.

## Autoren

# Weltliteratur aus dem Wallis

Für Jacques Chessex war S. Corinna Bille «die grösste Dichterin des Landes». Jetzt erscheinen ihre Novellen «Für immer Juliette» auf Deutsch. In Genf ist ihrer Korrespondenz mit Ehemann und Schriftsteller Maurice Chappaz eine Ausstellung gewidmet. Von Jürg Altwegg

«Corinna Bille ist die grösste Dichterin des Landes», proklamierte der Westschweizer Dichter Jacques Chessex, nachdem er «Schwarze Erdbeeren» gelesen hatte. Die Novellen-sammlung war 1968, fünf Jahre bevor Chessex als erster Ausländer den französischen Goncourt-Preis bekam, erschienen – merkwürdigerweise in zwei Verlagen: Die Lausanner *Gilde du livre*, die schon lange über das Manuskript verfügte, konnte sich erst zur Veröffentlichung entschliessen, als es auch vom französischen Klassikerverlag Gallimard publiziert wurde – dank Dominique Aury, die ein Vorwort dazu beisteuerte.

Aury war eine Schlüsselfigur des Pariser Literaturbetriebs und mit Jean Paulhan liiert, dem Herausgeber der führenden Literaturzeitschrift *Nouvelle Revue française* und Verleger bei Gallimard. Damals wussten nur wenige Insider, dass Dominique Aury auch die Autorin der unter dem Pseudonym Pauline Réage publizierten «Geschichte der O» war, des berühmten erotischen Romans über die lustvolle Unterwerfung einer Frau.

### Ihr Mann ist notorisch untreu

Eine erste Übersetzung der «Schwarzen Erdbeeren» ins Deutsche gab es 1975, der Westschweiz-Korrespondent Marcel Schwander verfasste sie im Auftrag der «CH-Reihe», die den binnenschweizerischen Kulturaustausch för-

dert. Leider funktioniert diese vorbildliche Literaturvermittlung nie über die Landesgrenzen hinaus. Als der für die Veröffentlichung zuständige Benziger-Verlag von der Bildfläche verschwand, wurde das Buch vom Verlag im Waldgut (Frauenfeld), der auch andere Titel von S. Corinna Bille publiziert, nochmals herausgebracht. Zu ihrem hundertsten Geburtstag vor fünf Jahren nahm Peter von Matt die Novellen-sammlung in seine «Kollektion» der Schweizer Literatur (bei Nagel & Kimche) auf: «So kühn, so wissend, so formsicher wie in diesem wichtigsten Buch von Corinna Bille ist in der Schweiz selten erzählt worden.»

Die 1912 geborene Schriftstellerin war die Tochter des Malers Edmond Bille, die Mutter stammte aus einer Familie von Walliser Bergbauern. Von ihrer behüteten «Traumkindheit» in einem Schlösschen bei Siders, in dem berühmte Zeitgenossen verkehrten, hat Corinna Bille noch in vorgerücktem Alter gern erzählt. Die Familie besass ein Auto und eine Ferienwohnung in der deutschen Schweiz, eine Zeitlang ging Corinna Bille bei den Dominikanerinnen in Luzern zur Schule. Als Fünfzehnjährige begann sie mit dem Schreiben von Gedichten und

Novellen. Mit zwanzig verfasste sie einen Roman, der erst nach ihrem Tod erschien. Sie verheiratete sich jung mit einem Schauspieler, der die Ehe nie vollzog, und folgte ihm nach Paris. Mit 25 kehrte sie allein ins Wallis zurück und lebte fortan mit dem Schriftsteller Maurice Chappaz (1916–2009) zusammen. Es waren nicht nur in materieller Hinsicht schwierige Verhältnisse. Chappaz war notorisch untreu und oft abwesend. Die Erziehung der drei Kinder hielt Corinna Bille nie vom



S. Corinna Bille und Maurice Chappaz.

Schreiben ab, hat aber vielleicht bewirkt, dass sie sich auf die kurze Erzählung konzentrierte. In Chappaz' Schatten aber stand sie nie. Vor einem Jahr erschien die 1200 Briefe umfassende Korrespondenz des Ehepaars: «Jours fastes» (Editions Zoé); bis zum 18. Januar ist in der *Maison de Rousseau et de la Littérature* in der Genfer Altstadt eine ihnen gewidmete Ausstellung zu sehen.

Zum 100. Geburtstag gab es neben der Klassikerweihe durch Peter von Matt auch die erste Übersetzung des Romans «Forêts obscures» («Dunkle Wälder») im Rotpunktverlag. In seiner «Edition Blau» sind seither mehrere Bände von Corinna Bille erschienen. Jetzt folgen – von



Lis Künzli erstmals ins Deutsche übertragen – die Novellen «Für immer Juliette». Sie handeln vom weiblichen Begehren und vielen Spielarten und Facetten der Liebe: von Eifersucht und Ver-rat, Unschuld und Sinnlichkeit. Bei Shakespeare und Gottfried Keller ist «Juliette» die französische Übersetzung der unsterblichen «Julia», Corinne Bille lässt sie mit «Romano» glücklich sein und erwachsen werden. Das «immer» im Titel verweist auf den ewig gleichen Ausgang der von der Familie verunmöglichten Liebe.

Die Geschichte, die bei Corinna Bille ein anderes Ende findet, spielt nicht auf dem Dorf, sondern in den Ferien am Meer, nach deren Ende der Vater Juliette zu Hause «seine zehn

---

«Jetzt bin ich noch viel unglücklicher als zuvor und bereit, die Liebe zu verachten.»

---

Gebote auferlegt». Erzählt wird sie so, wie nur Corinna Bille es kann, aus der Perspektive der Mutter – die auch als Ich-Erzählerin auftritt. Deren Einsamkeit, Nostalgie und *jalousie* verwebt die grosse Dichterin mit der Emanzipation der Tochter. «Ich gefiel ihm», spürte die Mutter, sie und der junge Italiener tranken viel Lambrusco, doch er liess sie nichts vergessen, im Gegenteil: «Jetzt bin ich noch viel unglücklicher als zuvor und bereit, die Liebe zu verachten.» Nach der Rückkehr ins Hotel findet sie Juliette schlafend im Zimmer. Auf einen Zettel kritzelt sie: «Wir reisen morgen ab.» Mit der vorgezogenen Rückreise entzieht sie sich der Verabredung mit Romano. Der Heimkehr folgt der Auszug, Juliette verlässt die Familie: «Ohne dich zu verabschieden», lautet der letzte Satz, der kein Vorwurf ist.

Als «traurige Schweinereien» hat die damals extrem konservative Walliser Zeitung *Le Nouvelliste*, die auch den Umweltschützer Maurice Chappaz ständig beschimpfte, das literarische Werk der 1979 – dreissig Jahre vor Chappaz – verstorbenen Dichterin bezeichnet. Ihr beider Freund Jacques Chessex wusste es auch bezüglich der «Juliette éternelle» besser: «Es gibt einen Ton bei Corinna Bille, den man sofort vernimmt, der einen in seinen Bann schlägt und den man nie wieder vergisst.» Das ist auch ein halbes Jahrhundert nach der Veröffentlichung in dieser gelungenen Erstübersetzung spürbar, für deren Cover der Verlag ein Bild von Edmond Bille ausgewählt hat: «Jeune Valaisanne devant la maison rose».



S. Corinna Bille: Für immer Juliette. Edition Blau, Rotpunktverlag. 280 S., Fr. 31.90

## Verlage

# Lewinskys neuer Besitzer

Ein Münchner Produzent von Mädchenzeitschriften, Rätselheften und Science-Fiction-Bändchen kauft mit Nagel & Kimche einen der wichtigsten Buchverlage für Schweizer Literatur. Weshalb nur?

Mit Literatur Geld zu verdienen, ist schwierig. Noch schwieriger ist es, mit Schweizer Literatur Geld zu verdienen. Umso erstaunter reagierte die Szene, als kürzlich bekannt wurde, dass ein Münchner namens Oliver Kneidl den Verlag Nagel & Kimche übernommen hat, das auf Schweizer Literatur spezialisierte Tochterunternehmen des deutschen Carl-Hanser-Verlags. Nagel & Kimche ist die Heimat von Grössen wie Charles Lewinsky, Eveline Hasler oder Milena Moser.

Von einem Oliver Kneidl hatte in der Szene noch keiner gehört. «Ich bin verkauft worden», witzelt der Schriftsteller Charles Lewinsky, «ich habe aber keine Ahnung, an wen.» In der Pressemitteilung heisst es, Kneidl lese gerne Schweizer Literatur – was sollte man sonst bei einer solchen Akquisition sagen – und dass beim Verlag alles beim Alten bleibe: Verlagsleiter Dirk Vaihinger und sein Team blieben erhalten, ebenso der Sitz in Zürich.

Wer also ist dieser Oliver Kneidl? Gemäss den Internetseiten seiner Verlage Journal-Media GmbH und MG Medien Verlags GmbH gibt er Zeitschriftentitel heraus wie *Hundschau*, *Maxi-Schwedenrätsel* oder *Mädchen*. Hinzu kommen Fachzeitschriften, Science-Fiction-Bändchen und Hörbuchproduktionen. Alles ziemlich weit weg von belletristischer Literatur, vor allem von Schweizer Literatur. Die Sache bleibt rätselhaft.

Anruf bei seinem Verlag in München. Den Chef an den Apparat zu kriegen, ist nicht ganz einfach. Nach drei Tagen kommt das Gespräch endlich zustande. Die sanfte Stimme lässt auf eine eher schüchterne Person schliessen. Oliver Kneidl ist im Gespräch äusserst zuvorkommend, aber auch vorsichtig und zurückhaltend. «Ich möchte mich nicht in den Vordergrund drängen», sagt er. Oder: «Privates will ich nicht preisgeben.» Um dann doch einiges zu erzählen.

### Der Verlag hat ihm einfach gefallen

Er habe dieses Jahr die Fachzeitschriften *Materialfluss*, *Baugewerbe* *Unternehmermagazin* und *LT-Manager* verkauft und sich dann nach einer Akquisitionsmöglichkeit im belletristischen Bereich umgesehen. Als Münchner kenne er die Leute beim Hanser-Verlag,

über diese Kontakte sei er zu Nagel & Kimche gekommen.

Dass Hanser seinen Schweizer Ableger loswerden wollte, hat gemäss offizieller Verlautbarung mit einer neuen strategischen Ausrichtung des Grossverlags zu tun. Dirk Vaihinger sagt, Nagel & Kimche sei in einer guten Verfassung und schreibe schwarze Zahlen. Ob er selbst auch Interesse an einer Übernahme gehabt hat, möchte der langjährige Verlagsleiter nicht sagen. Er sei aber zufrieden mit dem neuen Eigentümer.

Dass der kleine Zürcher Verlag kaum grosse Renditen abwerfen wird, ist Oliver Kneidl bewusst: «Ich weiss, Schweizer Literatur ist ein Nischengeschäft. Für mich ist der Kauf eine Herzensangelegenheit.» Der Verlag habe ihm einfach gefallen, das Team habe ihn überzeugt.

Mit der Schweiz sei er sowohl privat wie auch geschäftlich verbunden. «Meine Mutter hat unseren Verlag 1975 gegründet und viele Jahre für die Schweizer



Oliver Kneidl.

---

«Für mich ist der Kauf eine Herzensangelegenheit.»

---

Marquard-Medien Zeitschriften wie *Cosmopolitan* technisch produziert.» Er sei oft in der Schweiz, lese auch gerne Schweizer Literatur. «Die Schweiz ist mir nicht fremd.»

### Schweizer im Bücherregal

Was hat er mit dem Verlag vor? «Alles wird weitergehen wie bisher. Vielleicht kann man die einzelnen Autoren individuell etwas besser bewerben», sagt er. Kennt er die Autoren überhaupt? «Ja, natürlich. Charles Lewinskys «Zehndeine Nacht» steht bei mir zu Hause schon lange im Bücherregal. Auch Eveline Hasler habe ich gelesen.» Ebenfalls gut gefalle ihm der Basler Autor Alfred Bodenheimer mit seinen Krimis im jüdischen Umfeld.

Will sich da einer, der bislang mit wenig prestigeträchtigen Publikationen sein Geld verdient hat, mit einem literarischen Verlag schmücken? Oliver Kneidl antwortet leise: «Ich will mich mit gar nichts schmücken. Eigentlich will ich gar nicht in der Öffentlichkeit stehen.» *Rico Bandle*

# Unsere Bücher des Jahres

Was lohnt sich, an langen Winterabenden zu lesen?  
 Persönliche Empfehlungen von Prominenten, Experten  
 und den *Weltwoche*-Autoren.



**Charles Lewinsky,**  
**Schriftsteller**

Kein neues Buch, kein dickes Buch, kein leicht zu lesendes Buch. Aber ein Schweizer Autor und ein Roman, die beide zu entdecken sind. «Aufgrochsen» von Roland Reichen (Bilgerverlag) ist ein Familienroman aus einer unheilen Welt, so schwarz und erbarungslos beschrieben, dass es den Leser manchmal fast gruselt – wenn er sich nicht immer wieder über die wunderbare Sprache freuen könnte, die ihm im Niemandsland zwischen Schriftsprache und Dialekt immer wieder neue Wortlandschaften erschliesst. Da wundert man sich nicht, dass der Autor in seinem bürgerlichen Beruf an der grossen Gott-helf-Gesamtausgabe mitarbeitet.

Roland Reichen: Aufgrochsen.  
 Bilgerverlag, 119 S., Fr. 31.90



**Chantal Galladé,**  
**Nationalrätin (SP)**

Wir Frauen haben mindestens eine davon – eine geniale Freundin. Und genau dieser muss man dieses unglaubliche Buch unbedingt schenken. Die Saga spielt im Neapel der fünfziger Jahre und handelt von der speziellen Freundschaft von Lila und Elena. Der Roman beschreibt das Leben der Freundinnen und deren Wunsch, dem armen und brutalen Viertel zu entkommen. Die eine versucht es über Heirat, die andere mit Lernen und Bildung, bis sie schliesslich Schriftstellerin wird. Beide Frauen sind ausserordentlich stark und gescheit. Die Art, wie Elena Ferrante die Freundinnen und ihr Leben, aber auch die damalige Zeit und das italienische Quartier beschreibt, ist derart packend, dass man dieses Buch unmöglich zur Seite legen kann. Wenn man es fertiggelesen hat, tröstet einen der Gedanke, dass die Geschichte in drei weiteren Bänden weitergeht. Ich selber kann Band vier im Februar kaum erwarten.

Elena Ferrante: Meine geniale Freundin.  
 Suhrkamp, 422 S., Fr. 33.90



**Philipp Gut,**  
**stv. Chefredaktor**

«Das Leichte schwer und das Schwere leicht» – ich wüsste kaum einen Autor, der diese Maxime so meisterhaft beherrscht wie Claude Cueni. Mein Lieblingsbuch des überaus produktiven Schweizer Schriftstel-

lers ist seine fiktive Autobiografie «Script Avenue», die wunderbar witzig und berührend den Bogen spannt von seiner schweren Jugend in einem Kaff im Jura bis zu seinen glänzenden Erfolgen als Drehbuchautor und Schriftsteller. Auch eine schwere Krebserkrankung hat Cueni nicht zu einem Sängler der Finsternis gemacht, sondern ihn zu neuen Höhenflügen des Humors inspiriert. Chapeau!

Claude Cueni: Script Avenue.  
 Wörterseh, 640 S., Fr. 17.90



**Kurt Steinmann,**  
**Homer-Übersetzer**

Lars Gustafsson ergründet in den zehn «Erzählungen von glücklichen Menschen» das Wesen des Glücks. Für den Autor besteht das Glück nicht in der Erfüllung gängiger Wunschvorstellungen wie Erfolg im Beruf und Ansehen in der Gesellschaft. Sondern aus der Verwirklichung ganz persönlicher Vorstellungen jenseits offiziell verkündeter Wertmassstäbe. Formen des Glücks sind auch alles verzehrende sexuelle Begegnungen, Wahn, Besessenheit, Träume, Erinnerungen. Eine Geschichte scheint sich üblichen Glücksvorstellungen ganz zu verweigern. In «Das Grosse lässt sich nieder, wo es will» taucht der Erzähler ein in die Seele eines geistesschwachen Knaben, der mit dem Gebrauch der Wörter nicht zurechtkommt, der aber auch Freundschaften pflegt mit Pilzen und Spinnen und höchst begabt ist, Düfte und Gerüche wahrzunehmen. Ungewöhnliches Einfühlungsvermögen und ehrfürchtige Achtung vor dem Rätsel Mensch zeichnen diese meisterhafte Erzählung aus.

Lars Gustafsson: Erzählungen von glücklichen Menschen. Hanser. (Nur noch antiquarisch verfügbar.)



**Adolf Muschg,**  
**Schriftsteller**

Ich empfehle «Der Walbub» von Alex Schauwecker, einem Künstler in Zürich, der sich weigert, Stranden mit Ankommen zu verwechseln. Auf den ersten Blick ist es ein Kinderbuch. Doch rühren seine elementaren Bilder alle an, die Kinder gewesen sind und nicht vergessen haben, was sie seither vermissen. Für den Wal ein klarer Fall, aber als Bub soll er ja lernen, auf dem Trockenen zu gehen. Zwei Menschen helfen ihm dabei, und ein Rollbrett macht es fast zur Kunst. Aber die Verwalter der Wirklichkeit reiben sich so lange an der geteilten Seele (ohne

dabei an Farbe zu gewinnen), bis der Walbub sie aufgibt. Nach langer Suche kehrt er heil ins Meer zurück, aus dem er einmal verletzt hervorgegangen ist. Warum soll Undines Wahrheit nur für Frauen gelten?

Alex Schauwecker: Der Walbub.  
 Hakuin, 52 S., Fr. 37.90



**Petra Gössi,**  
**FDP-Präsidentin**

«Nichts ist so interessant, wie einen Ort anzuschauen, der in einem Buch geschildert wird.» Mit dieser freien Übersetzung eines Zitats von Mark Twain beginnt die literarische Wanderung durch die Zentralschweiz. Sie führt mit Meinrad Inglin zu den Mythen, mit Thomas Hürlimann an den Zugersee und mit Gottfried Keller auf den Bürgenstock. Es warten elf weitere zum Träumen einladende Ziele. Das Buch gefällt mir, weil es darum geht, zu erfahren, dass da mehr ist, als man auf den ersten Blick sieht. Wer sich auf seinen nächsten Wanderungen an die Geschichten erinnert, wird erleben, dass die Trennwand zwischen Erzählung und eigenem Erlebten plötzlich schwindet.

Barbara Piatti: Es lächelt der See – Literarische Wanderungen in der Zentralschweiz. Rotpunkt, 448 S., Fr. 43.–



**Roger Köppel,**  
**Chefredaktor**

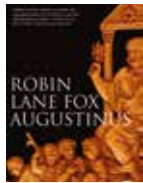
Es ist gar kein weihnachtlicher Stoff, der hier angezeigt wird. Trotzdem ist Victor Sebestyens detailreiche Lebensgeschichte des sowjetischen Revolutionsführers Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, sehr zu empfehlen. Dreierlei sticht an dieser Biografie heraus. Erstens: Lenin war ein intelligentes, wenn auch nicht hochbegabtes Kind aus kleinadliger Familie mit deutschen Hintergründen, ein guter Schachspieler und dann ein absolut ruchloser, ja grausamer Revolutionär, der den Stalinismus auf den Weg brachte. Zweitens: Die extreme, geradezu dämonische Terror-Brutalität des Sowjetkommunismus war auch das Resultat der dumpfen, jahrhun-

**Stefan Bachmann:**  
 «Bessere Thriller gibt es nicht.»

dertelangen Unterdrückungsherrschaft des russischen Zarismus. Wenn sich Lenin in den Umsturzwirren mit seinen «Bolschewisten» durchsetzte, was keineswegs zwangsläufig war, dann allerdings deshalb, weil er unter den Umstürzern den fanatischsten Willen zur Macht mitbrachte. Und drittens: Lenin hatte eine intensive Beziehung zur Schweiz, deren Berge er liebte, wobei er an den Schweizern, die so gar nicht zur Revolution zu gebrauchen

waren, verzweifelte. Unser Land war ihm einfach politisch viel zu unromantisch und bodenständig, seiner fragilen Gesundheit allerdings insgesamt zuträglich. Lenin war ein Mann, für den Politik ausschliesslich aus Kampf, aus Vernichtung des Gegners bestand. Sebestyen zerlegt den alten linken Mythos, nach dem es einen guten Kommunismus und einen bösen Stalinismus gegeben hat. Alles Böse ist schon in Lenin angelegt. Interessant ist, dass bei Lenin wie später bei Hitler, seinem ihn kopierenden und an Grausamkeit übertrumpfenden Gegenspieler, in der ersten Lebenshälfte nichts auf die spätere politische Rolle hindeutet. Ohne Lenins Kommunisten hätte es keine Radikalisierung des europäischen Bürgertums, ohne den sowjetischen Internationalismus hätte es keinen deutschen Nationalsozialismus gegeben. Es ist aber nicht nur ein Buch über Politik, sondern auch über einen Mann, der viel oberflächlichen Charme gehabt zu haben schien und zeitlebens in einer Dreiecksbeziehung mit zwei Frauen lebte, die einen enormen Einfluss auf ihn ausübten.

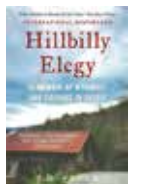
Victor Sebestyen: Lenin – Ein Leben. Rowohlt Berlin. 704 S., Fr. 39.90



**Hildegard Keller,  
Literaturwissenschaftlerin**

Wieder einmal führt es einer brillant vor Augen: Angelsächsische Historiker sind sich nicht zu schade, lesbare Bücher über historische Figuren zu schreiben. Robin Lane Fox nimmt sich den jungen Augustinus vor. Er wurde zu einem Koloss der abendländischen Kulturgeschichte, indem er sich vom historischen Schwarzweissdenken der Manichäer verabschiedete und zur damals neuen Haltung des christlichen Intellektuellen emanzipierte. Seine «Bekanntnisse» etablierten ihn als frühen Meister der Selbsterforschung, deshalb macht Fox das Werk zum roten Faden seiner Biografie: «Sein Gott ist ewig, weit über Augustinus, aber auch tief in ihm als verborgene, unsichtbare DNA.» Hoffentlich nimmt sich Fox des Spätwerks «Vom Gottesstaat» an, das von Architekten totalitärer Systeme missbraucht wurde.

Robin Lane Fox: Augustinus. Klett-Cotta. 746 S., Fr. 51.90



**Rolf Soiron,  
VR-Präsident Lonza**

Wenn ich eine längere Reise mache, nehme ich ein Buch mit, das dort, wo ich hingehe, ein Thema ist. Auf einer Reise in die USA war das «Hillbilly Elegy» von J.D. Vance. Der Autor, ein junger Investor, Yale-Absolvent, zuvor bei den Marines, ist selber in einer chaotischen, von Sucht, Gewalttätigkeit und Unglück geprägten Familie der weissen Unterschicht in einer Kleinstadt in Ohio aufgewachsen. In jener

Kleinstadt machte das Unternehmen, von dem alle lebten, plötzlich dicht und wurde durch nichts ersetzt – ausser durch Elend. Genau davon handelt «A Memoir of a Family and Culture in Crisis». In den USA machte das Buch Furore und erklärte manchen, wie die verlorene Würde dieser Menschen einen *snake-oil*-Verkäufer zum Präsidenten machen konnte. Mich hat das Unglück dieser Familie berührt, aber auch ihre Loyalität untereinander – und die Quintessenz des Autors: «Was besser werden soll, fängt bei mir selber an.»

J.D. Vance: Hillbilly Elegy. A Memoir of a Family and Culture in Crisis. Harper Collins. 272 S., Fr. 32.90



**Katharina Fontana,  
Redaktorin Inland**

Es ist ein wunderbar-skurrielles autobiografisches Familienporträt, das Joachim Meyerhoff in seinen Romanen zeichnet. Er erzählt von seiner Kindheit als Arztsohn auf dem Gelände einer psychiatrischen Anstalt und dem Austauschjahr in Amerika, von seinen wechselvollen Erfahrungen auf der Schauspielschule in München und der Zeit, die er in der grossbürgerlichen Villa seiner spleenigen Grosseltern verbringt. Im letzten, eben erst erschienenen Band stehen die amourösen Versuchungen, denen der Autor in seiner Jugend erlegen ist, im Mittelpunkt. Meyerhoff, Mitglied des Wiener-Burgtheater-Ensembles, hat das Talent, unglaublich komisch zu sein und die alltäglichen Peinlichkeiten und Niederlagen auf eine Art zu schildern, dass einem die Lachtränen kommen und man gleichzeitig echt gerührt ist.

Joachim Meyerhoff: Die Zweisamkeit der Einzelgänger. Kiepenheuer & Witsch. 352 S., Fr. 27.90



**Claudia Schumacher,  
Redaktorin Gesellschaft**

«Die Klänge werden vom Flügel flappen auffliegender Vögel übertönt» – es sind diese lautmalersich-lustvollen Sätze, mit denen Lize Spit einen beim Lesen in ihren erzählerischen Bann zieht. Doch der Grund, sich auf diesen neuen literarischen Shootingstar – aus Belgien, Jahrgang 1988 – einzulassen, ist nicht die eigenwillige, lebendige Sprache, sondern die Geschichte dieses wilden Romandebüts. Da wird mit einer Grausamkeit vom Erwachsenwerden und vom Mädchensein geschrieben, die Fans von Elena Ferrante unbedingt anspricht. Eine unerhörte Jugend – und eine Jugend auf dem Bauernhof, das ist ja fast schweizerisch. Wir wollen nicht zu viel sagen, das müssen Sie selber lesen. Hier noch ein selten schöner Satz über das taube Gefühl des Unerwünschtseins, das schmerzliche Anderssein in der Provinz: «Ich war die Kruste auf der Wunde, die sich lösen musste, ohne dass daran gekratzt werden

durfte.» Nein, diese Lize Spit ist nicht erfolgreich, weil sie jung und hübsch ist, sondern weil sie es draufhat – und wie!

Lize Spit: Und es schmilzt. S. Fischer. 512 S., Fr. 31.90



**Stefan Bachmann,  
Schriftsteller**

Ich habe noch nie ein Buch von Daphne du Maurier gelesen, das mir nicht gefiel. Wer sonst hat eine solche Kontrolle über Span-

nungsbögen und Charaktere, wer legt so subtil die Spuren seiner Plots, wer schwelgt so sehr in gotischem Überfluss, ohne sich darin zu verirren? Gerade bin ich daran, «Der Sündenbock» zu lesen, ein weniger bekanntes Werk aus dem Jahre 1957, das aber «Rebecca» oder «Jamaica Inn» in nichts nachsteht. Das Buch hat etwas Fiebrig-Albtraumhaftes an sich: ein verfallenes Château, Doppelgänger, ein Kind, das glaubt, es sehe Heilige, Figuren, die immer gleich an der Kante spielen, ob sie nun gut oder abgrundtief böse sind. Es ist alles sehr üppig, spannend und elegant geschrieben. Bessere Thriller gibt es nicht.

Daphne du Maurier: Der Sündenbock. Bertelsmann. (Nur noch antiquarisch verfügbar.)



**Patrick Frost,  
CEO Swiss-Life-Gruppe**

Betroffenheit setzt vieles in Gang. Meine Krebserkrankung Anfang dieses Jahres forderte mich an vielerlei Fronten. Siddhartha Mukherjees Buch über die Geschichte des weltweiten Kampfes gegen Krebs war für mich ein Ankerpunkt in dieser schwierigen Zeit: Ungeheuer faktenreich und faszinierend erzählt, half mir das Werk, mich als Teil einer Geschichte zu erleben, die die Menschen weitem bewegt. Als Wissenschaftler ist Mukherjee der Forschung verpflichtet, als Mensch dem Schicksal all derer, die dem «König aller Krankheiten» begegnen. Wie der Autor Wissenschaft und Menschlichkeit zu einer derart spannenden Lektüre verbindet, ist brillant.

Siddhartha Mukherjee: Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie. Dumont. 670 S., Fr. 24.90

Siddhartha Mukherjee: Der König aller Krankheiten. Krebs – eine Biografie. Dumont. 670 S., Fr. 24.90



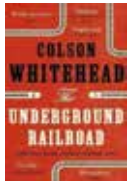
**Philipp Fankhauser,  
Musiker**

Mit Verlob, i scribe die paar Sätz o grad uf Bärndütsch – so wie d Liedtexte im «Song Book».

Mi Papa selig het mr em Ruedi von Tavel sis Bärndütsch welle näherbringe, aber so richtig chan is allwäg nümme. *Ma fois*, am Stephan Eicher sini Musig mit Martin Suters Texte isch es Gschänk für d Ohre. Derklärige zwüschedüre, wies de zu däne Texte cho sigi, si zwar ab und an amüsant, aber grad so ganz verstaan i se nid. Ob das a mir chönnt

lige? A mim Humor? *Enfin*, i gsee d Kreativität u d Fantasie, dr Wortwitz, d Absurdität u ds Anders-welle-Sii scho, aber e Nutze oder gar e Berückerig finden i bigoscht nid. Es tüecht mi einder, dr Martin Suter machi sich da über die eigene Texte luschtig. U de chan i d Poesie, wo i däne schöne Lieder ine steckt, grad nümme ganz so ärscht nää. Irgendwie schad, hets mi dünkt. Wenn i aber nume d Musig lose, de weiss i wider, was si si: ganz wunderbari Gschichte.

Stephan Eicher, Martin Suter: Song Book. Buch und CD. Diogenes/Universal. 104 S., Fr. 36.–



**Peter Rüedi, Kolumnist und Dürrenmatt-Biograf**

«Die Vergangenheit ist nicht tot. Sie ist nicht einmal vergangen.» Wäre das Zitat von William Faulkner nicht so berühmt,

Colson Whitehead hätte es als Motto für seinen Roman «Underground Railroad» gewiss in Erwägung gezogen. Er erzählt die Flucht von Cora, einer Sklavin von der Farm eines brutalen Plantagenbesitzers in Georgia; ein Stück finsterste Stationenprosa durch den amerikanischen Süden der Zeit vor dem Bürgerkrieg. Die «Underground Railroad» war in Wahrheit ein reales Netzwerk, mit dessen Hilfe Gegner der Sklaverei entlaufenen Schwarzen halfen, in den Norden zu entkommen. Whitehead nimmt die Zug-Metapher wörtlich und reiht die Stationen mit brutaler Lapidarik, also ohne kommentierende Sozialphilharmonie, zu einem finsternen Panorama. Ein grosser Erzähler, legt er die *roots* des real existierenden amerikanischen Rassismus so nur umso bedrückender offen.

Colson Whitehead: Underground Railroad. Hanser. 352 S., Fr. 36.90



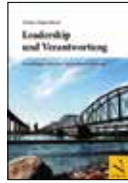
**Heinrich Christen, Partner Ernst & Young**

Man kennt und liebt den Sohn: den frechen, ewig unzeitgemässen und *immensely amusing* Alan Clark. Wie sein Vater Kenneth

wurde er früh berühmt: durch sein provokantes und brillant geschriebenes Erstlingswerk «The Donkeys», welches in leicht polemischer Art ein vernichtendes Bild von der Kompetenz der Generäle des britischen Heeres im Ersten Weltkrieg zeichnet. Seiner späteren Karriere als Politiker und genialer *diarist* tat dies allerdings keinen Abbruch. Nun sieht man also in einer Buchhandlung diesen Band mit einem wunderbaren Foto des Vaters auf der Front: James Stourton: «Kenneth Clark – Life, Art and Civilisation». Man kauft das Buch ohne spezielle Erwartungen. Man weiss, dass der Vater der jüngste Direktor der National Gallery war und mit der TV-Serie «Civilisation» in den sechziger Jahren einen Megahit gelandet hatte, mehr nicht. Und ist dann bei der Lektüre

dieses wunderbaren Buches völlig entzückt: Selten hat man eine Biografie gelesen, die in so delikater und spezieller Art den Mann in all seinen Facetten darstellt und dabei gleichzeitig und ohne bemühende Gelehrsamkeit ein Porträt seiner Epoche zeichnet. Ein grossartiger Lese Genuss!

James Stourton: Kenneth Clark – Life, Art and Civilisation. Harper Collins. 496 S., Fr. 41.90



**Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse**

Die Unternehmens-Verantwortungs-Initiative beinhaltet, dass Unternehmen vom Staat zu ethischer Verantwortung gezwungen werden müssen. Doch der Respekt vor

Menschenrechten und Umwelt gehört längst zur nachhaltigen Unternehmensführung. Aber wie kommen wir zu unternehmerischen Entscheidungen, die nicht nur ökonomisch vernünftig, sondern auch ethisch gerechtfertigt sind? Und überhaupt: Was bedeutet Ethik und Moral in einer globalisierten Welt? Ein guter Orientierungsrahmen in der Debatte ist aus meiner Sicht das Buch «Leadership und Verantwortung» des Wirtschaftsethikers Markus Huppenbauer. Es zeigt auf, warum es im Bereich der Moral keine absoluten Gewissheiten gibt. Und warum Selbstverpflichtung der wirtschaftlichen Akteure besser ist als staatlicher Zwang.

Markus Huppenbauer: Leadership und Verantwortung – Grundlagen ethischer Unternehmensführung. Versus. 267 S., Fr. 42.90



**Pierre Heumann, Redaktor Ausland**

David Grossman lässt in seinem Roman «Kommt ein Pferd in die Bar» einen zynischen Komödianten auftreten, der bei seiner

Show drei alte Freunde aus der gemeinsamen Schulzeit mit einbezieht. Der Plot liefert die Grundlage für ein an sich witzig geschriebenes Buch, das aber gleichzeitig von einer abgrundtiefen Traurigkeit durchzogen ist. Virtuos jongliert Grossman zwischen Heiterkeit und Tragik. Dabei tastet er behutsam und eindringlich den schmalen Grat zwischen Lebenslüge und der schmerzhaften Suche nach Wahrheit ab.

David Grossman: Kommt ein Pferd in die Bar. Hanser. 251 S., Fr. 31.90



**René Zeller, Mitglied Chefredaktion**

Wenn es gilt, den populärsten Gallier zu benennen, so hat Asterix gegenüber dem neuen Sonnenkönig Macron immer noch

die Nase vorn. Kolossal, wie sich der blondgeschnauzte Schlaumeier die goldene Sichel sicherte, wie er mit Obelix die Tour de France

gewann. Unvergesslich, wie er mit Helvetiern geschmolzenen Käse schnabulierte. Und weiter geht es. Im 37. Band tourt das gallische Duo durch Italien, Pizza, Berlusconi und Korruption inklusive. Zu fragen ist: Schwingt der mit allegorischem Zaubersalz gewürzte Sprachwitz von René Goscinny noch mit? Der neue Mann hinter den Texten, Jean-Yves Ferri, bewegt sich leidlich in den übergrossen Fussstapfen. Und Didier Conrad zeichnet mit jener Souplesse, die Albert Uderzo zum Meister machte. So küsst die Stippvisite in Italien schöne Jugenderinnerungen wach.

Jean-Yves Ferri, Didier Conrad: Asterix in Italien. Egmont Comic Collection. 48 S., Fr. 17.90



**Rico Bandle, Leiter Kultur**

Man soll ja zurückhaltend sein mit Superlativen. Doch bei Gion Mathias Caveltys neuem Roman «Der Tag, an dem es

449 Franz Klammers regnete» kommt man schwer darum herum: Es handelt sich um die irrwitzigste Story der Schweizer Literaturgeschichte. Der österreichische Skistar Franz Klammer hebt während der Abfahrt an den

**«Es handelt sich um die irrwitzigste Story der Schweizer Literaturgeschichte.»**

Olympischen Spielen 1974 in Innsbruck ab, fliegt durch die Luft, um Jahrhunderte zuvor in Jerusalem zu landen – direkt auf dem Kopf von Jesus Christus. Gottes Sohn zerplatzt dabei wie eine Seifenblase. Klammer, der eigentlich nur Ski fahren möchte «und sonst nix», trifft den dauerquasselnden Kopf von Johannes dem Täufer. Mit ihm macht er sich unfreiwillig auf eine spektakuläre Reise an den Ursprung unseres Daseins. Noch vergnüglicher als das Buch ist die grossartige SRF-Hörspielfassung von Martin Bezzola, der die Geschichte mit dem Pomp eines Hollywood-Blockbusters aufmotzt: ideal, um sich während der Autofahrt in die Berge auf die Skiferien einzustimmen.

Gion Mathias Caveltys: Der Tag, an dem es 449 Franz Klammers regnete. Lectorbooks. 144 S., Fr. 21.90. Kostenlose Hörspielfassung zum Download: [www.srf.ch](http://www.srf.ch)



**Beat Gygi, Ressortleiter Wirtschaft**

Der in Mannheim tätige Ökonomieprofessor Roland Vaubel zählt seit vier Jahrzehnten zu den kritischen Beobachtern der europäischen Integration, die aus eigenen Erfahrungen wissen, wie internationale Organisationen funktionieren. In seinem jüngsten Buch zum «Ende der EUromantik» legt er

neue Hintergründe über das Handeln der

Politiker und das Spiel der Regierungen gegen die Bürger dar. Das Buch wird eingeleitet mit dem Satz: «Die Zeichen stehen auf Zentralisierung», und das erste Kapitel beginnt mit den Worten: «Die europäische Währungsunion war von Anfang an ein französisches Anliegen.» Vaubel zeigt, mit welchen Tricks und Rechtsbrüchen Regierungen und Bürokratie auf eine Haftungsgemeinschaft hinarbeiteten. Er hält einen Neustart nun für dringlich, damit die Bürger die Integration und auch die Zuwanderung besser kontrollieren können.

Roland Vaubel: Das Ende der EUromantik – Neustart jetzt. Springer. 174 S., Fr. 21.90



**Marc Fehlmann, Direktor Historisches Museum Basel**

Ich habe kürzlich John Stuart Mills «On Liberty» (deutsch «Über die Freiheit») gelesen, ein Werk von 1859, in dem davor gewarnt wird, die Meinungsfreiheit zu unterdrücken. Der Autor beschreibt, wie die Kontrolle von Konventionen, Verhalten und Meinungen negative Folgen haben kann, während Konformität und Versuche der Einschränkung der Individualität zu einer Verarmung der Gesellschaft führen. Die Schrift ist ein kurzes, sehr leicht lesbares Plädoyer für die modernen Freiheitsrechte. Dass dabei eine neue oder unkonventionelle Meinung richtig ist, kann nach Mill praktisch immer eintreten, unabhängig davon, wie umfassend das Wissen derjenigen ist, die die (neue) Meinung unterdrücken wollen: «Wir können nie sicher sein, dass die Ansicht, die wir zu unterdrücken trachten, falsch ist: Auch wenn wir sicher sein könnten, so wäre die Unterdrückung immer noch ein Übel.»

John Stuart Mill: Über die Freiheit. Reclam. 189 S., Fr. 9.30



**Jürg Altwegg, Journalist**

An diesem Buch bedaure ich nur eines: dass ich es nicht früher gelesen habe. Der merkwürdige Kult, den die Franzosen mit ihrem unsicheren Geschmack für deutsche Literatur um Stefan Zweig inszenieren, wirkte abstoßend. Erst Maria Schraders Film mit dem schrecklichen Titel «Vor der Morgenröte», der in Frankreich als «Adieu l'Europe» lief, brachte mich zur Lektüre der «Welt von gestern».

Zweig beschreibt ihren Zusammenbruch in Wien zum Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Exil in Brasilien. Seine leise Autobiografie erhellt unsere Gegenwart und macht deren Gefahren deutlich. Es gibt bei S. Fischer eine leicht anachronistisch wirkende gebundene Ausgabe, die angenehmer zu lesen ist als das Taschenbuch. Sie vermittelt dem zeitgenössischen Leser auch physisch

den nostalgischen Charme der Welt von gestern.

Stefan Zweig: Die Welt von gestern – Erinnerungen eines Europäers. S. Fischer. 704 S., Fr. 44.90



**Bastien Girod, Nationalrat (Grüne)**

China wird immer relevanter. Das spüren wir auch in der Schweiz. Importierte Produkte werden in China hergestellt, Schweizer Unternehmen produzieren in China, und neu kaufen chinesische Firmen Schweizer Unternehmen auf. Deshalb wollte und will ich mehr über dieses Land wissen. Eine Reise in Schanghai zeigte mir, dass China den Kapitalismus nicht etwa überwunden, sondern vielmehr umarmt hat. Doch wie ist das möglich? Wie kann ein autoritäres, von einer Partei geführtes Land so erfolgreich sein? Auf der Suche nach einem Buch, welches mir wichtige Fragen zum Funktionieren Chinas, zu dessen Politik, dessen Umgang mit ökologischen und sozialen Herausforderungen erklärt, bin ich auf diesen Titel gestossen. Das Buch erläutert einfach und anschaulich, wie es China gelang, Wettbewerb und Einparteiensystem zu verbinden. Es hilft aber auch gewisse Ängste zu relativieren. Zwar wird China bald einmal die grösste Volkswirtschaft der Welt sein, aber bei der Technologieführerschaft lassen sich die USA nicht so einfach einholen. Und für die Schweiz lässt sich folgern: Die beste Antwort auf Chinas Aufstieg ist die Investition in Ausbildung, Forschung und Innovation.

Arthur R. Kroeber: Chinas Economy – What Everyone Needs to Know. Oxford University Press. 336 S., Fr. 82.90



**Pia Reinacher, Literaturkritikerin**

Kein Buch eignet sich besser, um während Tagen abzutauchen in eine wilde, fantastische, träumerische, sinnliche Welt als die Autobiografie von Gabriel García Márquez: «Leben, um davon zu erzählen».

Es ist eines der besten Bücher der Weltliteratur – man kann nicht aufhören, weiterzulesen. Das Erinnerungsbuch des kolumbianischen Nobelpreisträgers setzt ein mit der Reise des

**«An diesem Buch bedaure ich nur eines: dass ich es nicht früher gelesen habe.»**

jungen Mannes mit seiner Mutter nach Aracataca, um das Haus der Grosseltern zu verkaufen – Ort seiner Kindheit, zentrale Quelle seiner Inspiration. Bilder steigen auf, Gerüche, Empfindungen: die abergläubische Grossmutter mit ihren stoisch vorgetragenen Geistergeschichten, der Grossvater beim

Rasieren vor dem Spiegel, die gefährlichen Flussfahrten, die Glücksgefühle erster Schreiberfahrungen. Wer nicht nur lesen will, schaut sich dazu auf Youtube den prächtigen Dokumentarfilm an: «Ecrire pour vivre».

Gabriel García Márquez: Leben, um davon zu erzählen. Fischer Taschenbuch. 880 S., Fr. 18.90



**Viktor Giacobbo, Komiker**

Bei der Lektüre dieses Romans werden Sie weinen – vor Rührung und vor Lachen! Erzählt wird, wie drei Söhne die letzten

Tage mit ihrem Vater verbringen, der sich für Sterbehilfe entschieden hat und dafür mit ihnen von London nach Zürich reist. Lou, seine beiden Halbbrüder und der Vater müssen sich aneinander und an die ungewöhnliche Situation gewöhnen – sie streiten, sie trinken zu viel, sie lachen, und es kommen grosse Themen zur Sprache: Warum hat der Vater seine erste Frau verlassen und eine neue Familie gegründet? Ist er ein Egoist oder war er einfach nur mutig? Wie ist es, den eigenen Vater plötzlich als alten Mann wahrzunehmen? Intelligent, rührend und sehr komisch seziert der Engländer Edward Docx familiäre Beziehungen und drückt sich dabei vor keiner Gefühlslage.

Edward Docx: Am Ende der Reise. Kein & Aber. 512 S., Fr. 36.90



**Peter Keller, Nationalrat (SVP)**

Ein Schweizer in Manhattan. Ende der sechziger Jahre lebt der Schriftsteller Jürg Federspiel längere Zeit in New York

und veröffentlicht darüber eine Art Skizzenbuch mit Beobachtungen, kleinen Szenen, Tagebucheinträgen und surrealen Einschüben. Was in einer solchen Aufzählung klingt wie eine Einkaufsliste auf Blockpapier, ist eine rasend schöne Hassserklärung an die Stadt der Städte. Federspiel war schon in seiner Zeit, die überschattet war von den beiden Grossschriftstellern Frisch und Dürrenmatt, ein rabiater Solitär, der nicht im nationalen Kulturbetrieb mittunte. Dafür lesen sich seine Bücher noch heute wie Frischlinge, seine Sprachkraft ragt fast schon monströs in die brav geschniegelte Gegenwart. Jürg Federspiel starb vor zehn Jahren, sein Sohn Maurus hat ihm in der *Weltwoche* ein fulminantes Porträt gewidmet. Es gibt viele gute Gründe, Federspiel wiederzulesen. Der wichtigste: seine Bücher.

Jürg Federspiel: Museum des Hasses – Tage in Manhattan. Suhrkamp. 240 S. (Nur noch antiquarisch verfügbar.)

Umfrage: Rico Bandle

# Unangepasst bis auf den Grund

Der Star der Bestsellerlisten, bekannt für seine Wutreden, ist eigentlich ein schüchterner, selbstkritischer Grübler. Peter Handke zeigt sich in seinem brillanten neuen Roman von seiner ruhigen Seite. *Von Pia Reinacher*

Er ist eine der eigenwilligsten Figuren in der deutschen Literaturlandschaft: zwiespältig und wunderlich, schroff und gleichzeitig von eigenartiger Sanftmut. Vor allem aber ist Peter Handke – neben Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek oder Friederike Mayröcker einer der herausragenden Autoren der neueren österreichische Literatur – bis auf den Grund seiner Existenz unangepasst. Man könnte ihn einen Exzentriker nennen. Das verstellt aber nur den Blick auf das, was ihn wohltuend vom Zeitgeist abhebt: Peter Handke ist ein Einzelgänger, der sich weder im realen Leben noch in seinen Büchern um angesagte Strömungen schert. Jeder Form von Mode geht er konsequent aus dem Weg. Politische Korrektheit, die vielen anderen Autoren beim Galopp nach Erfolg nicht fremd ist, wäre ihm ein Gräuel.

## Handke über Handke

Das demonstrierte er schon in seinem Frühwerk. Die provozierende Textattacke «Publikumsbeschimpfung» verursachte gehörigen Aufruhr. Im selben Jahr absolvierte der junge Schriftsteller einen spektakulären Auftritt bei der legendären Gruppe 47 in Princeton, der er Beschreibungsimpotenz vorwarf.

Dass er sich in der Jugoslawien-Kontroverse mit seiner unkonventionellen Position isolierte, ist bekannt. 1991 erreichte er mit der harschen Absage an die Loslösung Sloweniens vom ehemaligen Jugoslawien Aufsehen. Während Jahren mischte er sich ein und stellte sich im Balkankrieg vorbehaltlos auf die Seite Serbiens. Das führte zu heftigen Kontroversen, die bis heute andauern. Kritiker warfen ihm eine Verharmlosung der serbischen Kriegsverbrechen vor – Handke nahm für sich eine differenzierte Darstellung der Ereignisse in Anspruch und fühlte sich missverstanden.

Umso verblüffender ist es dann, wenn man Handke über Handke, den ehemaligen *angry young man*, Popstar der Literaturszene und Held der Bestsellerlisten, reden hört. In filmischen Porträts begegnet man einem ganz anderen Menschen. Nachdenklich, auf merkwürdige Weise ungeschützt, ungepanzert ist er, ohne jede ambitionierte Attitüde und mit einer unterschweligen Sensibilität und Zartheit – aber alles um zehn Ecken herum. Dieser Star der Literatur strahlt alles andere aus als saturierte Selbstgewissheit. Schon eher hat man einen selbstkritischen Grübler vor sich, der um seine Schrullen weiss und sie inzwischen mit einem fatalistischen Schulterzucken zu akzeptieren



*Monolith in der Erzähllandschaft:* Peter Handke.

gelernt hat. Er sei leider nicht mehr so frech wie früher, sagt er einmal bedauernd, aber immer noch extrem schüchtern. Das sei immer das Problem gewesen: Frechheit und Schüchternheit gleichzeitig. Das habe ihn ein Leben lang umgetrieben.

Er könne mit Menschen nicht umgehen, wenn er keine Rolle habe. Und gewisse Rollen, so etwa die Vaterrolle, habe er nie ausfüllen können, sagt Handke, selbst Vater von zwei Töchtern. Für einen Vater sei in seinem Leben nie Raum gewesen, nur Leerraum. Dazu muss man um die schwierige Kindheit von Handke wissen, typisch auch für die Kriegsjahre. Handke wurde 1942 geboren. Die Mutter, die ihren Lebensunterhalt als Stubenmädchen und Abwaschhilfe verdiente, wurde von einem deutschen Soldaten schwanger, der bereits verheiratet war. Noch vor der Geburt des Sohnes heiratete sie einen anderen Soldaten, den Berliner Strassenbahnschaffner Handke, und

zog mit ihm nach Berlin. Das Leben mit dem gewalttätigen und alkoholsüchtigen Stiefvater war für die Familie traumatisierend. 1948 zog sie ins österreichische Griffen zu den Eltern der Mutter zurück – Handke wuchs auf dem Hof des Grossvaters auf.

Was der Wanderer, Waldflaneur, Pilzsammler und Natursüchtige Peter Handke in seinem eben erschienenen «Letzten Epos» «Die Obstdiebin oder Einfache Fahrt ins Landesinnere» präsentiert, geht im Kern auf die ersten Selbsterlösungs- und Glückserfahrungen jener Zeit zurück. Einmal sei er frühmorgens mit dem Grossvater über einen Feldweg marschiert. Heller Staub lag auf dem Boden, so leuchtend, wie er nur im ersten Licht des frühen Morgens erscheine. Plötzlich seien grosse, weiche Regentropfen in den Staub gefallen. Da habe er ein Glücksgefühl gespürt und den Gedanken, dass «er sich jetzt endlich los sei und trotzdem, oder: zugleich lebe». Seitdem sei Glück und innere

Ruhe, aber auch die Beziehung zu Menschen ausschliesslich über das magische «Dreieck» zwischen seinem Ich, der Natur und anderen Menschen möglich. Herumstreifen in der Natur erlöst den Sammler von Pilzen, Früchten, Muscheln von innerer Bedrängnis – und wenn er jeweils auf seinen Weltreisen sei, die ihn bis nach Ägypten, in den Fernen Osten, nach Japan und rund um den Globus führten, beruhige ihn schon im Flieger der Gedanke, dass er schon bald wieder in seiner «kleinteiligen» Welt sei. Seit 1990 wohnt er in einem Haus mit einem prächtigen, verwunschenen Garten in Chaville an der südwestlichen Pariser Peripherie und hat ein Sommerhaus in der Picardie.

### Reise der vergrösserten Bilder

Als Fels in der Brandung des herrschenden Zeitgeistes mit seinen Skandalisierungen, dem Lärm der Social Media erweist sich Peter Handke in seinem neuen Flanierroman. Eine Ich-Figur, Alter Ego des Autors, und später ein junges Mädchen, die Obstdiebin, das an seine Tochter denken lässt, mäandrieren auf ihrer Fusswanderung weg von der Pariser Niemandsbucht durch die Vorstädte bis in die Picardie. Auf dieser Abenteuer- und Irrfahrt kommt es zu Zufallsbegegnungen. Die Obstdiebin, die ab und zu die Früchte der Bäume stibitzt, tritt immer mehr in den Vordergrund, der Erzähler löst sich in ihr im zweiten Teil beinahe auf und verschwindet langsam. Handke schreibt wie im Zeitlupentempo und nimmt den Leser mit auf eine Reise der vergrösserten Bilder: Birnen, Nüsse, Quitten, Äpfel, Forellen, Schwalben, Bienen – alles erhält seinen Platz in diesem Universum. Eine ruhige, gemässigte Gegenwelt. Der Leser aber wird auf den Umwegen durch die Pariser Vororte mitgetragen in einen Raum der Stille, der Zeitlosigkeit, der Lautlosigkeit, in ein Schweigen, in ein Innehalten der Zeit, das «beredt war, strahlte und schaudern liess».

Handkes Geschichte steht wie ein Monolith in der gegenwärtigen Erzähllandschaft – sie ist ein irrlichterndes Abenteuer, das in ein versöhnliches, festliches Miteinander unter freiem Himmel mündet. Man sollte sich nicht täuschen: Das ist immer noch der politische Autor, und das ist immer noch eine Botschaft, die auf den Leser gemünzt ist. Aber es ist eben nicht mehr der provozierend laute, sondern der leise Schriftsteller. Was er uns mitteilt, ist eine den Dingen innewohnende Poesie, die nur in der Stille zu erlauschen ist und deren suggestive Bilder seine Leser beinahe in eine meditative Trance hineinsaugen.



Peter Handke: Die Obstdiebin oder Einfache Fahrt ins Landesinnere. Suhrkamp. 559 S., Fr. 44.90

## Literatur

# Bösewicht Blatter

Im neuen Roman von Oskar Freysinger lässt sich die Lebenstragödie des früheren SVP-Nationalrats herauslesen: der rechte Politiker, der dem grünen Rebellen im Weg steht. Von Hubert Mooser

**E**in Dorf in den Südalpen. Festgekrallt am steilen Hang ruhen die Steindächer der Holzhäuser, eingebettet zwischen Lärchen und Alpenwiesen. So beginnt «Bergfried», der neue Roman von Oskar Freysinger, mit dem er sich in der Öffentlichkeit zurückmeldet nach seiner Abwahl aus der Walliser Regierung im Frühjahr 2017.

Es ist nicht die Abrechnung, die insgeheim viele erwartet haben. «Bergfried» handelt von Liebe und Eifersucht, von Profitgier und Genügsamkeit, von Standfestigkeit und Opportunismus, von Schuld und Sühne. Freysinger erzählt die Geschichte der Bauerntochter Frieda, die im Schreiner Artur die Liebe ihres Lebens findet, diesen aber tragischerweise gleich wieder verliert, da der Gatte, zwei Tage nach der Hochzeit, tödlich verunglückt. Von Kummer und Schmerz bedrückt, inszeniert sie nun auf dem von der Dorfgemeinschaft vergessenen und verwahrlosten Bergfriedhof, wo Artur begraben liegt, einen an Besessenheit grenzenden Totenkult.

Natürlich geht das nicht lange gut. Denn ein früher von Frieda abgewiesener Verehrer, inzwischen zu Ansehen und Vermögen gekommen, stört Grabesruhe und Dorffrieden. Blatter, so heisst der Bösewicht, will auf dem Friedhof einen Wellnessstempel für Touristen errichten und damit nicht bloss noch mehr Geld scheffeln, sondern auch Nebenbuhler Artur ein für alle Mal aus Geschichte und Erinnerung tilgen. Die Handlung spielt auf zwei Zeitebenen, «Damals» und «Heute», die am Ende in ineinanderfliessen. Die Ursachen allen Übels eröffnen sich dem Leser nach und nach in den Rückblenden. Wie Frieda über ihren eigenen Tod hinaus allen Widersachern ein Schnippen schlägt, sei hier aber noch nicht verraten.

### Prosa und Poesie in Deutsch und Französisch

Als Walliser sucht man beim Lesen Seite für Seite nach vertrauten Ankerpunkten und bekannten Oberwallisern, die Freysinger als Vorlage dienten. Die Figur Blatters passt in etwa auf den früheren Fifa-Präsidenten. Freysinger sagt dazu, Blatter sei eine fiktive Figur, fügt aber noch maliziös hinzu, er habe diesen Namen gewählt, weil der Blatter in seinem Roman überall Geld auf den Tisch blättert.

In «Bergfried» blitzt zuweilen sein zu Sarkasmus neigender Humor auf, wenn er über

Polizisten, die auf einer Unfallstelle erscheinen, schreibt, sie sähen in der Nacht wie Enziane aus. Hier mokiert sich der frühere Walliser Polizeidirektor über eine Eliteeinheit der Berner Polizei, die sich eben auch Enzian nennt.

In fast allen Romanen und Erzählungen Freysingers sind die Hauptfiguren Querköpfe, an der Schwelle zwischen Leben und Tod und gefangen im Labyrinth der eigenen Denkstruktur. In der «Schachspirale» (2005), eine spannende Analyse des stalinistischen Terrors in der Sowjetunion, ist es der Revolutionär Leonid Gagarin, der Gefangene in Zombies verwandelt. In «Löwenzahn» (2012) lässt ein lebensmüder Grossvater seine Umgebung zu einem dichten Dschungel verganden.

Es steckt viel Freysinger in den Figuren, die seine Geschichten beleben, so auch in «Bergfried». Man erkennt ihn sowohl in Frieda

als auch in Blatter. Es ist die Tragödie seines Lebens, dass der rechte Politiker Freysinger dem grünen Rebellen Freysinger im Wege steht. Die frühere Bundesrätin Elisabeth Kopp hat einmal geschrieben: «Man muss die politischen Ideen des Autors nicht teilen, doch die Vielseitigkeit von Freysingers literarischem Schaffen verblüfft und beeindruckt.» Der Walliser ist ein Schnellschreiber, der Prosa und Poesie in Deutsch und Französisch verfasst – nur schon das allein macht ihn in der Szene einzigartig.

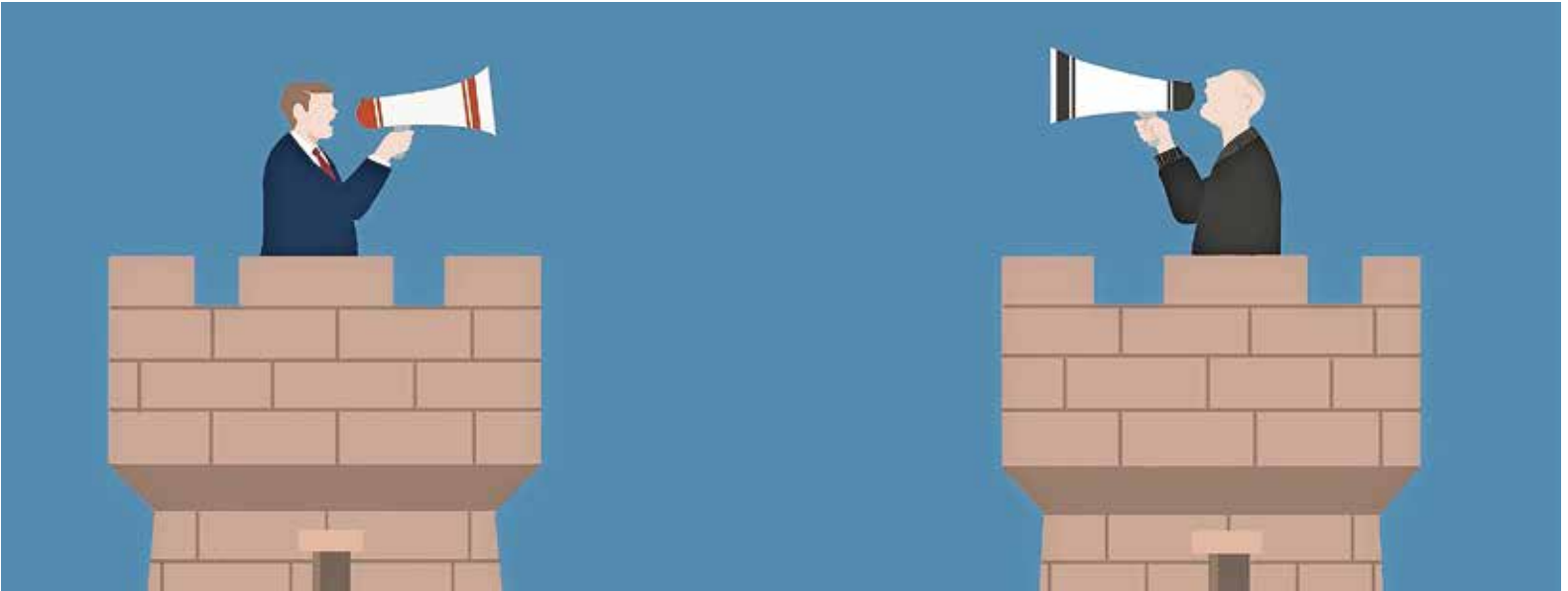
Der neue Roman hat auch Schwächen: Die Figur von Blatter ist klischeehaft überzeichnet. Der ganze mystische Hokuspokus Friedas, in und um ihre einsame Berghütte, ist zu lang und lenkt vom eigentlichen Handlungsstrang unnötig ab. Die stärksten Momente in Freysingers Romanen finden sich in den Rededuellen. In «Bergfried» zum Beispiel, wenn der Dorfgeistliche Frieda vorwirft, sie betreibe einen übertriebenen Totenkult, worauf die Bauerntochter ihm entgegnet: «Sie mit dem Gekreuzigten etwa nicht, Hochwürden?»



Autor Freysinger.



Oskar Freysinger: Bergfried. Brinkhaus. 148 S., Fr. 19.90



Die Gemütlichkeit täuscht.

## Debatten

# «Wer redet, ist nicht tot»

Ist die Spaltung der Gesellschaft schon so weit fortgeschritten, dass wir uns nicht mehr verstehen? Die beiden Ratgeberbücher «Mit Linken leben» und «Mit Rechten reden» wollen daran etwas ändern.  
 Von Matthias Matussek und Dorian Stroligo (Illustration)

«Kommt, reden wir zusammen,  
 wer redet, ist nicht tot,  
 es züngeln doch die Flammen  
 schon sehr um unsre Not.»  
 Gottfried Benn

Offensichtlich hat sich bei uns der Kulturkampf derart verfestigt, dass selbst eine gemeinsame Sprache der Kommunikationslosigkeit zwischen den Lagern nicht weiterhilft. Es kann kein Zufall sein, dass an der letzten Frankfurter Buchmesse zwei Ratgeber erschienen sind, die dieses Verstummen zum Thema haben – und den Versuch, es aufzubrechen, getreu nach Gottfried Benns Gedicht «Kommt».

Benn schrieb das Gedicht 1955, ein Jahr vor seinem Tod, ein Gedicht über die Einsamkeit, dem er, sozusagen als poetologisches und ästhetisches Manifest das Gedicht «Nur zwei Dinge» vorausgeschickt hatte: «... es gibt nur zwei Dinge: die Leere und das gezeichnete Ich.»

### Das «Smarties-Dogma»

Doch was für die artistische Sphäre wahr ist, ist auf der gesellschaftlichen Ebene eine Katastrophe. Beginnen wir mit dem ersten Ratgeber, dem Reader «Mit Linken leben» von Martin Lichtmesz und Caroline Sommerfeld, deren Lesung an der Buchmesse von linken Störtrupps erfolgreich und krawallig verhindert wurde und die genau damit die Dringlichkeit ihres Themas akzentuierten.

Die Autoren sehen eine Art «Vorbürgerkrieg» mit klar verteilten Rollen: «Links gilt als nett,

harmlos, gefahrlos, «humanistisch», sozial akzeptabel, und wer sich zum «Linkssein» bekennt, muss sich in der Regel nicht gegen den Verdacht verteidigen, eine sozialistische Diktatur mit Umerziehungslagern und Massenerschießungen errichten zu wollen.»

Das Gegenüber, die Rechten, sind das, was den Autoren an der Buchmesse auf Transparenten entgegengehalten wurde: «Ihr seid Nazis. Punkt.» Was aus der rechten Ecke kommt, sei es auch noch so intelligent und begründet, müsse dechiffriert werden auf das Eigentliche, das sich darin versteckte: Populismus, Lüge, Faschismus.

Die Frage lautet: Wer definiert, was unzulässig ist? So bewegen wir uns in dem von Zorn vorgeschlagenen Weg in einem Zirkel, und der endet bei dem, der die Macht hat, und die hat die Linke. Manchmal, so die resignierten Autoren, helfe ein Aphorismus von Dávila: «Wer offenkundige Wahrheiten verwirft, empört

### Im Kern geht es um den Verlust des Vertrauens, das eine soziale Gemeinschaft erst garantiert.

uns so lange, bis wir entdecken, dass er erzdumm ist.»

Eines der Dogmen der Linken ist die Gleichheit, Lichtmesz und Sommerfeld nennen es das «Smarties-Dogma»: aussen bunt, innen überall die gleiche Schokolade. «So glaubt auch jeder Grüne, dass in jedem Zuwanderer ein weltoffe-

ner, liberaler, westlicher «Gutmensch» steckt.» Gegen diesen Einheitsbrei argumentiert der Rechte mit Differenzierung. «Es sind vielmehr Grenzen und Abgrenzungen, elastisch und klug gehandhabt, je nach Lage (Ausnahmestand oder Entspannung) dichter oder durchlässiger, die Vielfalt und Form gewährleisten, die Schutz, gesunde Distanz und Luft zum Atmen schaffen.»

Man kann zur linken Menschheitsverbrüderungsutopie auch schlicht Carl Schmitt zitieren: «Wer Menschheit sagt, lügt.»

Im Kern, so die Autoren, gehe es in der politischen Polarisierung um den Verlust des Vertrauens, das eine soziale Gemeinschaft erst garantiert. «Grosse Teile des Volkes misstrauen zunehmend den politischen Eliten und ihren Komplizen, den massenmedialen Welterklärern, während diese umgekehrt immer grössere Angst vor denen bekommen, die ihnen nicht mehr vertrauen.»

Was tun in dieser prekären Lage, in der Dissidenten, die auf die Gefahren einer unkontrollierten Einreise hinweisen, als «Pack» und «Hetzer» bezeichnet werden, als Unmenschen, die «Vorurteile, Hass, ja sogar Kälte in ihren Herzen tragen» (Angela Merkel)?

Also, wie geht das, mit Linken leben, wenn diese über die kulturelle Hegemonie verfügen? Es kann heissen: in friedlicher Koexistenz, wie in den Zeiten des Kalten Krieges. Man lässt sich in Ruhe.

Oder aber so leben, wie es sich die Linken wünschen, wenn sie dürften: ohne die sozialen



Verpflichtungen von Volksschülern oder Erstkommunionsgruppen. Aber: «So viel Umarmungszwang macht uns schaudern. Dafür haben wir zu viel Widerstandsgeist im Leib, und dafür sind wir zu erwachsen.»

Vor allem aber – das ist die Botschaft: «Macht keinen Hehl daraus, rechts zu sein, rechts zu denken, rechts zu wählen, wenn es die Vernunft erfordert, das zu tun.» Man solle zur Debatte stehen. Es gibt viele gute Argumente dafür, nicht links zu sein – ergo rechts. Wer sage denn eigentlich, dass es nur links geben dürfe, fragte Rüdiger Safranski unlängst, «wo es links gibt, muss es doch auch rechts geben».

### «Treibe Sport mit Nazis»

Womit wir beim zweiten Versuch wären, die Kommunikationslosigkeit zu beenden: «Mit Rechten reden» (Klett-Cotta) heisst er, wie gelegentlich aus einem Flugblatt zitiert, im Untertitel steht aber doch in kapitalen Lettern «Ein Leitfaden». Martin Lichtmesz traf sich mit den Autoren an der Buchmesse und berichtete von einem «ganz sympathischen Eindruck».

Die Autoren listen gleich zu Beginn 25 «goldene Regeln» auf, neben anderen: «Misstraue deinen moralischen Reflexen», «Der andere könnte Recht haben», «Achte deinen Gegner» «Vermeide das Wort Nazi», ja sogar «Treibe Sport mit Nazis» und «Bevor du jammerst, mach Musik». So weit, so gut; so sehr müsste man diesen Leitfaden nicht der neuen Rechten, sondern der Antifa als Knigge in die Hand drücken.

Aber hier soll es ja um Rechte gehen. Die Autoren zeigen zunächst tiefstes Verständnis für jene, die «warum auch immer» zum Beispiel in Dresden zu demonstrieren begannen, zuletzt gegen die Skulptur aus drei auf die Spitze gesetzten Bussen, die in Syrien als Deckung dienten und die hier am Jahrestag der Bombardierung Dresdens aufgestellt worden waren.

Die Vermutung liegt nahe, dass wir es nicht mit einem «linken» Autorenkollektiv zu tun haben, sondern mit wirtschaftsliberalen Köpfen, die sich denn auch als Freunde von Bernd Lucke äussern.

Allerdings täuscht die Gemütlichkeit der ersten Sätze, auch wenn es nicht schön ist, wenn man liest, wie neben Erika Steinbach und den «hitzigen Charakterköpfen» wie Michael Klonsky die «professionelle Krawallschachtel Matthias Matussek» auf die Hörner genommen wird. Die neue Rechte sei: heimtückisch. In den Worten der Autoren: «Die Schlange bleibt rätselhaft.» Zu einfach sei es, sie als «gefährliche Bürger», als «Verfassungsfeinde», als «Faschisten» oder «Nazis» zu dämonisieren. «Statt der offenen Feindschaft setzt sie (die Rechten) längst auf subtilere, viel schwerer zu greifende Methoden.» Schlangen eben.

Nein, heisst es, «allein über Inhalte kriegt man die Rechten nicht». Aber was soll man denn sonst anführen als deren Inhalte, und wa-

rum nützt es nichts? «Sie spielen ein Spiel mit uns.» Aha. Woran erkennt man sie? «Rechtes Reden ist immer polemisch.» Warum? Es ist eine Art Identitätssache: «Sie müssen, um als Rechte zu existieren, gegen uns reden.»

Wer hier «uns» ist, kann mittlerweile getrost mit linksliberalem Mainstream beschrieben werden, und der begeht hier eine ulkige Rolle rückwärts hinein ins Terrain der Metarealität. Denn ohne Zweifel befinden sich die «Rechten» ausserhalb des Mainstreams, was ihnen jede Menge soziokulturelle Nachteile beschert. Warum also tun sie das? Ganz einfach: nicht wegen der Inhalte, sondern um sich «ihrer Identität zu vergewissern».

Zur Pathologie der Rechten, so die Autoren weiter, gehöre das Opferspiel. Es wird so paraphrasiert: «<Ich kann machen, was ich will, aber wenn Du dich wehrst, bist du ein Diktator>: Das ist das Motto des Opfers. <Unterwirf dich, oder du bist mein Feind>: das ist das Motto des Arschlochs.» Und sie lassen von ihrer Arschlochhaftigkeit nicht ab, denn das bedeute, nach Logik der Autoren, einen Identitätsverlust.

Allerdings wirkt der Versuch «mit Rechten reden» zunehmend mühsam, denn wenn es nur noch um Pathologien geht und Inhalte nicht relevant sind, lohnt sich auch die Auseinandersetzung damit nicht. Allerdings gilt wohl für die allerwenigsten, die etwa gegen offene Grenzen argumentieren, dass sie sich als «rechts» bezeichnen.

«Kein Geld für rechts» hiess die Kampagne eines Werbestrategen, der versuchte Dissidentenseiten wie Henryk Broders «Achse des Guten» oder «Tichys Einblick», die wirtschaftliche Grundlage zu entziehen. «Rechts» ist die Vokabel der Stigmatisierung im politischen Diskurs.

Wenn Diskutanten als «rechts» bezeichnet werden, etwa weil sie für Grenzen argumentieren oder wenn sie sich über die nicht endenwollenden Meldungen von Übergriffen sogenannter Flüchtlinge ereifern, über Alltagsgewalt und Vergewaltigungen, dann ist das eine Zuschreibung, mit der die herrschende Meinung den Dissidenten als nicht satisfaktionsfähig aussortiert.

Man bleibt also ratlos zurück und wartet auf die Erfüllung von Bennis Aufforderung:

«Kommt, lasst uns reden, wer redet, ist nicht tot ...»



Martin Lichtmesz,  
Caroline Sommerfeld:  
Mit Linken leben.  
Antaios. 336 S., Fr. 25.90



Per Leo, Maximilian Steinbeis,  
Daniel-Pascal Zorn:  
Mit Rechten reden – Ein Leitfaden.  
Klett-Cotta. 183 S., Fr. 21.90

## Sprache

# Störmanöver

Manchen Leuten kommt es auf ein s mehr oder weniger nicht an. Von Max Wey

Der Soldat kämpft gegen den Feind, der Papst gegen das Böse, die Hausfrau gegen Flecken. Das Leben ist ein Kampf. Da wird es Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, dass auch Wörter gegeneinander kämpfen. Nehmen Sie das aus dem Englischen stammende «Resort», das so viel heisst wie Urlaubsresort, also eine touristische Hotelanlage bezeichnet. Ein anderes Wort, um nur einen Buchstaben stärker, legt sich regelmässig mit ihm an: «Ressort». Ein Wort französischer Herkunft, das man mit «Geschäfts- oder Amtsbereich» übersetzen könnte. Seine Provenienz führt vielleicht dazu, dass es sich etwas wichtig nimmt. Es fühlt sich bemüssigt, auf das «Resort» hinunterzuschauen, das ja auch erst seit 2004 im Duden steht.

Mitte September wurde das «Bürgenstock-Resort» eröffnet, eine Hotelanlage der Luxusklasse. Eine Suite kann bis zu zwanzigtausend Franken kosten. Tagestouristen, die ausdrücklich erwünscht sind, brauchen ja keine. Unser Substantiv «Ressort» war – wie könnte es anders sein? – pünktlich zur Eröffnung mit einem Störmanöver zur Stelle. «Das Ressort besteht aus einem Mix von historischen und modernen Gebäuden», schrieb die *Handelszeitung*. In einem Interview im *Bund* wurde in Abrede gestellt, «dass das Ressort nur eine Adresse für gut Betuchte» sei. Unser «Ressort» kämpft an allen Fronten. Sogar im Baedeker-Reiseführer «Kroatische Adriaküste» ist von einem «Luxus-Ressort» die Rede. «Er soll EU-Gelder für ein Wellnessressort zweckentfremdet haben», war auf *Spiegel Online* zu lesen. «Ex-US-Präsident Obama entspannt in Luxus-Ressort», so ein grosser Titel in der *Stuttgarter Zeitung*.

Das «Ressort» hat leichtes Spiel. Manchen Leuten kommt es auf ein s mehr oder weniger nicht an, und sie wirbeln unbekümmert «das» und «dass» oder «desert» und «dessert» und eben «Resort» und «Ressort» durcheinander. Es ist ja verständlich, dass es sich das «Ressort» in der Wellness-Abteilung bequem machen möchte, aber dort gehört es nicht hin. In den Zeitungsressorts Wirtschaft, Kultur oder Sport gibt es genug zu tun. Richtig zu Hause fühlt sich so ein altes französisches Wort natürlich in den verschiedenen Ressorts einer Regierung.

Das «Ressort» gehört in die Schranken gewiesen. Dem «Resort» hingegen sollten wir zu Hilfe eilen und ihm jedwede Unterstützung angedeihen lassen.



## Die Bibel

# Über die Tiere herrschen

Von Peter Ruch

Zunehmend werben Vegetarier und Veganer in den Medien für ihre Überzeugung. Es fehlt auch nicht an Einfällen, den Fleischkonsum mit Regulierungen zu erschweren. Die Bemühungen haben einen ethischen Anspruch: Es geht um das Wohl und die Würde der Tiere. Diese wird bei der modernen Fleischproduktion (!) oft und krass missachtet. Schon 1923 gab es die Forderung der «Ehrfurcht vor dem Leben». Für den Theologen, Musiker und Tropenarzt Albert Schweitzer war das Leben – trotz Schiller – der «Güter höchstes». Richtig daran ist, dass auch Tiere eine Seele haben und dass sich der Mensch bei der Tötung eines Tieres zumindest bewusst sein sollte, was er tut. Die Landtiere wurden nach dem biblischen Schöpfungsmythos am gleichen Tag wie der Mensch erschaffen und stehen ihm nahe. In den Nomadenkulturen leben die Menschen eng mit den Tieren zusammen. Das Leben genügt als Kriterium der Ethik allerdings nicht. Gerade für Nomaden ist es unerlässlich, Tiere zu töten und zu verspeisen. Gott ordnet dem Menschen die Tiere unter: *Herrscht [...] über alles Getier, das sich auf der Erde regt* (Genesis 1, 28). Adam und Eva kleidete er mit Fellen. Und als Kain dem Herrn Fleisch und Abel Feldfrüchte opferte, nahm er ausgerechnet das Fleischopfer an. Nebenbei gesagt, ernähren sich unzählige Tierarten von anderen Tieren.

Auf meinem Primarschulweg in den sechziger Jahren kamen wir an einer Metzgerei vorbei. An den Schlachttagen hielten wir inne und betrachteten die Tiere, die draussen angebunden auf den Tod warteten. Ihre Augen liessen vermuten, dass sie Bescheid wussten. Unsere Familie kaufte dort ein, und ich dachte dabei oft an die Kälber und Rinder. Heute lassen die staatlichen Vorschriften praktisch nur noch industrielle Schlachthöfe zu und vertuschen damit den Zusammenhang zwischen Tötung und Fleischverzehr. Das dürfte die Gefühlskälte fördern. Vegetarisch-moralischer Hochmut hat hier aber nichts zu suchen. Man kann ja Vegetarier, Nichtraucher und Abstinente sein – und trotzdem Adolf Hitler heissen.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

## Kino

# Liebe und zersägte Knochen

Einer der ungewöhnlichsten Filme des Jahres kommt aus Ungarn. «On Body and Soul» erzählt eine seelenvolle Lovestory im Schlachthaus. Von Wolfram Knorr



Man wartet auf den Schuss: «On Body and Soul».

Ach, wie wundersam: Da stehen doch im Wald, Schnee rieselt sanft herab – ein Hirsch und eine Hirschkuh. Entspannt bewegen sie sich, beschnuppern sich und sind ganz auf sich bezogen. Immer schön zentriert gefilmt, wirkt das fast wie eine Kitschfototapete, eines dieser idyllischen Tableaus. Aber zugleich ist das Bild beunruhigend: Man wartet auf den Schuss. Mit dieser irritierenden Magie beginnt einer der ungewöhnlichsten Filme der Kinosaison: «On Body and Soul» von der Ungarin Ildikó Enyedi. Die Regisseurin (sie schrieb auch das Buch) gehört zu den eigenwilligsten Europas. Mit ihrem Erstling «Mein 20. Jahrhundert» (1989) feierte sie Erfolge und wurde ausgezeichnet. Dann verschwand sie vom europäischen Radar und ist nun wieder erstaunlich präsent.

Auf Hirsch und Hirschkuh folgt der Schuss, aber er trifft ein Rind, das auf gefliesten Boden kracht. Dann sieht man Menschen in Overalls, die Knochen zersägen. Wir sind – radikaler Schnitt – im Schlachthof, und die Erzählung beginnt. Der Personalchef stellt neue Metzger ein, Direktor Endre (Géza Morcsanyi) kontrolliert das, und die neue Qualitätskontrolleurin mit Vornamen Maria (Alexandra Borbély), die nur als «Fräulein Doktor» angesprochen werden möchte, tritt ihren Dienst an. Sie gilt, weil sie in der Kantine nicht mit anderen an einem Tisch sitzen will, als arrogant. Nur Endre, der einen gelähmten Arm hat, zeigt Neugierde an der seltsamen Maria, die niemanden ansieht. Zwischen die routinierten Abläufe, die Ge-

sprache und Kommentare der Angestellten schieben sich immer wieder Hirsch und Hirschkuh im verschneiten Wald.

Marias Wohnung, ihr emotionsloser Blick im weissen Licht des Laptops, ihr ganzes Verhalten sind so kalt und klinisch wie die Kühlhalle des Schlachthofs, das Zersägen der Knochen, das Blut auf den weissen Fliesen. Entspricht die Fettschicht des Fleisches nicht der Norm, ist es für Maria «zweitklassig». Die Metzger beschwerten sich beim Chef Endre, und der muss zu Maria. Und schon sind Hirsch und Hirschkuh wieder im verschneiten Wald. Nähe zueinander finden der gehemmte Endre, der mit den Frauen abgeschlossen hat, und Maria, die am Asperger-Syndrom leidet, erst über einen Diebstahl, der alle Angestellten nötigt, einer Psychologin Rede und Antwort zu stehen. Es geht um ein «Täterprofil». Im Lauf der Untersuchungen stellt sich heraus, dass Maria und Endre, unabhängig voneinander, immer wieder den gleichen Traum haben: Er träumt von einem Hirsch, sie von einer Hirschkuh. Für die Psychologin eine unmögliche Expertise; sie widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit.

Ildikó Enyedi will mit der Kuriosität auf innere, eingesperrte Gefühlsbilder verweisen, die rauswollen, aber nicht können. Ein kühner filmischer Vorgang. Erst nachdem die Psychologin beide über ihre Träume informiert hat, weil sie annehmen muss, sie seien abgesprochen, umkreisen sich gewissermassen, auf der Suche nach Gemeinsamkeit, Endre und Maria.

Ein Vorgang verrückter und schmerzhafter Situationen. Enyedi zeigt diesen Liebesprozess im Schlachthaus des Lebens, wo Blut fliesst und jede Liebe sich immer nahe am Geschlachtetwerden bewegt. Die optischen Einfälle sind dabei von suggestiver Energie, die die Lovestory fast zum Thriller macht. Eltern autistischer Kinder, so Enyedi, hätten sich bei ihr für die Genauigkeit, mit der sie eingesperrte Empfindungen visuell umgesetzt habe, bedankt. An der Berlinale erhielt «On Body and Soul» den «Goldenen Bären». ★★★★★

#### Weitere Premieren

**All I See Is You** — Gina (Blake Lively) ist nach einem Unfall als Teenager blind. Mit ihrem Ehe-



**Beziehungsmurks:** «All I See Is You».

mann James (Jason Clarke) lebt sie in Bangkok und ist von ihm abhängig. Als sie dank einer neuen Operation wieder sehen kann, verändert sich ihr Verhältnis zum Gatten. Es kommt zu Spannungen, und ihre Sehkraft nimmt wieder ab. Um den Schweizer Marc Forster, einst als hoffnungsvolles Talent in Hollywood gefeiert («Monster's Ball»), ist es seit seinem Bond-Film «Quantum of Solace» (2008) stiller geworden. Bei seinem jüngsten, arg den Kitsch schrammenden Opus kriegt er Melodram und Psychothriller à la Hitchcock nicht zusammen. Zu sei-fig bleibt der Beziehungsmurks. ★★★★★



**Blenderei:** Toni Collette in «Madame».

**Madame** — Eine verbiesterte Society-Lady (Toni Collette) ist derart abergläubisch, dass sie zum exklusiven Dinner die Krise bekommt: Weil ihr Stiefsohn erscheint, sind es dreizehn Gedecke. Unmöglich, da muss eine vierzehnte

Person dazu. Also wird das Dienstmädchen Maria (Rossy de Palma) ins Abendkleid gezwängt und im Verein der Blasierten als spanische Adlige ausgegeben. Die Blenderei entlarvt eine soziale Schicht, die nur von Blenderei lebt. Leider nippelt der Spass von Amanda Sthers (Regie und Buch) in der zweiten Hälfte ab. Vielleicht weil Sthers über ihren bösen Sarkasmus ein wenig erschrocken ist. Ausserdem kommt Harvey Keitel als durchtriebener Gatte zu kurz. Aber Rossy de Palma ist prächtig. ★★★☆☆

**The Mountain Between Us** — Eine Liebe, aber die Liebenden müssen sie sich extrem hart erarbeiten, im Überlebenstraining sozusagen. Ein Schwarzer (Idris Elba) und eine Weisse (Kate Winslet) bruchlanden hoch oben in den Rockies. Alles schwer symbolisch, leider zäh. ★★★☆☆

#### Knorrs Liste

1	<b>Paddington 2</b> Regie: Paul King	★★★★★
2	<b>Detroit</b> Regie: Kathryn Bigelow	★★★★★
3	<b>The Square</b> Regie: Ruben Östlund	★★★★★
4	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
5	<b>Coco</b> Regie: Lee Unkrich	★★★★☆
6	<b>Just Like Our Parents</b> Regie: Láis Bodanzky	★★★★☆
7	<b>Aus dem Nichts</b> Regie: Fatih Akin	★★★★☆
8	<b>Battle of the Sexes</b> Regie: Jonathan Dayton / Valerie Faris	★★★★☆
9	<b>Victoria and Abdul</b> Regie: Stephen Frears	★★★★☆
10	<b>Murder on the Orient Express</b> Regie: Kenneth Branagh	★★★☆☆

# DER KÖNIG DER KARTEN

presented by

## SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ • St. Gallen • Schaffhausen • Zürich

## Jazz

# Innenansicht einer Sängerin

Von Peter Rüedi

**E**lla Fitzgerald (1917–1996), einst genannt «First Lady of Jazz», anlässlich ihres hundertsten Geburtstags ein wenig vergessen, war einst tatsächlich eine Jazzsängerin mit annähernd dem Status eines Popstars. Sie hatte eine grosse Wasserverdrängung. Dementsprechend inszenierten ihre Produzenten die Virtuosa vornehmlich zusammen mit grossen Orchestern. Ihre Hits waren schnelle Nummern, in denen sie gerne ein «instrumentales» Feuerwerk zündete, im nonverbalen Scat-Gesang («Mr. Paganini», «A-Tisket, A-Tasket», «How High the Moon», «Oh Lady Be Good» hiessen einige dieser Nummern). Der vielleicht spektakulärste Live-Auftritt der «orchestralen» Ella ist der zusammen mit der Band von Duke Ellington: «Ella and Duke at the Côte d'Azur». Weniger bekannt ist ihre geheime Liebe für die Kunst der Ballade. Die vor allem mag Ira Gershwin, den Texter seines Bruders George, zur Bemerkung veranlasst haben: «Erst seit ich Ella Fitzgerald unsere Songs singen hörte, weiss ich, wie gut sie sind.» Damit mag er sich weniger auf das voluminöse Gershwin-Songbook bezogen haben, das Norman Granz im Rahmen einer ganzen den Starkomponisten des «Great American Songbook» gewidmeten Reihe produzierte, als vielmehr auf einen eher obskuren Vorläufer solcher Konzeptalben.

«Ella Sings Gershwin» erschien, kaum war die Langspielplatte erfunden, 1950 auf Decca. Das Duo-Album, aufgenommen zusammen mit dem Pianisten Ellis Larkins – als Begleiter ein Weltmeister der Diskretion wie sonst nur noch Hank Jones oder Ellas späterer *musical director* Tommy Flanagan – lässt, wie seine Fortsetzung «Songs in a Mellow Mood» von 1954, die introvertierte Ella hören, mit einem feinen kehligen Timbre, radikalem Verzicht auf alle virtuose Ornamentik und einer Delikatesse ohnegleichen. So waren Klassiker wie «But Not for Me» oder «Someone to Watch over Me» vorher noch nie zu hören. Und danach auch nicht. Die Reedition bringt auf einer zweiten CD ein weiteres Duo mit Paul Smith am Piano: ebenfalls *the intimate* Ella, ebenfalls viele grossartige Balladen, aber in der Begleitung nicht ganz die Souplisse des umwerfenden Larkins.



**Ella Fitzgerald:** Complete 1950–60 Piano Duets. Essential Jazz Classics EJC 55724



Thiel

## Wahrheit

Von Andreas Thiel

**Arzt:** Was fehlt Ihnen?

**Patient:** Eine Einsicht.

**Arzt:** Einsicht wozu?

**Patient:** Die Einsicht, dass man nicht immer die Wahrheit sagen darf.

**Arzt:** Das kenne ich. Bei uns heisst das Arztgeheimnis.

**Patient:** Als Arzt dürfen Sie die Wahrheit verheimlichen?

**Arzt:** Ja, aber als Arzt habe ich auch einen Eid abgelegt.

**Patient:** Und wenn man keinen Eid abgelegt hat, darf man die Wahrheit sagen?

**Arzt:** Man darf, aber man muss nicht.

**Patient:** Muss man denn nicht die Wahrheit sagen?

**Arzt:** Nur unter Eid muss man die Wahrheit sagen.

**Patient:** Eben sagten Sie noch, Ihr Eid entbinde Sie davon, die Wahrheit zu sagen.

**Arzt:** Ich bin Arzt und nicht Jurist.

**Patient:** Ist es ein Fall für die Justiz, wenn jemand die Wahrheit sagt?

**Arzt:** Na ja, wenn man es medizinisch betrachten, dann kann man sich schon fragen, wie krank einer sein muss, um die Wahrheit zu sagen.

**Patient:** Ich weiss nicht. Ich habe ja keine Schmerzen.

**Arzt:** Die Wahrheit kann aber durchaus schmerzen.

**Patient:** Ich habe gehört, es gibt Menschen, die selbst unter den grössten Schmerzen nicht die Wahrheit sagen.

**Arzt:** Wovon sprechen Sie?

**Patient:** Von Folter.

**Arzt:** Wurden Sie gefoltert?

**Patient:** Nein, ich sage gerne aus freien Stücken die Wahrheit.

**Arzt:** So was habe ich ja noch nie gehört. Sagt einer einfach so die Wahrheit, ohne krank zu sein, ohne Eid und ohne Folter. Ich glaube nicht, dass dieser Fall medizinischer Natur ist. Ich denke, Sie sind eher ein Fall für die Psychiatrie.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Star für einen Abend

Privatkonzert im Zürcher Volkshaus; Intermezzo im «Coco» am Paradeplatz; Christmas-Cocktail im «Meylenstein». Von Hildegard Schwaninger

Jetzt hat auch Zürich seine **Florence Foster Jenkins** (das Leben der US-Millionärin, welche die New Yorker Carnegie Hall gemietet und ihre Freunde dort mit einem Konzert beglückt hatte, wurde mit **Meryl Streep** verfilmt). Sie heisst **Christine Huvos-Federspiel**, ist die Ehefrau des Zürcher Internisten **Dr. Urs Federspiel** und gab letzte Woche ein Konzert (Chansons und Swing) im Zürcher Volkshaus, das bis auf den letzten Platz besetzt war. Der Applaus wollte nicht enden. Urs Federspiel hat dieses Konzert seiner Frau zum Hochzeitstag (es war auch ihr Geburtstag) geschenkt. Er mietete den Saal, engagierte **Pepe Lienhard** und dessen Big Band als Begleiter sowie **Röbi Koller** als Conférencier, liess Flyer drucken und stand – wie Theaterdirektor Striese – höchstpersönlich beim Eingang, um das Einströmen des Publikums zu beobachten. Da Federspiel ein beliebter Arzt ist (er ist der Hausarzt der halben Stadt und macht auch Hausbesuche), sass im Konzertsaal ein ziemlich prominentes Publikum. Man sah **Franco Knie** und **Claudia Knie**, Regisseur **Rolf Lyssy**, die Kulturschaffende **Corinna Fueter**, Sänger **Pino Gasparini**, Tanzlehrerin **Marianne Kaiser** sowie viele Mediziner.

Christine Huvos, eine Frau mit viel Charme, tat ihr Bestes. Sie sang Lieder, die zum besonderen Tag passten: von «It's a Good Day» über «Big Spender» bis «Non, je ne regrette rien». Eigentlich wollte die Kosmopolitin (Ungarin/Amerikanerin/Schweizerin) Sängerin werden, dann wurde sie Lehrerin. Vielleicht besser so.

Nach dem Konzert gab es einen Umtrunk. Ihre Freundinnen vom American Women's Club of Zurich waren da, von ihnen wurde Christine Huvos wie ein Star umschwärmt. Urs Federspiel machte mit dem Konzert seiner geliebten Frau eine Freude und tat auch Gutes: Der Gesamterlös aus dem Ticket- und CD-Verkauf ging an die Stiftung Lebensfreude, deren Präsidentin **Christine Lienhard**, die Frau von **Pepe Lienhard**, ist.

Der Zürcher Kantonsrat **Hans-Peter Amrein** war etwas verblüfft, als er **Michel Péclards** Vorzeigerestaurant «Coco» am Paradeplatz betrat und mit «Salü!» begrüsst wurde. «Sind wir per du?», fragte er den freundlichen Angestellten. Bei Tisch duzte ihn der Kellner ebenfalls, und Amrein fragte wieder: «Sind wir per du?» Da antwortete dieser, das sei «unsere Geschäftspolitik». So etwas lässt sich ein gestandener Mann wie Amrein nicht gefallen. Er stand auf, bezahlte sein Wasser und ging. Das heisst, er wollte gehen. Da stellte sich ihm ein, wie Amrein sagt, «etwas ungepflegter Deutscher oder Österreicher» in den Weg und begann zu argumentieren. «Reden Sie anständig mit mir!», pfefferte ihm Amrein entgegen. «Wir sind doch nicht in einer billigen Bar im Seefeld, sondern in einem feinen Restaurant von Herrn Péclard.» Dem Herrn Kantonsrat hat es also den Hut gelupft, hier will er nie mehr essen, wie er betonte, «nicht einmal, wenn **Jacky Donatz** kocht». Vielleicht muss Michel Péclard da noch einmal über die Bücher.



Fast verliebt

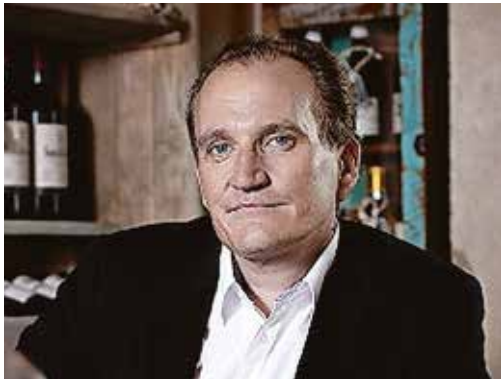
## Wunder von Bern

Von Claudia Schumacher

Der Berner Mann ist die Lösung aller Zürcher Frauenprobleme!, sagt Dorli, während wir auf dem Weihnachtsmarkt in seliger Eintracht ihre Churros in die

Schoggisauce tunken. Dorli weiss Bescheid, vor allem nach zwei Glas Glühwein. Weltfraulich schaut sie in den Christbaum mit den Lichtern und hebt an, mir die Sachlage zu erklären: «All diese Zürcher Mädels, diese *skinny* Girls mit *Daddy issues*. Sie sind so fragil geraten, weil ihre Väter keine Kinder wollten und es zu Hause nie genug Liebe gab. Als erwachsene Frauen verzweifeln sie dann an den Zürcher Männern, die genauso gestört sind wie ihre Väter.»

Das Schema sei immer gleich: Die neurotische Zürcher Karrierefrau werde älter, bindungswillig – der Zürcher Mann hingegen bleibe ein Tunichtgut und ein Kinderfeind. Am Ende würden alle zum Psychiater rennen oder sich selbst im Nachtleben medikamentieren. Im Suff oder wegen der «Medikamente» komme es dann eben doch zu vereinzelt Kindergeburten, was die unverhofften Väter aber nur zerknirsche. Selbst wenn sie das Kind äusserlich



«Sind wir per du?» Michel Péclard.



Pepe Lienhard, Christine und Urs Federspiel-Huvos.



Wie immer vom Besten: Beat Meyerstein.

Das, was man «alles» nennt, strömte ins «Meylenstein» zum traditionellen Christmas-Cocktail. «Alles» war da, denn es gab gratis zu essen und zu trinken – und, wie immer bei den Gastgebern Meyerstein, vom Besten und reichlich genug. Interessant: Als Musikliebhaber **Beat Meyerstein** kürzlich alle seine Freunde per SMS in ein Konzert eingeladen hatte, für das jeder 150 Franken Eintritt zahlen sollte (das ganze Geld ging an die junge Pianistin), kam von all diesen Freunden kein einziger; zum Konzert der Taiwanerin **Shih-Wei Huang** kamen exakt 52 Musikfreunde, aber keiner der lokalen *beautiful people*, die immer überall dabei sind, wo es gratis ist. Alle hatten eine Ausrede.

Der Christmas-Cocktail war trotzdem schön. **Janine Meyerstein** dankte den vielen Stammgästen, die bei Autop und Stützliwösch ihre Autos waschen lassen, für die Treue. Das Autoreinigungsunternehmen feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. **Beat und Ellen Meyerstein** hatten es 1995 von **Christoph Suter**, damals Besitzer des Hotels «Splügenschloss», erworben und ein grosses Unternehmen daraus gemacht. Heute wird es von ihren beiden Töchtern **Janine und Marlene Meyerstein** geführt. Der Lebenspartner von Marlene Meyerstein und Vater ihrer beiden Kinder ist Ex-Fussballstar **Ciriaco Sforza**, der mit seinem Sohn **Gianluca** aus erster Ehe zum Adventscocktail kam. Da die Gäste nicht mehr gehen wollten und die Gastgeber sich niemals lumpen lassen, liessen sie – das Dessert war bereits gereicht und die Teller mit den Profiteroles leergefegt – noch einmal Salami, Käse, Oliven und Brot auffahren. Es war eine lustige Party.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

annahmen, lehnten sie es innerlich ab. Der Ausgang: Unglück – und eine neue Generation bindungsgestörter Zürcherinnen und Zürcher.

Das Dorli schaut finster, an ihrer Backe klebt etwas Schoggisauce. «Dies, meine Liebe», verkündet sie schauerlich, «dies ist der Teufelskreis, in dem dieses elende Zürich verrottet. Liebe, das ist in dieser Stadt nicht mehr als eine kollektive Zwangsneurose.» Sie selbst ist auch ein bisschen *skinny*, über ihren Daddy weiss ich wenig, aber Zürich ist ihre Heimatstadt und ihre Beziehung zu dieser offenbar auch nicht ganz frei von Neurosen. Was will man machen. Bekanntlich kommt man nicht aus seiner Haut.

«Zum Glück gibt es noch die Berner!», ruft sie – und klingt jetzt ganz begeistert. «Ich sag' das nicht nur, weil mein eigener Freund aus Bern ist. Mir geht's einfach wie vielen anderen Zürcherinnen, die früher oder später den Berner Mann entdecken.»

Dorli führt das aus, und es klingt wunderbar: Der Berner als das Schweizer Sanatorium in Menschenform, der geruhsame Bartträger, an dem die geschundene Zürcher Frauenseele gesunden könne, der süsse Globulus im Flanellhemd, der Wandersmann mit rauen Händen, einem Hund und dem unbedingten Willen zur Fortpflanzung. «In Bern, da gehen schon die Teenager zusammen wandern, haben rote Backen und gesunden Sex. Nichts da mit Anorexie, Gewaltvideospiele und Perversionen», meint Dorli erstaunlich ernst.

Ihr Berner Freund übrigens, für den stehe fest, dass sie mindestens drei Kinder bekommen und er diese auch zu 50 Prozent hüten werde. Als Dorli mir am Ende ihrer Rede ein Lächeln schenkt, wirkt sie wie ein Kind, das soeben den Weihnachtsmann gesehen hat.



Unten durch

## Pfählungsmodus

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, deine Frau kommt aufgeregt zu dir und zeigt dir den Weihnachtswunschzettel eures achtjährigen Sohns: «Libes Kristchind, pring mir bitte das kompjuder schpil: Attila, Euroba mus brennen.» «Ja, schrecklich», sagst du, «aber auf Rechtschreibung legt unser Schulsystem ja keinen Wert mehr!» Deiner Frau macht aber nicht die Orthografie Sorgen, sondern die Sympathie eures Sohnes für einen hunnischen Gewaltherrscher. Sie bittet dich, mit dem Kleinen zu sprechen und ihn dazu zu bringen, sich etwas Friedlicheres zu wünschen. Du versprichst es ihr, aber es stört dich, dass deine Frau etwas gegen Hunnen hat. Sie ist sonst allen Völkern der Welt gegenüber immer eine Spur verständnisvoller, als dir lieb ist. Nur bei den Hunnen drückt sie kein Auge zu. Deshalb reizt es dich, jetzt auch einmal verständnisvoll zu sein. Bei den Hunnen fällt dir das nicht einmal so schwer. Für dich ist Attila nämlich so etwas Ähnliches wie der Chef einer Feinschmecker-Gilde. Seine Männer haben das Beef Tatar erfunden, deine Lieblingsspeise. Du kennst sämtliche Restaurants der Schweiz, die ein wirklich gutes Beef Tatar anbieten. Das allerbeste bekommt man bei einem Bündner Küchenchef, der sich extra ein Pferd gekauft hat, unter dessen Sattel er auf Bestellung ein Stück Rinderhüfte legt. Seine Tochter reitet dann mit dem Pferd durchs Engadin, und wenn sie zurückkommt, riecht das Fleisch genau so, wie es riechen muss.

Die Hunnen waren sicher keine Chorknaben, aber sie werden missverstanden: Was uns an ihrem Verhalten heute als grausam und beutelüstern erscheinen mag, war in Wahrheit nur die schrittweise Ausführung eines Kochrezepts. Zuerst schoben sie 1 kg Rindsfiletspitze unter den Sattel. Dann suchten sie sich 1 Kloster à 20 frische Mönche. Sie verfolgten die Mönche im Galopp 1/2 Std. bei mittlerer Hitze des Gefechts, bis das Filet schön mürbe war. Danach plünderten sie 1 Dorf, denn sie brauchten 4 Eigelb und 50 g Zwiebeln. Da sie in Mitteleuropa keine Kapern und Sardellen bekamen, fielen sie ins Weströmische Reich ein. Nach der Belagerung von Ravenna konnten sie das Tatar endlich mit

» Fortsetzung auf Seite 86

4 TL Kapern und 5 Sardellen geschmacklich abrunden. Tief in deinem Herzen weisst du natürlich, dass diese Sichtweise historisch nicht haltbar ist, aber das weiss deine Frau jeweils auch, wenn sie die ganze Welt umarmt. «Was hast du eigentlich», fragst du sie, «gegen Hunnen? Wieso behandelst du sie, als seien sie Barbaren gewesen, die die Sardellen auf den Köpfen ihrer Feinde kleinhackten?» Es tut so gut, jetzt auch mal so zu sein! Endlich verstehst du, was daran so befriedigend ist. Du versuchst deine Frau davon zu überzeugen, dass die grosse Masse der Hunnen friedlich war und nur in Ruhe ihr Tatar essen wollte, und dass die Gräueltaten, die in den Geschichtsbüchern geschildert werden, von einzelnen vereinsamten Hunnen begangen wurden, die eigentlich gar keine richtigen Hunnen waren, sondern kriminelle Ostgoten, die sich nur als Hunnen ausgaben, um ins hunnische Paradies zu kommen, das als komfortabler galt als das ostgotische.

Deine Frau wirft dir «plumpe Anspielungen auf aktuelle Probleme» vor. Sie sagt, sie wolle nur verhindern, dass euer Sohn Computerspiele spiele, in denen es einen «Pfählungsmodus» gebe. «Der Pfählungsmodus», sagst du, «war der traditionelle Justizmodus eines Steppenvolkes, das über sehr wenig Holz verfügte. Den Luxus eines Scheiterhaufens konnten sich diese Menschen nicht leisten: Sie machten ihre Verurteilten auf ökologische Weise mit nur einem einzigen kleinen Pfahl mit dem Jenseits vertraut. Wenn unser Sohn also im Pfählungsmodus spielt, lernt er, mit den Ressourcen der Natur verantwortungsbewusst umzugehen.» «Bist du jetzt völlig übergeschnappt?», fragt deine Frau. «Ja», sagst du, «aber es fühlt sich überraschend gut an!»



## Wein

# Flug über die Anden

Von Peter Rüedi

Der Name des Weinguts stammt nicht aus der Önologie, sondern aus der Ornithologie. Kaiken (spanisch: Caiquén) heisst eine südamerikanische, die «magellanische» oder «patagonische» Wildgans. Sie ist der einzige Vogel, dem nachgesagt wird, die Anden überqueren zu können. Das legte sie als Wappentier nahe, als der chilenische Weinpionier Aurelio Montes Anfang des Jahrtausends selbst den Sprung über die Anden wagte und 2002 im argentinischen Mendoza eine zweite Kellerei gründete. Montes ist einer der Paten des neuen chilenischen Weinbaus, der sich stark an bordelesischen Vorgaben orientierte, aber bald eine eigene Charakteristik entwickelte, mit mehr fruchtbetonten, weniger auf ein biblisches Alter – also kantige Tannine und geballte Stofflichkeit – hin vinifizierten, in der Regel auch günstigeren Weinen, was ihnen den Ruf von «Bordeaux lights» eingetragen hat und sie im Angebot der Grossverteiler zu beliebten Etiketten avancieren liess. Allein, entgegen diesem zweifelhaften Renommee hatten Produzenten wie Montes, Errázuriz und einige andere zwar

immer noch die Zugänglichkeit ihrer Weine im Sinn, aber ebenso deren Qualität. Montes bewirtschaftet heute in Chile (genauer: u. a. im berühmten Colchagua und im kühleren nördlichen Valle de Aconcagua) nicht weniger als 800 Hektaren. Über den Anden, in der Provinz Mendoza in Maipú, Cruz de Piedra, Ugarteche, Agrelo und im Valle de Uco sind es inzwischen auch schon gut 100 Hektaren. Regie führt hier Montes' Sohn, Aurelio junior, der die unterschiedlichen Voraussetzungen, das im Vergleich zu Chile trockenere Klima und die Höhenlagen der Rebberge (bis zu 1300 Meter), rigoros nutzt.

Vater und Sohn sind ein Dream-Team. Auch insofern, als sie unterschiedliche Meinungen aushalten und ausdiskutieren. So etwa die Differenz in der Beurteilung der Sorte Cabernet Franc, vom Sohn (selbstverständlich neben dem Mendoza-Protagonisten Malbec) bald ins Auge gefasst. «Wer wird jemals Cabernet Franc trinken?», soll der Vater, die führende Rolle dieser Rebe im Verschnitt des Cheval Blanc vergessend, zuerst finster bemerkt haben. Um sich nach ein paar Jahren bei der Blindverkostung des Kaiken Obertura, eines hundertprozentigen Cabernet Franc des beharrlichen Jungen, eines Besseren belehren zu lassen. Der 2014er Obertura ist, trotz hohen Alkoholgehalts, ein feingewirktes, komplexes und doch zugängliches Kunstwerk: grosse Frucht (Cassis, Brombeere, Pflaume), aber auch schöne Würze und Noten von Kaffee und etwas Schokolade, gar eine Spur Leder. Lang – im Abgang und in der Lebenserwartung. Eine Musterlektion dafür, dass die Cabernet Franc zu mehr taugt als zum Weichzeichner in ansonsten etwas klirrenden Bordeaux-Cuvées...

Montes Weine Uco Valley Mendoza Kaiken Obertura Cabernet Franc 2014, 14,5%. Wyhus, Belp. Fr. 31.90. [www.wyhusbelp.ch](http://www.wyhusbelp.ch)



## Genuss

# Immer wieder Fürstenuau

Von David Schnapp

Die Schweiz ist ein Feinschmeckerland, nirgendwo sonst gibt es im Verhältnis zur Bevölkerungsgrösse mehr Michelin-Sterne, und im «Gault Millau» sind über

800 Restaurants beschrieben und benotet. Aber ganz oben ist die Luft dünn, kulinarische Erlebnisse auf Weltklasse-Niveau schaffen nur wenige. Wenn man unternehmerischen Erfolg als zusätzliches Kriterium einführt, kommt man immer wieder nach Fürstenuau.

Im voralpinen Domleschg hat Andreas Caminada mit seinem «Schloss Schauenstein» nicht nur ein Restaurant mit Top-Bewertungen geschaffen, sondern auch den Kern eines Unternehmens, das behutsam grösser wird. Faszinierend ist einerseits das Geschick des Kochs, der 2003 das Haus als Restaurant zu nutzen begann, mit dem er seinen Namen als Marke nutzt. Zu den Haupteigenschaften eines hervorragenden Kochs gehört die Konstanz, und jede vertrauenswürdige Marke lebt ebenfalls von der Zuverlässigkeit. Caminada hat seinen Küchenstil immer weiterentwickelt, nie mit radikalen Veränderungen, sondern eher in kleinen Schritten. Die Küche lebt von ihrer klassischen Basis und

einfachen Produkten. Kopfsalat wird, flüssig in einer Kugel gefangen, zum Ereignis. Eine Rolle aus Rosenkohl, gefüllt mit einer Senfcreme, ist geschmackvoll, bodenständig und dennoch raffiniert. Später gibt es Sauerkraut als Eis, durch die Veränderung von Textur und Temperatur entsteht aus einem vermeintlich erwartbaren Moment Magie. Es gibt Kürbis (mit Dörrbirnen und Cicorino rosso) oder Lammbauch (mit Zwetschgen und fermentiertem Knoblauch), und immer umgibt diese Gerichte ein feiner Zauber – das Merkmal ganz grosser Küche mit globaler Ausstrahlung. Anfang Jahr schliesst das «Schauenstein» für fünf Monate, bis dahin kann man sich noch verzaubern lassen.

Restaurant Schloss Schauenstein, Schlossgass 77, 7414 Fürstenuau. Tel. 081 632 10 80. [www.schauenstein.ch](http://www.schauenstein.ch). Montag-, Dienstag- und Mittwochmittag sowie Montag- und Dienstagabend geschlossen. Betriebsferien vom 1. Januar bis 31. Mai 2018.



Auto

## Von der idealen Grösse

Der neue BMW X3 ist ein handliches SUV mit erstaunlichen Fahreigenschaften. *Von David Schnapp*

Grosse Autos sind etwas Schönes, in einem BMW X5, Volvo XC90, Range Rover oder Audi Q7 auf längere Reisen zu gehen, ist höchst komfortabel und entspannend. Für den urbanen helvetischen Durchschnittstag sind die Autos dann aber schnell einmal unhandlich. Es gibt deshalb so etwas wie eine ideale Alltagsgrösse, die ich völlig unrepräsentativ und sehr persönlich ermittelt habe: Es ist ungefähr die Grösse eines BMW X3.

### BMW X3 30d

Leistung: 265 PS/195 kW  
Hubraum: 2993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h  
Preis: Fr. 69 200.–,  
Testauto: Fr. 101 240.–



Das Kompakt-SUV wurde eben neu aufgelegt und ist genau 4708 Millimeter lang, 1891 Millimeter breit und 1676 Millimeter hoch. Die Vereinigung schweizerischer Strassenfachleute (VSS) empfiehlt in ihrer Schweizer Norm 640 291 eine Breite von 2,3 Metern für Senkrechtparkfelder, je nach Art des Parkplatzes – bei einem Längsparkfeld zum Beispiel kann es aber auch deutlich weniger sein. Die Längenempfehlung beläuft sich auf 4,5 bis 5 Meter. Die technischen Details sollen nur veranschaulichen, dass so ein X3 ziemlich gut in ein Schweizer Normparkfeld passt. In der autoskeptischen Stadt Zürich kann es ja schon einmal passieren, dass ein Autofahrer gebüsst wird, weil sein Wagen über das Parkfeld hinausragt – selbst dann, wenn das Feld kleiner sein sollte als die vorgeschriebene Norm.

Nun habe ich mit dem neuen X3 nicht nur parkiert, ich bin damit auch ziemlich gut herumgekommen, hauptsächlich auf Autobahnen und Bergstrassen. Und das kam so: Für ein gepflegtes Männerwochenende ge-

langte eine Fünfferrunde ins Val Lumnezia. Auf diesem Weg kann das BMW-SUV einige seiner Stärken ausspielen: Auf Autobahnen und Landstrassen fährt es sich äusserst komfortabel und, wie man so schön sagt, teilautonom. Mit entsprechenden Assistenzsystemen hält das Auto die Geschwindigkeit, den Abstand zum vorausfahrenden Auto und bleibt in der Spur. Und wer jetzt dazwischenrufen möchte: «Mein Auto fahre ich immer noch selber!», der sollte einen Blick in die Staustatistiken werfen. 2016 gab es in der Schweiz 24 066 Stautunden, die allermeisten davon wegen Verkehrsüberlastung. In solchen Situationen fahren Assistenzsysteme besser, reagieren zuverlässiger und zeichnen sich erst noch durch grosse Gelassenheit aus.

Sobald man das Steuer dann wieder selber übernimmt und den Berg hinaufzieht, wirkt der X3 selbst mit fünf erwachsenen Männern (und ihren Skisachen) an Bord erstaunlich dynamisch. Der sympathisch hecklastig ausgelegte Allradantrieb beschleunigt stilsicher aus den Kurven, der Drei-Liter-Turbodiesel mit sechs Zylindern (Testverbrauch: 7,5 Liter) entwickelt maximal 620 Nm Drehmoment, was wiederum eine ziemlich ansehnliche Grösse darstellt. Für manche Autokenner ist es sogar die wichtigste Kennzahl überhaupt – viel wichtiger jedenfalls als das Verhältnis von Fahrzeugmassen zu Normparkfeldern.

## «Kleine Abenteuer im Bordell-Alltag»

Ilan Stephani hat zwei Jahre lang als Prostituierte gearbeitet – und positive Erfahrungen gemacht. Viele Vorurteile gegenüber der käuflichen Liebe hält sie für scheinheilig.

Von Franziska K. Müller

Sie ist blass und ungeschminkt, ihre feinen Gesichtszüge sind wie gemesselt. Für ihren ersten Arbeitstag im Bordell musste Ilan Stephani, 30, ein kurzes Kleid von einer Kollegin ausleihen. Den ersten Kunden empfing die Novizin barfuss, weil sie keine passenden High Heels besass. Die Berlinerin widerspricht optisch dem gängigen Bild, das man von Huren hat. Als Tochter aus gutem Haus weiss sie sich zu benehmen. Die Stimme ist leise, das Auftreten höflich. Gründe, um ihre skandalträchtige Tätigkeit zu verheimlichen, sieht die Akademikerin trotzdem keine. Sex und Tauschhandel seien älter als die Prostitution, sagt die Buchautorin. Und: «Auch bürgerliche Frauen verkaufen sich bisweilen für sozialen Status, Anerkennung und Zuwendung.»

**Frau Stephani, normalerweise spricht man bei Prostitution von Frauenhandel und üblen Zuhältern. Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?**

Längst nicht alle Formen von Prostitution gehen mit Zwang und Gewalt einher. Mich zum Beispiel hat niemand gezwungen und niemand ausgebeutet. In den zwei Jahren meiner Prostitution wäre es mir nicht im Traum eingefallen, einen Zuhälter zu haben. Menschenhändler? Ich wusste kaum, was das ist, und meine Kolleginnen auch nicht. Zum anderen: Als ich im Puff arbeitete, wusste ich, dass die öffentliche Diskussion rund um die käufliche Liebe mit vielen bequemen Vorurteilen verbunden ist, und auch bei den entsprechenden Gesetzen geht es oft mehr um unsere eigenen Ängste und Fantasien als um die komplexe Realität von Prostituierten.

**Aus welchen Gründen hält sich zum Beispiel das Vorurteil von der Opfer-Täter-Konstellation so hartnäckig?**

Vor allem der Gewaltaspekt in der Prostitution erfüllt eine Doppelfunktion: Er bedient unsere eigenen sexuellen Fantasien, während diese gleichzeitig kaschiert werden, indem man Missstände anprangert. Dabei halten wir ein Machtverhältnis auf-

recht, das unter dem Vorwand des Mitgefühls davon ablenkt, dass auch unsere private Sexualität oft von Macht geprägt ist und von Gefühlen wie Scham oder Ratlosigkeit.

**Bestreiten Sie, dass Zwangsprostitution existiert?**

Natürlich nicht. Zwangsprostitution ist eine Realität. Aber eben nicht für alle Prostituierten. Zahlen und Statistiken stammen zudem oft von Institutionen und Beratungsstellen, die zwangsläufig mit Frauen konfrontiert sind, die aufgrund von Notsituationen in der Prostitution gelandet sind.

**Die engen Kategorien, die wir einer Hure zugestehen – entweder das absolute Opfer zu sein oder die verruchte Sexbombe –, sind also unrealistisch und scheinheilig?**

Ja. Wenn die Hure ein beklagenswertes Opfer bleibt, muss sie auch nicht als eigenständiges und selbstbestimmtes Individuum wahr- und ernst genommen werden und bleibt eine gesellschaftliche Aussenseiterin.

**Der Gedanke, dass sich eine junge, schöne Akademikerin wie Sie ohne Notsituation prostituiert, bleibt trotzdem gewöhnungsbedürftig.**

Selbstverständlich fällt es schwer, das zu akzeptieren. Meiner Meinung nach muss sich aber nicht die Hure rechtfertigen, sondern diejenigen, die sich über sie wundern.

**Welche Überlegungen gingen Ihrem Schritt voraus?**

Ich hatte mich schon länger für die feministische Perspektive der Prostitution interessiert und ging davon aus, dass Prostitution patri-

archale Gewalt ist. Ein Trugschluss, wie ich bald merkte, und an die Stelle meiner Skepsis trat dann eine gewisse Begeisterung für den Beruf der Hure.

**Eine spontane Liebe zum Puff?**

Etwas in mir war begeistert, ohne lange zu fragen. Ich war gefesselt von der Dichte, dem Reichtum an Kontakten, der Fülle an Eindrücken und positiven Erfahrungen mit Freiern und Kolleginnen. Bei der Arbeit blühte ich in manchen Aspekten auf und erlebte vieles, was mir schon immer Spass gemacht hat: Humor, Sprache, Kontakt, Körperlichkeit, Neugierde, auch Sexualität.

**Ist der Freier unterm Strich nicht frauenfeindlich und pervers veranlagt?**

Das ist auch so ein Bild, das Generationen von Prostitutionskritikern gezeichnet haben. Die respektvollen, netten und höflichen Männer überwogen bei mir aber bei weitem. Sie waren neugierig und aufmerksam, sie stellten Fragen und lauschten meinen Antworten, kurz: Sie machten mich zu etwas Besonderem. Der Sex im Bordell ist übrigens ähnlich wie zu Hause. Er kann genauso langweilig oder aufregend sein.

**Sie schreiben, die käufliche Frau existiere in den Köpfen der Männer ohnehin. Was ist gemeint?**

Viele Männer im Puff, mit denen ich Sex gegen Geld tauschte, wiesen darauf hin, dass Frauen insgesamt nicht billig seien, wenn man mit ihnen schlafen wolle: Die Restaurantbesuche, die Abende in der Bar, da summiere sich etwas zusammen. Aber nicht nur beim *dating* ist das ein Thema: Auch viele Beziehungen beruhen auf dem privaten Tauschhandel von Sex gegen sozialen Status, Anerkennung und Selbstwert.

**Das finden Sie schlimm?**

Überhaupt nicht. Aber es ist absurd, wenn man gleichzeitig den bezahlten Sex so darstellt, als geschehe er gewissermassen zwischen Ausserirdischen und als handle es sich dabei um eine völlig andere, abgetrennte Welt.

**Irgendwann gingen Sie den Gründen nach, warum Ihnen die Prostitution als Berufung erschien. Und kamen zu einem ungewöhnlichen Schluss: Ihre Wohlerzogenheit, die Sie als Tochter aus gutem Haus verinnerlicht haben, ist schuld daran?**

Um Schuld ging es nicht. Was ich aber weiss, ist, dass auch viele meiner Kolleginnen mit der Prostitution bewusst gegen ihre Erziehung und die bürgerlichen Verhältnisse rebellieren, aus denen sie stammen. Das macht für mich auch deshalb Sinn, weil man als Tochter aus gutem Haus viele Eigenschaften entwickelt, die man als Hure perfekt nutzen kann: Gefälligkeit, Taktgefühl, auf das Ego und das Selbstbild von Männern Rücksicht nehmen, lächeln. Ist es verwunderlich, dass sich einige dieser begabten, intelligenten Mädchen erst als Huren wohl fühlen?

**Für die einen bleibt die Prostitution ein Skandal, für andere ist sie ein Akt der Befreiung?**

In die Prostitution einzusteigen, war für mich befreiend, das ist richtig. Die Prostitu-



«Zwangs-Prostitution ist eine Realität. Aber eben nicht für alle Prostituierten.»





«Humor, Sprache, Körperlichkeit»: Ilan Stephani.

tion hat mir auch ermöglicht, ein tieferes Verständnis von Sexualität und Intimität zu erlangen. Diese Klarheit ist mir heute viel wert.

**Nach zwei Jahren gaben Sie den Job allerdings von einem Tag auf den anderen auf. Wie kam es dazu?**

Ich war gelangweilt. Etwas, was mich lange Zeit fasziniert hatte, war durchsichtig, banal und routiniert geworden. Der Freiheit, in die Prostitution zu gehen, folgte die noch viel grössere Freiheit, sich gegen die Prostitution zu entscheiden.

**Als Akademikerin konnten Sie einen Schritt vollziehen, den andere Prostituierte nicht schaffen.**

Die freie Entscheidung, wann man sich beruflich verändert, ist auch in anderen Berufen ein Privileg. Das Bild, dass Prostituierte den Ausstieg nicht schaffen können, wenn sie wollen, stimmt im Übrigen auch nicht.

**Glauben Sie nach Ihren Erfahrungen im Milieu eigentlich noch an die romantische Liebe?**

Ja. Doch ich sehe auch die Stolpersteine eines Konzepts, das nicht alle glücklich machen kann. Wir haben Sehnsucht nacheinander,

---

«Die Ehrlichkeit, die ich im Bordell erlebt habe, finde ich im bürgerlichen Leben nicht mehr.»

---

aber wir scheitern an kulturellen und gesellschaftlichen Erwartungen und an einem Idealbild, das auf beiden Seiten Stress verursacht und schwierig zu erfüllen ist. Darum glaube ich auch an alle anderen Formen der Liebe.

**Sie arbeiten heute als Körper-Coach: Gibt es Dinge und Menschen aus dem Bordell-Alltag, die Sie vermissen?**

Die Vielfalt der Kontakte und die Überraschungen, wenn Intimität aufkommt oder plötzlich eine witzige Situation entsteht – das sind die kleinen Abenteuer im Bordell-Alltag, die ich manchmal vermisste. Und jene Einblicke, die mir die Freier in ihr Erleben und ihre Ehen erlaubten. Diese Ehrlichkeit finde ich im bürgerlichen Leben nicht mehr.



**Ilan Stephani: Lieb und teuer.**  
Was ich im Puff über das Leben gelernt habe. Ecowin. 264 S., Fr. 29.90

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man ein getragenes Kleid ersteigern, um dies seiner Frau zu schenken?

*Rolf Meier, Rieden*

Das darf man nicht nur, es kann sogar eine glänzende Geschenkidee sein. Vorausgesetzt, Sie kennen den Geschmack Ihrer Frau sehr genau und haben ein Rückgaberecht, falls das Kleid, das Sie ersteigert haben, in Wirklichkeit nicht so tadellos ist wie auf den Fotos im Internet. Ein Kleid mit leicht verblassten Rändern oder aufgerautem Kragen ist ein trauriges Geschenk. Das macht auch der feudalste Designername im Futter nicht wett. Falls Sie unsicher sind: Vintage-Handtaschen sind als Geschenke deutlich unheikler. Denen werden winzige Mängel verziehen, wenn es ein Lieblings-Label Ihrer Frau ist. Tolle Taschen dürfen ein bisschen Alter zeigen.

*Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Es sei in Erinnerung gerufen, dass wir mit einem Partner verhandeln, der bisher alle wesentlichen Verträge gebrochen hat.» *Elisabeth Fraser-von Wartburg*

### Ohne Gegenleistung

Nr. 48 – «Zwei, die sich gefunden haben»; *Weltwoche*-Autoren über den Staatsempfang von Jean-Claude Juncker und die Kohäsionszahlungen an die EU

Die Heimlichtuerei ist vorbei, wir sind jetzt informiert! Doris Leuthard wurde von Jean-Claude Juncker galant gelobt, sie habe die Gesprächsergebnisse seines Besuchs vollumfänglich zusammengefasst, er sei hundertprozentig damit einverstanden. Hingegen dass Juncker zu ihren Ausführungen hinzufügte, dass das Rahmenabkommen bis Frühjahr 2018 ausgehandelt sein soll, war für Leuthard bestimmt nicht eitel Freude. So versuchte sie denn auch, dies mit einem «no comment» zu überlächeln! Zu diesen 1,3 Milliarden Franken Bildungsförderung für die Oststaaten: Wiederum subventionieren wir den EU-Markt ohne jegliche Gegenleistung. Die über Fünfzigjährigen werden vom Staat via ALV und Sozialamt entsorgt, damit diese mit EU-Personal ersetzt werden können. Das Volk bezahlt die Rechnung zweimal: über die Kohäsionsmilliarde und über die enorm steigenden Sozialhilfekosten und ALV-Beiträge. Und last but not least sei in Erinnerung gerufen, dass wir mit einem Partner verhandeln, der bisher alle wesentlichen Verträge gebrochen hat, der das Subsidiaritätsgebot gemäss Art. 5 des Lissabonner Vertrags missachtet, der elementare Aufgaben wie die Sicherung der EU-Grenzen nicht erfüllt und der das restliche Europa wirtschaftlich ruiniert hat und die Schweiz seit Jahren erpresst. *Elisabeth Fraser-von Wartburg, Therwil*

Wer nicht einverstanden ist mit dem eigenmächtigen Entscheid des Bundesrats, aus Schweizer Steuergeldern 1,3 Milliarden Franken in vorausseilender Unterwerfung an die Europäische Union zu zahlen, kann mit dem Stimmzettel am 4. März sein Veto einlegen! Dann stimmen wir ebenfalls über die Billagsteuer ab, die dem Staatsfernsehen (zufällig eben jene) 1,3 Milliarden Franken in die Kasse spülen soll. Mit einem Nein zu diesen Zwangsabgaben können wir zum Ausdruck bringen, dass der Bund doch besser die SBB subventioniert als die EU. *Oskar B. Camenzind, Brunnen*

In unserem Land werden wir nur noch als Menschen zweiter Klasse behandelt. Obwohl ich das ganze Leben hart gearbeitet habe, erhalte ich als alleinerziehende Mutter im AHV-Alter nicht einmal die volle Einzelrente, obwohl ich keine Lücke aufweise. Dies ist beschämend. Es werden lieber Kohäsionszahlungen an die EU geleistet, ohne Gegenleistung. Die eigenen Bürger werden nur noch hingelassen. Zudem

ist es absurd, solche Beträge an Länder wie Polen usw. zu überweisen. Im nächsten Schritt lagern dann die Firmen ihre Arbeit genau in diese Länder aus. Für wie bescheuert hält uns der Bundesrat eigentlich? Zu viel wurde das Volk schon angelogen und verschaukelt, wir glauben nicht mehr alles. *Regula Hiltbrand-Boos, Au*

Unsere Bundespräsidentin hat sich Herrn Juncker wie ein verliebter Teenager an die Brust geworfen. Dieser konnte sich am Schluss seiner Rede ein hämisches Lächeln nicht verkneifen. Deutlicher konnte oder durfte er seine Verachtung gegenüber der Schweiz nicht klarmachen. *Friedrich Frey-Studach, Biel*

Ich bin eine langjährige Leserin, schon als Kind durfte ich in Grossvaters *Weltwoche* schnuppern. Nun stört es mich aber zusehends, wenn unsere Bundesräte despektierlich auf der Titelseite abgebildet werden, so wie Frau Bundesrätin Doris Leuthard in der letzten Ausgabe. Unsere Landesregierung versucht, ihren Job gut zu machen, auch wenn wir nicht immer mit allem einverstanden sind. Ich bitte Sie deshalb um etwas mehr Respekt und weniger Häme unseren Regierenden gegenüber. *Esther Marti, Riedt-Neerach*

### Chancengleichheit

Nr. 49 – «Echtes Geld statt Pseudofranken»; *Martina Alder zur Vollgeld-Initiative*

Das Vollgeld-System wird gut erklärt. Dagegen ist das gegenwärtige Geldsystem die moderne Form der Sklaverei. Wer Geld selber herstellen und mit Zins verleihen kann, der hat alle Macht zu herrschen. Wir Schweizer müssen ein Leben lang arbeiten, um nur die Zinsen der eingegangenen Schulden zu erarbeiten. Den Banken genügt ein Mausclick. Dieses entscheidende Privileg haben sich die Banken ohnedemokratische Legitimation genommen. Im Vollgeld-System müssen wir nicht auch noch die Banken in Schieflage retten. Es schafft Chancengleichheit und Gerechtigkeit. Wir Schweizer haben ein gesundes Misstrauen gegenüber gefährlichen Machtkonzentrationen und werden das Privileg der Geldschöpfung wieder der Schweizerischen Nationalbank (SNB) geben. Es ist für uns Bürger absolut elementar, dass die SNB, unter Wahrung grösstmöglicher Unabhängigkeit, bestmöglich in unsere direkte Demokratie eingebunden wird. *Paul Steinmann, Worb*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27							28		29
30				31				32		33				
34				35				36					37	38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Ihnen ist die rosa Brille nicht bekannt

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Der Nil als weiterhin wichtige Verkehrsader der Stadt. 5 Ein Stieren-grind, der sich Mensch nennt. 11 Die Stadt liegt rund 200 km nördlich von 1 waagrecht. 12 L'état c'est moi, sagte so einer. 13 Sie machen die Absicht einer Handlung aus. 16 Schweizer Bandleader, jener Pepe. 19 Der Planet Erde aus Sicht römischer Kaiser. 20 Miguel de Cervantes machte den Gaul weltberühmt. 21 Man vervollständigte den Schriftsteller Canetti. 22 Was der Franken in der Schweiz, ist er in Jemen. 23 Emil Landolt, einstiger Zürcher Stadtpräsident, wurde z.B. so betitelt. 25 Bei ihr gilt: Vermehrung ja, Sex nein. 26 Ilfis und Limpach gehören zu ihren Zuflüssen. 27 Rätselhafte österreichische Sahne. 28 Auskunft eines Wortkargen. 30 Den Namen haben. 32 War mit love, not war mal ein Slogan. 34 Was Briten als Zehn sehen, endet im Anfang. 35 In Asien geschätztes Nutztier mit zwei Fettspeichern. 39 Sie äussert sich mit einem mokanten Lächeln. 40 Die griechische Vorsilbe ist echt super. 41 Für Amerikaner ist es dann fast schon langsam. 42 Alltag und Wirklichkeit aus britischer Sicht. 43 Solch eine Annahme kommt einer Sicherung gleich. 44 So getauft, sie mit dem nach ihr benannten Berner Brunnen. 45 Schweizerin, macht mit Vorname singend auf sich aufmerksam. 46 Von Reanimation bleibt hier nur noch wenig.

**Senkrecht** — 1 Im Notfall braucht auch ein ... einen ... 2 Ein hölzerner Kubus nach Mass. 3 Pottasche ist trivial gesagt auch eines. 4 Es hat den Kopf eines Affen und die Beine eines Tigers, glauben Japaner. 5 In der Antike die Verkörperung der Täuschung. 6 Das Naturphänomen ist mit dieser Blende zu sehen. 7 Der Haken bei solchem Haken: Schmerz. 8 Das niederländische Königshaus entspricht dem Haus ...-Nassau. 9 Ein Portal aus dem alten Rom. 10 Für Opern-Fans: die einzige Oper von Ludwig van Beethoven. 14 Der die Erdscheibe umfliessende Weltstrom, ganz prosaisch. 15 Eierkuchen, für Bretonen keine Frage. 17 Das soll es: im Gedächtnis haften bleiben. 18 Jane Austens Emma führt zu deren besten Freundin. 20 Wo ein Ramon, ist namentlich auch eine sie. 23 So kann ein Rehrücken nicht entzücken. 24 Spezielle Art der Zellkernteilung. 25 Genie und lebende Legende, dieser französische Karikaturist. 27 Immer Teil der Pfadfinderlösung. 29 Die Anhäufung bedeutet schon auch mal Reichtum. 31 Vervielfachte Art und Weise sich auszudrücken 33 Klar, das muss sie sein, die Gründerin des Ordens der Klarissen. 36 Pardon, aber Mesdames sind beschränkt. 37 Den Bayern wohl bekannt: Die Amper ist ihr wichtigster Zufluss. 38 Pazifische Insel wie spanische Stadt (Südwesten).

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 545

K	A	L	M	A	R	D	F	R	A	I	S		
S	E	R	I	E	O	B	O	E	F	E	I	R	E
A	N	A	F	I	B	A	L	T	H	A	S	A	R
A	D	A	R	R	E	I	C	H	E	N	K	E	
B	A	A	R	A	R	E	I	N	T	G	E	N	
M		H	U	N	D	K	A	M	E	R	A		
M	O	M	B	A	S	A	D	E	N	A	R	D	
R	A	U	M	T	H	A	R	T	I	M	E		
B	A	S	E	L	B	I	E	T	E	I	N	E	
A	L	S	T	E	R	G	E	O	L	O	G	I	E
Z	A	T	T	I	L	A	E	I	N	E	N		
L	A	I	E	E	U	N	Z	E	R	E	X		

**Waagrecht** — 1 KALMAR 7 FRAIS (franz. f. frisch, kühl) 12 SERIE 13 OBOE 16 EIRE (Eier) 17 ANAFI 18 BALTHASAR 20 DARREICHEN 22 KE (berndeutsch f. kein[e]) 23 BAAR 25 REINIGEN 27 HUND 29 KAMERA 30 MOMBASA 33 DENAR 34 RAUM 35 THAR 37 TIME (engl. f. Zeit) 39 BASELBIET 41 EINE 42 ALSTER 43 GEOLOGIE 45 ATTILA 46 EINEN 47 LAIE 48 UNZE 49 REX (Kommissar Rex, war TV-Serie mit dem Hund)

**Senkrecht** — 1 KEN 2 ARADA (türk. f. dazwischen) 3 LIFAR (Flair) 4 MEIR (Emir) 5 ROBE 6 DOLCE (dolce far niente) 8 REANIMATION 9 AIS 10 IRAKER 11 SERENADE 12 SAAB 14 BAIRD 15 ETHIKER 19 HENAN (chin. Provinz: von hé f. Fluss und nán f. Süden) 21 RAUS 24 AMORAL 26 GERINGER 27 HAMLET 28 NATI 31 MASSAI 32 BUETTE 33 DATE 36 HEGAU 38 MEINE 39 BAZL (Bundesamt f. Zivilluftfahrt) 40 BRIE (de Meau, Weichkäse) 41 ELIE (Eile) 44 OEZ (Osteuropäische Zeit)

**Lösungswort** — **MEDITATION**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | EDELSTAHL



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888